

Hartmut Siebenhüner

**Harry Stack Sullivan
und seine
Interpersonale Theorie –
Tradition und Perspektiven**

DISSERTATION

zur Erlangung des akademischen Grades

Doktor der Philosophie

Alpen-Adria-Universität Klagenfurt

Fakultät für Kulturwissenschaften

1. Begutachterin: Prof. Dr. Jutta Menschik-Bendele

2. Begutachter: Prof. Dr. Dr. Gerhard Danzer

Institut: Institut für Psychologie

März 2007

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	1
1.1	Motivation und Überblick über die Arbeit	1
1.2	Methoden	3
2	Biografie	4
2.1	Kindheit und Jugend	4
2.2	College-Zeit an der Cornell University in Ithaka, N.Y.	15
2.3	Die große Krise 1909–1911 – Sullivans Verschwinden.....	16
2.4	Medizinstudium in Chicago 1911–1915.....	19
2.5	Erste Berufserfahrungen 1915–1921	21
2.6	Kommentar zu Sullivans Persönlichkeit und Pathologie	23
2.7	St. Elizabeth’s Hospital 1921	26
2.8	Sheppard Pratt Hospital 1922–1930	29
2.9	Verluste und neue Beziehungen	35
2.10	Zusammenarbeit mit Sozialwissenschaftlern der Chicagoer Schule.....	40
2.11	New York City 1930–1939.....	44
2.12	Interdisziplinäre Forschungen	47
2.13	Die Gründung der Washington School of Psychiatry	49
2.14	Die Zeitschrift <i>Psychiatry</i>	50
2.15	Rückkehr nach Washington D.C.	51
2.16	Die letzten Jahre.....	54
2.17	Überlegungen zu Sullivans frühem Tod.....	58
2.17	Thesen zur Biografie und zur Persönlichkeit Sullivans	62
3	Einflüsse auf Sullivan – Mentoren und Wegbegleiter	66
3.1	Sullivan und Sigmund Freud (1856–1939)	66
3.2	William Alanson White (1870–1937)	71
3.3	Adolf Meyer (1866–1950).....	77
	Exkurs: Adolf Meyer und das Leib-Seele-Problem	83
3.4.	Clara Thompson (1893–1958) und Sándor Ferenczi (1873–1933).....	88
3.5	Edward Sapir (1884–1939).....	97

4	Werkanalyse	102
4.1	Grundlegende Begriffe	102
4.1.1	Der Begriff „Psychiatry“	102
4.1.2	Drei Arten des Welterlebens.....	103
4.2.	Das Konzept der Angst.....	104
4.2.1	Angst als Gegenstand der Philosophie	104
4.2.2	Angst in der Literatur	110
4.2.3	Psychologische Angsttheorien	112
4.2.4	Sullivans Konzept der Angst.....	117
4.2.4.1	Vorbemerkungen.....	117
4.2.4.2	Furcht, Terror und Angst.....	120
4.2.4.3	Wirkungen der Angst	122
4.2.4.4	Angst und Psychopathologie.....	130
4.2.4.5	Angst in der Psychotherapie.....	132
4.3	Sullivans Entwicklungstheorie	134
4.3.1	Einführung.....	134
4.3.2	Das Säuglingsalter (infancy).....	137
4.3.2.1	Vorbemerkungen.....	137
4.3.2.2	Erste frühkindliche Erfahrungen und Reaktionen.....	138
4.3.2.3	Das Konzept des Dynamismus.....	140
4.3.2.4	Zonen der Wechselwirkung.....	141
4.3.2.5	Erste interpersonale Erfahrungen	142
4.3.2.6	Persönlichkeit und Personifizierungen.....	144
4.3.2.7	Die frühe Entwicklung des Selbst	147
4.3.2.8	Erlernen der Mimik und erster Sprachmitteilungen.....	148
4.3.2.9	Lernen als Strukturierung von Erfahrung.....	149
4.3.2.10	Drei Personifizierungen des Ich	150
4.3.2.11	Die Anfänge des Selbstsystems.....	152
4.3.3	Die Phase der Kindheit (childhood).....	154
4.3.3.1	Sprachentwicklung	154
4.3.3.2	Elterliche Erziehungseinflüsse	156
4.3.3.3	Wut, Ärger und Ressentiment	159
4.3.3.4	Transformation in Feindseligkeit	159
4.3.3.5	Verdeckte Prozesse – das Unbewusste bei Sullivan	161
4.3.3.6	Das Fluchttheorem	162
4.3.3.7	Sublimierung	163
4.3.3.8	Reziproke Emotionen.....	164
4.3.3.9	Regression	165
4.3.3.10	Entwicklungshemmung.....	166
4.3.3.11	Geschlechterrolle.....	166
4.3.4	Das Schulkindalter (juvenile era).....	167
4.3.4.1	Die Gruppe der Gleichaltrigen	167
4.3.4.2	Wettbewerb und Kooperation	168
4.3.4.3	Entwicklung des Bewusstseins.....	168

4.3.4.4	Supervisionsmuster (supervisory patterns)	169
4.3.4.5	Soziale Behinderungen und Ostrazismus	170
4.3.4.6	Vorurteile und Herabsetzung anderer	171
4.3.4.7	Das Konzept der Lebensorientierung (orientation in living).....	172
4.3.5	Vorpubertät (pre-adolescence).....	173
4.3.5.1	Erste Liebeserfahrung.....	173
4.3.5.2	Mögliche Gefahren.....	175
4.3.5.3	Jugendgruppen	176
4.3.5.4	Ausgleich von Entwicklungsmängeln.....	176
4.3.5.5	Erfahrung der Einsamkeit.....	177
4.3.5.6	Kritik an Sullivans Konzept der Präadoleszenz	178
4.3.6	Pubertät (early adolescence).....	179
4.3.6.1	Der Lust-Dynamismus	179
4.3.6.2	Verlagerung des Intimitätsbedürfnisses	180
4.3.6.3	Kollisionen zwischen Sexualbedürfnis, Sicherheit und Intimitätsbedürfnis	181
4.3.6.4	Die Trennung von Sexual- und Intimitätsbedürfnis	184
4.3.6.5	Heterosexuelle Erfahrungen.....	184
4.3.6.6	Der Lust-Dynamismus als System von Interaktionszonen	186
4.3.6.7	Der Lust-Dynamismus als System von Integrationstendenzen.....	187
4.3.6.8	Sullivans Stellungnahme zur Homosexualität und zur Sexualität	189
4.3.7	Adoleszenz (late adolescence).....	190
4.3.7.1	Der Weg zu Reife.....	190
4.3.7.2	Erfahrungszuwachs im syntaktischen Modus	191
4.3.7.3	Unangemessenes Selbstbild und Stereotypisierungen	192
4.3.7.4	Vermeidung und Minimierung von Angst	193
4.3.7.5	Restriktionen in der Lebensfreiheit	194
4.3.8	Erwachsenenalter und menschliche Reife (human maturity).....	195
4.4	Psychopathologie.....	199
4.5	Psychotherapie.....	205
5	Kritische Würdigung und Ausblick.....	208
5.1	Sullivans Authentizität.....	208
5.2	Sullivans Verankerung in der Zwischen- und Mitmenschlichkeit.....	209
5.3	Sullivans Interdisziplinarität.....	211
5.4	Rezeption	212
5.5	Grenzen und Ausblicke.....	214
	Literaturverzeichnis.....	I

1 Einleitung

1.1 Motivation und Überblick über die Arbeit

Mein persönliches Interesse an einer Arbeit über den amerikanischen Neo-Psychoanalytiker Harry Stack Sullivan ergab sich zum einen aus meiner jahrzehntelangen Tätigkeit als Berufsschullehrer und der Erziehung zweier eigener Kinder. Dabei wurde mir bewusst, wie wichtig es ist, sich selber und die psycho-soziale Entwicklung der Kinder und Jugendlichen einschließlich der damit verbundenen Schwierigkeiten und Krisen besser zu verstehen.

Zum anderen wurde ich durch meine Mitarbeit im Berliner Institut für Tiefenpsychologie, Gruppendynamik und Gruppentherapie angeregt, mich mit pädagogisch relevanten Autoren wie Alfred Adler, Alexander S. Neill und Rudolf Dreikurs zu beschäftigen, über den ich meine Diplomarbeit im Fach Psychologie geschrieben habe. Während meines Psychologiestudiums habe ich mich auch mit den zahlreichen Aspekten der Psychopathologie sowie mit der psychosozialen Phasenlehre Erik H. Eriksons beschäftigt.

Somit lag es nahe, Sullivan und seine Lehre näher kennen zu lernen, der als Psychiater und Psychotherapeut eine Verbindung zwischen der Psychoanalyse Freuds und der Individualpsychologie Adlers hergestellt und eine innovative Entwicklungstheorie geschaffen hat, welche die Grundlage für seine Interpersonale Theorie der Persönlichkeit darstellt. Sein Werk hat in der angelsächsischen Welt große Bedeutung erlangt und er gilt in Fachkreisen als der führende Psychiater und Psychotherapeut Amerikas. Im deutschen Sprachbereich ist er weitgehend unbekannt geblieben, obwohl er durch Josef Rattners Bücher über ihn und sein Werk in den 1970er Jahren einem größeren Lesekreis bekannt wurde. Inzwischen sind aber die beiden ins Deutsche übersetzten wichtigsten Werke Sullivans – *Die interpersonale Theorie der Psychiatrie* und *Das psychotherapeutische – Gespräch* vom Büchermarkt verschwunden.

Da ich die Fächer Englisch und Wirtschaft studiert und unterrichtet habe, galt mein Interesse auch stets der Bedeutung von Sprache, der angelsächsischen Geschichte und dem Zusammenhang zwischen Kultur und den sozio-ökonomischen Verhältnissen. Hieraus entsprang eine zusätzliche Motivation für die vorliegende Arbeit, weil diese Aspekte auch im Werdegang Sullivans deutlich zu finden sind.

Mein Interesse für Sullivan hat mich bewogen, während einer Amerikareise seine Geburtsstadt Norwich im Staat New York und seinen in der Nähe gelegenen Heimatort

Smyrna aufzusuchen. Außerdem besuchte ich seine Wirkungsstätte Chestnut Lodge, kurz bevor diese Privatklinik wegen finanzieller Probleme geschlossen werden musste.

Im ersten Teil der Arbeit wird der krisenhafte Lebensweg Sullivans im Zusammenhang mit dem sozialen Milieu und der sozio-ökonomischen Situation dargestellt. Daran schließt sich seine berufliche und theoretische Entwicklung an. Im zweiten Teil werden die Lehrer, Mentoren und Wegbegleiter Sullivans vorgestellt, die ihn und seine Lehre beeinflusst haben.

In der sich daran anschließenden Werkanalyse geht es zunächst um das Thema der Angst, welche in seiner Theorie und Praxis eine zentrale Rolle spielt. Dabei werden auch die philosophischen und kulturellen Aspekte der Angst erörtert. Es folgt eine Darstellung seiner eigenständigen Lehre der Entwicklungsphasen des Menschen von der Geburt bis zum Erwachsenenalter. Von besonderer Relevanz ist dabei die frühkindliche Entwicklung und die jugendliche Entwicklung, die er in drei Phasen unterteilt. Aus den oben genannten Gründen liegt das Schwergewicht meiner Werkanalyse auf Sullivans Entwicklungslehre. Seine Ausführungen zur Psychopathologie und zur Psychotherapie werden anschließend in kompakter Form dargestellt.

Als letztes Kapitel folgt eine Zusammenfassung und kritische Würdigung mit einem Ausblick auf die potentielle Anwendung seiner Lehre auf gegenwärtige Probleme.

1.2 Methoden

Die Erforschung von Harry Stack Sullivans Persönlichkeit und seiner Interpersonalen Theorie soll nach Methoden erfolgen, die in den Geisteswissenschaften üblich sind. Als Methodengründer der Geisteswissenschaften und der Psychologie gilt Wilhelm Dilthey (1833–1901), der in seiner Schrift *Einleitung in die Geisteswissenschaften* (1883) das Verstehen als zentrale Methode der naturwissenschaftlichen Methode des Erklärens gegenüber stellt. Mit diesem Werk wurde der Berliner Philosoph zum Schöpfer der Erkenntnistheorie der Wissenschaften vom Menschen, seiner Kultur und seiner Geschichte und leistete damit eine ähnliche Grundlegung, wie sie Kant in seiner *Kritik der reinen Vernunft* (1781) für die Naturwissenschaften geschaffen hatte.

In seinen Arbeiten *Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie* (1894) sowie *Die Entstehung der Hermeneutik* (1900) beschreibt Dilthey die Hermeneutik als die Lehre vom wissenschaftlichen Verstehen geisteswissenschaftlicher Gegenstände. Bei der vorliegenden Arbeit sollen vor allem die kritisch-historische und die kritisch-biografische Methode sowie die hermeneutische Vorgehensweise angewandt werden.

Parallel zu Dilthey hat Nietzsche in seiner zweiten *Unzeitgemäßen Betrachtung* mit dem Titel *Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben* (1874) drei mögliche Arten der Geschichtsauffassung beschrieben: die antiquarische, die kritische und die monumentalische. Das Bewahrende und das Kritische sind für ihn nur eine Basis für das Monumentalische, das dem Wesen des Menschen am ehesten entsprechen sollte. Diese Betrachtungsweise scheint geeignet zu sein, um die Lebensgeschichte von Harry Stack Sullivan mit ihren Ereignissen, Entscheidungen und Entwicklungsprozessen zu erfassen. Kritisch betrachtet soll sein persönlicher und beruflicher Werdegang in einen historischen, gesellschaftlichen, ökonomischen, und kulturellen Rahmen gestellt werden. Dieses methodologische Vorgehen erfordert einen ständigen Perspektivwechsel vom individuell-idiografischen zum kollektiv-übergeordneten Erfassen der Persönlichkeit und ihrer Strebensrichtungen.

Das Verfahren der hermeneutischen Interpretation wurde von Hans-Georg Gadamer (1900–2002) in *Wahrheit und Methode* (1961) und von Jürgen Habermas in *Erkenntnis und Interesse* (1971) erweitert. Ihre Ergänzungen ermöglichen eine sogenannte tiefenhermeneutische Herangehensweise an die Persönlichkeit von Harry Stack Sullivan und seine Biografie. Bei dieser Methode werden auch Tiefendimensionen wie Reichtum und Weite der Person, Wertehorizont, Weltanschauung und psychische Dimensionen in die Analyse einbezogen. Auch diese methodischen Gesichtspunkte sollen in meiner Arbeit Berücksichtigung finden.

2 Biografie

2.1 Kindheit und Jugend

Harry Stack Sullivan wurde am 21. Februar 1892 in Norwich, einer Kleinstadt im Staat New York, geboren. Seine beiden Eltern kamen aus irischen Einwandererfamilien, die vor der großen Hungersnot in Irland Anfang des 19. Jahrhunderts geflohen waren und sich in einer Umgebung niedergelassen hatten, wo Einwanderer aus Irland nicht gut angesehen waren. Die Familie der Mutter Ella Stack hatte allerdings unter den irischen Einwanderern ein relativ hohes Ansehen, da sie in Irland und auch in Amerika eigenen Landbesitz hatte. Ella Stacks Vater war Farmer und Lehrer, und die meisten ihrer Geschwister gingen nach der Schule weiter aufs College und wurden beruflich erfolgreich. Sie selbst, die älteste Tochter, besuchte kein College und blieb lange als einzige unter ihren Geschwistern unverheiratet, bis sie im Alter von fast 33 Jahren den über vier Jahre jüngeren Timothy Sullivan heiratete.

Die Familie Sullivan gehörte zur unteren Klasse der sog. „shanty Irish“, die keinen Landbesitz hatten. Timothy Sullivans Vater hatte Irland als verarmter Landarbeiter verlassen und seinen Lebensunterhalt als Arbeiter beim Bau der Eisenbahnen in Nordamerika verdient. 1875 wurde er bei einem Arbeitsunfall getötet, so dass Timothy – im Alter von 17 Jahren – und sein Bruder als Älteste auf benachbarten Farmen arbeiten mussten, um die Mutter und die insgesamt sechs Geschwister zu ernähren. Zur Zeit der Eheschließung arbeitete er als einfacher Arbeiter in einer Hammerfabrik. Dies bedeutete, dass er bei der Familie Stack einen sehr schweren Stand hatte, da er kein Land, kein Geld, kein Prestige und keine Bildung besaß. Diese sozialen Unterschiede und Vorurteile in den Herkunftsfamilien, die ihre Wurzeln schon in Irland hatten, führten in der neuen Familie zu Spannungen und Problemen, unter denen auch der Sohn Harry sehr zu leiden hatte und die ihn später veranlassten, familiäre Konflikte und ihre sozialen Hintergründe genau zu beschreiben und in seine Theorie einzubeziehen.

Als Harry Stack Sullivan geboren wurde, war seine Mutter bereits 39 Jahre alt und hatte zwei und vier Jahre vorher schon Kinder zur Welt gebracht, die aber im ersten Lebensjahr an Diphtherie gestorben waren. Daher befürchtete sie, sie könnte auch ihr drittes, ebenfalls im Wintermonat Februar geborenes Kind verlieren und ganz kinderlos bleiben, und einwickelte eine stark überbehütende Haltung und Ängstlichkeit, die sie auf den Sohn übertrug und die zu seinen stark ambivalenten Gefühlen seiner Mutter und anderen Frauen gegenüber führten. Clara Thompson sagte anlässlich einer Gedenkfeier für Sullivan im Februar 1949: „Die Mutter, die in ihrem Gefühl unter ihrem Stand geheiratet hatte, war eine nörgelnde Halbinvalide, die sich chronisch über die armselige

Familiensituation aufregte. Sie gab dem Jungen wenig Wärme. Nach seinen eigenen Worten war sie an ihrem Sohn gar nicht interessiert; für sie war er ein Statist, an dem sie ihre Illusionen aufhängen konnte“ (zitiert in: Chrzanowski 1977, S. 356). Da die Sullivans im Armenviertel der Stadt Norwich lebten und die Umgebung wegen eines schlecht drainierten Kanals als gesundheitsgefährdend galt, hatte die Mutter es stets abgelehnt, dort zu wohnen. Aber als sich durch die Hilfe ihres Bruder Ed, einem erfolgreichen Geschäftsmann in einer Nachbargemeinde, die Möglichkeit bot, dorthin umzuziehen und in das Geschäft des Bruders einzusteigen, schlug der Vater diese Chance aus, weil er als überzeugter Katholik nicht bereit war, sich in einer rein protestantischen Gemeinde niederzulassen. Er widersetzte sich also dem starken Wunsch seiner Frau und dem Druck, der von ihrer Familie ausging. Überstürzt kaufte er das Haus, das sie bisher gemietet hatten, mit einer großen Hypothek und geriet kurz darauf in finanzielle Schwierigkeiten, weil die Fabrik, wo er arbeitete, zeitweise schließen musste. Diese Probleme und Streitigkeiten führten zu einschneidenden Ereignissen, deren genaue Hintergründe unbekannt sind.

1894, als Harry zweieinhalb Jahre alt war, zog er um auf die Farm der Großeltern bei Smyrna, N.Y., wo er daraufhin von seiner Großmutter Mary Stack erzogen wurde, weil seine Mutter für mehrere Monate verschwunden war, möglicherweise wegen eines Nervenzusammenbruchs, verbunden mit einem Suizidversuch. Es ist nicht geklärt, wo sie sich in der Folgezeit aufhielt und allmählich erholte.

Die Großmutter war nicht überbehütend wie die Mutter, sondern streng und abergläubisch und sprach hauptsächlich Gälisch wie in ihrer alten Heimat Irland. Kurz nach Harrys Umzug starb sein Großvater, so dass niemand die Farm bewirtschaften konnte außer Timothy Sullivan, der sich genötigt sah, sein Haus in Norwich zu verkaufen und die Stack Farm zu kaufen. Es war ein für ihn demütigender Neuanfang, zumal er von der Familie seiner Frau als Schwiegersohn mit Misstrauen betrachtet wurde und außer seinem Haus auch seine Freunde in Norwich verlor. Er zog sich mehr und mehr zurück, wurde schweigsam und spielte im Leben seines Sohnes für viele Jahre kaum eine Rolle.

Auch für seine Frau war der Umzug ein deprimierender Rückschritt, denn sie begab sich wieder in die Abhängigkeit von ihrer Mutter und musste aus der wohlhabenderen Stadt zurück in die Einsamkeit des Landlebens, dem sie durch die Eheschließung entkommen war. Mit ihrer starken Unzufriedenheit und dem Gefühl, eine Versagerin zu sein, trug sie wesentlich zu der Ängstlichkeit und Zurückgezogenheit ihres Sohnes bei. Da er weder Geschwister noch Spielkameraden hatte, waren die Tiere auf der Farm seine einzigen Freunde; „und als er in die Schule kam, fühlte er sich deplaziert und konnte sich in der Gruppe nicht zurechtfinden“ (Chrzanowski, S. 356).

In der Dorfschule, wo alle Schüler der Klassen eins bis sechs gemeinsam unterrichtet wurden, hatte er unter den Gleichaltrigen eine schwierige Sonderstellung. Nicht nur die Mitschüler, sondern auch die meisten seiner Lehrer neigten zu der in der ländlichen Gegen üblichen Einstellung, dass es ungewöhnlich (unpopulär) sei, dass ein katholischer Junge irischer Abstammung der Beste in der Schule ist. Später beschrieb er seine damalige Situation in einem Abschnitt über die Stereotypen, die während der Schulzeit (juvenile era) auf das Kind einwirken:

In den Beziehungen zwischen Jugendlichen und Lehrern. Man braucht nur der Lieblingsschüler eines Lehrers zu sein oder dem Lehrer aus irgendeinem Grund zu gefallen, und schon muss man sich entsprechend dem jugendlichen Stereotyp des Lieblingsschülers verhalten und kann deshalb kaum Gewinn aus einer Situation ziehen, die eigentlich ein glücklicher Zufall hätte sein können (Sullivan 1953/1980, S. 269 f.).

Da er bei Schulantritt bereits lesen konnte, wurde er bald zum Lieblingsschüler des Schulleiters, der sein starkes Interesse für die Naturwissenschaften besonderes förderte, welches er durch seine Ausflüge in die an Pflanzen, Tieren und Fossilien reiche Umgebung entwickelte. Während seiner ganzen Schulzeit hatte er großes Vergnügen daran, die aus dem Griechischen und Lateinischen abgeleiteten wissenschaftlichen Ausdrücke zu lernen. Hierin zeigt sich sein frühes Interesse für Sprache und ihre Besonderheiten, welches auch mit dem stark irischen Dialekt seiner Gälisch sprechenden Großmutter in Zusammenhang steht.

Aufgrund seiner familiären Prägung als Einzelkind und seiner Sonderstellung unter den Mitschülern als „brilliant outsider“ hat er – wie er später rückblickend feststellte – in dieser Entwicklungsphase zu wenig Kompromissbereitschaft und Kooperation gelernt, zwei Fähigkeiten, die idealerweise in dieser Phase erworben werden sollen und deren Mangel ihm in seinem späteren Leben einige Schwierigkeiten bereiten sollte. Ehemalige Mitschüler beschrieben ihn gegenüber seiner Biografin als „underling“, der gehänselt und schikaniert wurde und der sich dagegen wehrte – offenbar wegen seiner Altklugheit im Unterricht und seiner forschen und angeberischen Art, mit seinem Wissen zu prahlen (vgl. Perry 1982, S. 75). Hierin zeigt sich sein „Eigenbeitrag“ zum Auslösen von Neid und Eifersucht bei den Mitschülern und zur Formung seines Lebensstils.

Vorpubertät

Im Alter von achteinhalb Jahren lernte Sullivan den fünf Jahre älteren Clarence Bellinger kennen, als dieser von einer entfernteren Grundschule in die High School in Smyrna wechselte. Er lebte auf der nächstgelegenen Farm und war ebenfalls ein von der Mutter besonders geschätztes, intelligentes Einzelkind. Mit Bellinger, der später auch ein bedeutender Psychiater und Leiter einer Klinik in Brooklyn wurde, verband ihn eine langjährige enge Freundschaft; er war für ihn ein *chum*, ein gleichgeschlechtlicher Kamerad oder „Intimus“, der nach Sullivans späterer Theorie (1953) stets am Anfang der Vorpubertät (pre-adolescence) steht und von größter Bedeutung für die Persönlichkeitsentwicklung ist.

Da Bellingers Eltern wohlhabend waren, hatte er ein eigenes Pferd mit Wagen, in dem die beiden zur Schule fuhren und ihre Überlegenheit den Schulkameraden gegenüber zeigten, von denen sie beneidet, verachtet und ausgeschlossen wurden. Der schüchterne und zurückgezogene Sullivan profitierte von der größeren Selbstsicherheit seines älteren Freundes, und beide unterstützten sich durch intensiven Gesprächsaustausch über gemeinsame Erfahrungen. Denn beide hatten keinerlei Freundschaften zu anderen Kindern, und beide hatten eine enge Beziehung zu ihrer Mutter, die dazu führte, dass beide Jungen keine engeren Freundschaften zu Mädchen aufnahmen und auch beide unverheiratet blieben (vgl. Evans 1996, S. 28).

Später schrieb Sullivan – offenbar aufgrund eigener Erfahrungen – über die große Bedeutung der Angst vor Sexualität bei der Entstehung von Psychosen. Beide schrieben 1925 ihre erste Veröffentlichung über dasselbe Thema: Die Rolle von Erziehungsfehlern bei der Entstehung von psychischen Störungen (vgl. Perry 1982, S. 310). Doch trotz so vieler Gemeinsamkeiten brach ihr Kontakt vollkommen ab, nachdem Bellinger die High School verlassen hatte, um sein Medizinstudium zu beginnen. Er soll zeitlebens verächtlich über Sullivan gesprochen haben, während dieser offenbar niemals ein Wort über Bellinger verlor. Aber in Diskussionen über die Phase der Vorpubertät sprach er später voll Bitterkeit darüber, wie verletzt sich ein einsamer Junge in dieser Zeit fühlt, wenn er sich von einem älteren Jugendlichen für dessen egoistische Zwecke ausgenutzt fühlt.

Bedeutung der Sexualität für Sullivans Entwicklung

Nach Perry gibt es keinen Hinweis darauf, dass die Freundschaft mit Bellinger auch zu einer sexuellen Beziehung geführt hat. Beide Jungen standen unter einem starken sexualfeindlichen familiären Einfluss, besonders durch ihre strengen, puritanischen Mütter, die sehr ängstlich und besorgt waren, dass ihre Söhne sich für Sexuelles

interessieren könnten. In seinen Vorlesungen schilderte Sullivan später ausführlich seine eigenen Erfahrungen in der frühen Kindheit und in der Jugendzeit, wenn er beschrieb, wie das erste Interesse des Jungen für seine Genitalien bei der Mutter eine Angst und rigide Abwehrhaltung auslöst, welche diese Körperzone zu einem Tabu erklärt. Dadurch entsteht im Kinde sowohl eine „primäre Genitalphobie“, also sowohl eine irrationale Angst vor den Genitalien als auch ein besonderes Interesse für den Sexualbereich. Denn „alles, was angstbesetzt ist, muss per definitionem, durch den inhärenten Charakter unseres Kontakts mit dem Universum, von Interesse für uns sein“ (Sullivan 1940, S. 61). Dieses Interesse und diese Angst setzten sich bei Sullivan bis in die späteren Entwicklungsphasen fort, so dass er seine Pubertät sehr verspätet, wahrscheinlich erst im Alter von 16 Jahren erlebte und eine normale sexuelle Entwicklung verhindert wurde (vgl. Perry 1982, S. 96).

Die Angst der Mutter und der Großmutter, dass dem Kinde durch seinen lustvollen Umgang mit seinen Genitalien große Gefahren drohten, entsprach der in der Zeit um die Jahrhundertwende weit verbreiteten Einstellung – besonders unter religiös geprägten Menschen –, dass Sexualität überhaupt etwas Böses und Gefährliches sei. Verstärkt wurde diese irrationale Angst durch die im April 1895 erschienenen ausführlichen Presseberichte über den Prozess gegen den irischen Dichter Oscar Wilde, der wegen seiner Homosexualität und Verführung junger Männer unter Anklage stand. Für die Familie Sullivan musste das Beispiel Oscar Wildes besonders bedrohlich gewirkt haben, weil Iren, die nach Amerika eingewandert waren, als besonders anfällig für seelische Krankheiten galten – was durch eine landesweite Untersuchung 1904 bestätigt wurde – und weil „sexuelle Sünden“, wie Sullivan später formulierte, als Hauptursache für Geisteskrankheiten angesehen wurden (vgl. Perry 1982, S. 98).

Hinzu kam, dass in der Öffentlichkeit und auch in der Wissenschaft die Vorstellung verbreitet war, dass Geisteskrankheiten durch Vererbung weitergegeben werden. Hierdurch wird die Besorgnis von Harrys Großmutter, Mutter und deren Schwester Margaret verständlich, dass er die Krankheit seiner Mutter geerbt haben könnte. Diese hielt nach ihrer Rückkehr ein wachsames Auge auf ihren Sohn und bemühte sich zusammen mit ihrer Schwester darum, dass er sich stets mit sinnvollen Dingen, besonders mit dem Lernen beschäftigte. Gemäß dem Sprichwort „Müßiggang ist aller Laster Anfang“ wurde damals sogar in der Lokalpresse gewarnt: „Satan loves idle hands“ (ebd.).

Sullivan erlebte in der Kindheit allerdings nicht nur die Prüderie der ihn umgebenden Frauen; denn er berichtete auch, den Koitus eines Bullen mit einer Kuh miterlebt zu haben, wobei anzunehmen ist, dass sein Vater die Anwesenheit des Jungen geduldet hat. Ob er allerdings mit ihm darüber gesprochen hat, bleibt unklar. Als Fünfjähriger sah er

den halb-eregierten Penis seines Vaters und berichtete davon seiner Mutter und Tante, musste aber lernen, dass über solche Dinge in Anwesenheit von Frauen nicht gesprochen werden durfte (ebd).

Diese Abwehrhaltung allem Sexuellen gegenüber war damals in den meisten Familien üblich und ist auch heute noch in abgemilderter Form in weiten Teilen Amerikas zu finden, so dass die neurotische Besorgnis der drei Frauen nicht als Hauptursache für Sullivans verspätete Entwicklung anzusehen ist. Wesentlicher war seine Isolierung als hochintelligentes Einzelkind und irischer Katholik, die dazu führte, dass er seine Ängste nicht im Austausch mit Schulkameraden und anderen Gleichaltrigen korrigieren konnte (vgl. Perry 1982, S. 99).

Homosexualität in der Jugendzeit

Anders als Perry geht der Biograf A. H. Chapman in seinem 1976 erschienen Buch davon aus, dass Sullivans Freundschaft mit Bellinger auch eine homosexuelle Beziehung im eigentlichen Sinne war, was auch von der Nachbarschaft so gesehen wurde (vgl. Chapman 1976, S. 22 f.). Während Sullivan sich nach einem verständnisvollen engen Freund sehnte, hatte sich der fünf Jahre ältere Bellinger schon so viel weiter entwickelt, dass er eher an einer sexuellen Beziehung interessiert war. Aus späteren Äußerungen Sullivans, die eindeutig autobiografischen Charakter haben, geht hervor, dass er sich von dem älteren Freund sexuell ausgenutzt fühlte. So schrieb er um 1930 in seinem posthum unter dem Titel *Personal Psychopathology* veröffentlichten Manuskript, dass eine enge Freundschaft zwischen einem Achteinhalbjährigen und einem Pubertierenden fast unweigerlich zu einer genitalen homosexuellen Beziehung führt.

In demselben Text berichtet Sullivan von angeblichen Studien über Jugendliche in einer dörflichen Gemeinde im Mittleren Westen, die sich aber unschwer als sein Heimatdorf Smyrna identifizieren lässt. In einer Jungengruppe sei es zu sexuellen Spielereien mit gegenseitiger Masturbation gekommen. Aber entgegen der verbreiteten Erwartung hätten alle Beteiligten eine normale Entwicklung mit heterosexuellen Beziehungen und Familiengründungen genommen. Zwei Jungen, die sich von der Gruppe fern gehalten hatten und ausgeschlossen waren, seien beide praktizierende Homosexuelle geworden und unverheiratet geblieben (vgl. Chapman 1976, S. 22 f.). Er schloss daraus, homosexuelle Spielereien unter Gleichaltrigen führten später nicht zu einer homosexuellen Orientierung, sondern gehörten zu einer normalen Entwicklung (vgl. auch Perry 1982, S. 94 f.).

Erwachsene Vorbilder – dritte Erziehungspersonen

In seinen autobiografischen Hinweisen verweist Sullivan stets auf die Not des isolierten Einzelkindes mit einer übermäßig besorgten Mutter und einem zurückgezogenen Vater. Dieses vereinfachte Bild wurde auch von Clara Thompson in ihrem Nachruf verwendet. Als Therapeut warnt Sullivan jedoch vor solch eindimensionalen Berichten und empfiehlt, man solle nach weiteren Beziehungspersonen (semiparent) forschen, die in der Entwicklung des Patienten außer den Eltern eine wesentliche Rolle gespielt haben (Sullivan 1954, S. 71 und 1976, S. 69).

Eine solche Person in seinem Leben war seine Tante Margaret Stack, die neun Jahre jüngere Schwester seiner Mutter, die als unverheiratete Lehrerin in New York City lebte. Sie stellte für den jungen Sullivan die Verbindung zur großen weiten Welt dar, denn bei ihren Besuchen auf der Farm brachte sie ihm viele interessante Bücher aus verschiedenen Themenbereichen mit, die für ihn in Smyrna unerreichbar gewesen wären, und führte mit ihm lebendige Gespräche. So half sie ihm, die kleine, ländliche Welt hinter sich zu lassen und in die große Welt zu expandieren. Auch finanziell hat sie sein Medizinstudium unterstützt.

Eine bedeutende Rolle als männliches Vorbild spielte William H. Sullivan, ein Cousin seines Vaters. Er galt als eine Ausnahmeerscheinung in der Familie Sullivan, da er der einzige war, der beruflich aufgestiegen ist. Sein Lebensweg zeigt starke Parallelen zu dem von Sullivan eine Generation später. Schon 1891 wurde er als 21-Jähriger Friedensrichter in Norwich, behielt dieses Amt bis 1900 und betätigte sich danach als Rechtsanwalt. Er war stark beeinflusst von den zahlreichen Suiziden und ungewöhnlichen Mordfällen in der Gegend, von denen einer die Grundlage bildete für den berühmt gewordenen Roman *An American Tragedy* (1925) von Theodore Dreiser (1871–1945). Wegen seiner Unparteilichkeit und seines Engagements für die Schwachen und Unterdrückten genoss William Sullivan großes Ansehen und wurde stets „Judge Sullivan“ genannt.

Während seiner beiden letzten Schuljahre bis zu seinem ersten Jahr an der Universität verfolgte Harry mit großem Interesse die Gerichtsverhandlungen über zwei spektakuläre Mordfälle, in denen sein Onkel als Verteidiger versuchte, die jungen Straftäter vor der Todesstrafe zu bewahren, indem er auf die schwierigen Lebensumstände der Beschuldigten und auf die ärztlichen Gutachten verwies, die ihnen einen seelischen Ausnahmezustand attestierten. William Sullivan war somit ein Pionier in der Anwendung psychologischen Wissens in Strafprozessen, wo er als Verteidiger für seine in seelische Not geratenen Mandanten oft versuchte, ihnen harte Strafen zu ersparen.

Exkurs: Theodore Dreiser (1871-1945)

Der amerikanische Schriftsteller und Journalist Theodore Dreiser wurde am 27. August 1871 als neuntes Kind armer und streng religiöser deutscher Immigranten im Staat Indiana geboren. Nach einem Jahr an der Universität war er zunächst als Reporter, Theaterredakteur und Korrespondent für verschiedene Zeitungen in Chicago, Pittsburgh und ab 1894 in New York City tätig. Sein Debüt als Erzähler gab er 1900 mit dem Roman *Sister Carrie (Schwester Carrie)*, in dem er das Schicksal einer seiner Schwestern verarbeitete. Mit der Schilderung der modernen Großstadtwelt und des unerbittlichen Gegensatzes zwischen Arm und Reich behandelte er bereits die zentrale Thematik seines literarischen Werkes. Da der Verleger das Buch unmoralisch fand, druckte er es nur in wenigen Exemplaren, so dass es fast unbekannt blieb. Wegen dieses Misserfolgs und wegen verschiedener familiärer Probleme geriet Dreiser in eine schwere Depression, die er durch die Unterstützung seines Bruders Paul Dresser, einem berühmten Songwriter, überwand, der eine stationäre Behandlung ermöglichte.

Der sieben Jahre später neu aufgelegte Roman wurde schließlich doch ein Erfolg. Aber die realistische Schilderung der Alltagswelt, des Arbeitermilieus und der Armut sowie die freizügige Darstellung sexueller Probleme riefen empörte Reaktionen der vorwiegend puritanisch eingestellten Leser hervor, die an romantisierende, optimistische Literatur gewöhnt waren. Nach einer auch finanziell erfolgreichen Tätigkeit als Leitender Redakteur verschiedener Zeitschriften fand Dreiser zurück zum Schreiben von Romanen und Kurzgeschichten.

Dreiser vertrat einen stark individuell gefärbten Sozialismus und attackierte immer wieder die Mechanismen der profitorientierten amerikanischen Gesellschaft. Seine naturalistisch-realistischen Romane wurden zum Vorbild einer neuen Generation politisch engagierter und sozialkritischer amerikanischer Autoren. Zum führenden Kopf dieser Bewegung wurde er 1925 mit dem Bestseller *An American Tragedy (Eine amerikanische Tragödie)*, in dem er vehemente Kritik an dem unabdingbaren Streben nach finanziellem Erfolg und am amerikanischen Rechtssystem übte, wodurch er zu einer Leitfigur einer Bewegung für soziale Reformen wurde, besonders in der Zeit der Wirtschaftskrise in den dreißiger Jahren. Nach einer Reise in die Sowjetunion schrieb er den kritischen Erfahrungsbericht *Dreiser Looks at Russia* (1928) sowie die von seiner antikapitalistischen Einstellung geprägten Bücher *Tragic America* (1931) und *America Is Worth Saving* (1941). Kurz vor seinem Tode wurde er Mitglied der Kommunistischen Partei Amerikas, mit der er sich schon länger verbunden gefühlt hatte.¹

¹ Vgl. Encyclopædia Britannica 2000.

Mordfälle und Suizide im Staate New York

In seinem Roman *An American Tragedy* (1925) bearbeitete Dreiser einen Kriminalfall, der sich in den Jahren 1906 bis 1908 in der unmittelbaren Nähe von Sullivans Heimat ereignet hatte.

Im Jahre 1906, als Sullivan 14 Jahre alt war, berichtete die Presse von dem Mordfall, in dem der 22-jährige Chester Gillette beschuldigt wurde, eine unverheiratete junge Frau aus South Otselic – einer Kleinstadt unweit der Stack Farm – ertränkt zu haben. Beide waren in der Textilfabrik seines reichen Onkels beschäftigt, als das Mädchen von ihm schwanger wurde und ihn zur Eheschließung drängte. Er aber wollte sozial aufsteigen und eine Frau aus den wohlhabenden Kreisen seines Onkels heiraten, denn er war der Armut und dem missionarischen Eifer seiner Eltern entflohen, die einer der zahlreichen Sekten in der Gegend angehörten.

Die Bevölkerung im Chenango County verfolgte den Fall mit großer Aufmerksamkeit und äußerte meistens Mitgefühl für den lange für unschuldig gehaltenen Angeklagten, denn in der Lokalpresse wurde der Angeklagte als typischer armer junger Mann dargestellt, der den Weg nach oben im Sinne des „American dream“ gesucht hat. Obwohl die Verteidigung den Tod des Mädchens als Suizid darzustellen versuchte, wurde Gillette noch im selben Jahr vom Geschworenengericht zum Tode verurteilt und im März 1908 auf dem elektrischen Stuhl hingerichtet (vgl. Perry 1982, S. 130).

Im Juni desselben Jahres verließ Sullivan im Alter von 16 Jahren die Smyrna High School. Zu den Auswirkungen dieses Kriminalfalles auf sein Selbstvertrauen und seine Zukunftserwartungen schreibt seine Biografin: „Die Exekution bildete zweifellos einen düsteren Hintergrund für Harrys Pläne, das Elternhaus zu verlassen und in die Welt hinauszutreten. Es gab so viele Fallstricke; und sicherlich hatte Harry Zugang zu vielen Büchern, die zu lesen gefährlich war. Man kann sich die ängstliche Besorgnis vorstellen, mit der all diese Zeitungsberichte in dem Farmhaus in Smyrna gelesen wurden“ (ebd.).

Fast gleichzeitig wie der oben beschriebene Fall Gillette erregte ein weiterer Mordfall landesweit große Aufmerksamkeit, der sich in New York City ereignet hatte. Sowohl der Täter Harry K. Thaw als auch das Opfer, der berühmte Architekt Stanford White (1853–1906), gehörten zur reichen Oberschicht Amerikas. Der erste Prozess endete im April 1907 ohne eindeutige Entscheidung, weil fünf der Geschworenen auf Freispruch wegen Unzurechnungsfähigkeit plädiert hatten. Zahlreiche Psychiater waren als Gutachter tätig geworden, sowohl auf Seiten der Anklage als auch für die Verteidigung. Zu diesen gehörte auch der spätere Lehrer und Mentor Sullivans, Dr. William Alanson White, damals Leiter einer der Regierung unterstehenden

Nervenklarin in Washington D.C. In seiner Autobiografie beschreibt er diesen Prozess als eine ungewöhnliche Erfahrung:

Er kann wahrscheinlich als historischer Beginn des modernen Mordprozesses angesehen werden, und ich glaube, dass dieser und alle ähnlichen Fälle, von denen es seitdem viele in diesem Lande gegeben hat, nicht nur äußerst diskreditierend, sondern auch sehr schädlich für unsere Zivilisation sind.²

Er zielte damit darauf ab, dass sogenannte Fachleute sich gegenseitig bekämpften, da sie für die eine oder die andere Seite auftraten, und dass ihre Kompetenz von der Finanzkraft des Angeklagten abhing. Er schlug deshalb vor, in solchen Fällen sollte ein Gremium von unabhängigen Experten ein gemeinsames Gutachten erstellen.

Nach einem zweiten Prozess, in dem auch der berühmte Psychiater Adolf Meyer – der später Sullivan stark beeinflusst hat – über sein Gespräch mit dem Angeklagten berichtete, entschied das Gericht im Jahre 1909, dass Thaw zur Tatzeit geisteskrank gewesen war, so dass er in eine geschlossene Nervenklarin eingewiesen wurde. Viele Jahre später starb er eines natürlichen Todes.

Ein dritter Mordfall, der die Menschen im Chenango County stark beschäftigte, war der sogenannte Fall Scott. In der Nähe von Sullivans Geburtsort Norwich tötete im Jahre 1907 ein aus schwierigem sozialen Milieu stammender junger Mann seine Stiefmutter auf brutale Weise. Der Täter war in einer Erziehungsanstalt gewesen und vorbestraft wegen Diebstahls. Vom Gericht wurde der Anwalt William Sullivan als Verteidiger bestellt, der dafür kämpfte, dass der Täter wegen einer hirnrorganischen Störung und einer schweren Schädelverletzung in der Kindheit als schuldunfähig zu gelten habe. Sein Engagement blieb erfolglos, da das Gericht die Todesstrafe verhängte und der Täter im Juni 1909 auf dem elektrischen Stuhl hingerichtet wurde.

Im Sommer 1908, kurz bevor Sullivan seinen Schulabschluss erreichte, geschah im Chenango County ein weiteres Kapitalverbrechen. Ein wohlhabender Farmer wurde von zwei verwahrlosten, arbeitslosen Jugendlichen, die durch verschiedene Diebstähle aufgefallen waren, beraubt und ermordet. Der Hauptverdächtige war der 19-jährige Earl Hill, während sein Komplize David Borst als Mitläufer eingestuft wurde, der – wie er selber erklärte – „in schlechte Gesellschaft geraten“ war. Als Verteidiger wurde wiederum Will Sullivan berufen, der sich im Verlaufe des langen Prozesses vehement für die Schuldunfähigkeit des Angeklagten einsetzte, der als Kind ebenfalls eine Kopfverletzung erlitten hatte, über Kopfschmerzen klagte und als psychisch gestört galt. Dennoch erhielt er die Höchststrafe, woraufhin Will Sullivan ein Gnadengesuch an den Gouverneur des Staates richtete, der dieses jedoch am selben Tage ablehnte, als der

² White, W. A.: *William Alanson White – The Autobiography of a Purpose*, Garden City, New York, 1938, S. 185 f. Zitiert in: Perry 1982, S. 128.

Verteidiger sowohl Hill als auch Scott zum letzten Mal im Gefängnis besuchte. Hill wurde im April 1920 hingerichtet (vgl. Perry 1982, S. 133 f.).

Zwischen den Mordfällen und den Hinrichtungen lagen jeweils fast zwei Jahre, in denen in der Lokalpresse sehr ausführlich und differenziert über den Verlauf der Verhandlungen berichtet wurde. Hierdurch wurde der Bevölkerung in den betroffenen Landkreisen bewusst, dass Tötungsdelikte möglicherweise in Zusammenhang mit seelischen Störungen stehen und dass auch auf dem Lande keine „heile Welt“ existierte, da sich hier ebenso schwere Verbrechen ereigneten wie in den Großstädten.

Die Stimmungslage in den ländlichen Gebieten zu Anfang des 20. Jahrhunderts war nicht nur durch die zahlreichen Mordfälle, sondern auch durch die ungewöhnliche Häufung von Suiziden gekennzeichnet. Die Suizidrate erreichte 1908 ihren höchsten Stand in zehn Jahren und lag im Chenango County doppelt so hoch wie im Landesdurchschnitt und kann mit der wirtschaftlichen Depression von 1907 in Zusammenhang gebracht werden (vgl. Perry 1982, S. 118 f.). Besonders betroffen waren jene ländlichen Bezirke des Staates New York, die im 19. Jahrhundert von einer so vehementen Welle religiöser Erweckungsbewegungen erfasst worden waren, dass die Gegend als „burned-over district“ bezeichnet wurde.

So hatten die beiden Begründer der Sekte der Mormonen zeitweise im Chenango County gelebt, Brigham Young in Smyrna und Joseph Smith im südöstlichen Teil des Bezirks.³ Da die wirtschaftliche Not in dieser Gegend besonders ausgeprägt war, verloren viele Menschen den traditionellen Glauben an einen persönlichen Gott, der die in Not Geratenen in einem späteren Leben entschädigen werde. Ihre Notlage wurde oft als persönliches Versagen und als Fluch oder Strafe Gottes aufgefasst.

Dieses Gefühl, in jeder Hinsicht im Stich gelassen zu sein – angesichts der großartigen Erfolge anderer Mitbürger in den aufstrebenden Wirtschaftszentren des Landes –, übertrug sich auf die zurückgebliebenen ländlichen Bezirke, wo infolgedessen die hohe Zahl von Suiziden zu einem beunruhigenden Phänomen wurde. Über die Bedeutung und die Ursachen dieser „Suizid-Epidemie“ wurde in der Lokalpresse ausführlich diskutiert, so dass dieses Problem breiten Raum im Bewusstsein der Bevölkerung einnahm.

Sullivans Biografin Perry berichtet über eigene Recherchen in den 70er Jahren im Chenango County, dass einige Bewohner ihr spontan genaueste Auskunft gaben über die Umstände und Hintergründe von Suiziden der vergangenen Jahre in ihrer Umgebung. Von einigen hörte sie sogar die Vermutung, dass die erwähnte seelische

³ Vgl. Perry 1982, S. 42 u. 430. Die von Whitney R. Cross 1965 veröffentlichte Arbeit über dieses Phänomen trägt den Titel *The Burned-over District: The Social and Intellectual History of Enthusiastic Religion in Western New York, 1800–1850*.

Störung von Sullivans Mutter im Jahre 1894 im Zusammenhang mit einem erweiterten Suizidversuch stehe (Perry 1982, S. 120 f.). Hieran zeigt sich, wie eng die Verbindung von konkreten Problemen, psychischen Störungen und Suiziden sowie anderen Tötungsdelikten gesehen wurde. Wie sehr Sullivan von dieser Häufung von Suiziden betroffen war, zeigen seine folgenden Stellungnahmen:

Der Suizid hat in letzter Zeit wieder zugenommen. ... Ich beziehe mich auf die Tatsache, welche in einer so kurzen Zeitspanne wie mein eigenes Leben mehrfach vorgekommen ist, dass ... die Häufigkeit von Suiziden periodisch ... rasch ansteigt und dann wieder sinkt. – Man kann die Macht der Presse illustrieren, indem man darauf hinweist, dass sie durch ihre Berichte unbeabsichtigt von Zeit zu Zeit die übliche Art der Selbsttötung beeinflusst. ... Ich habe drei Perioden erlebt, in denen die Selbsttötung durch Vergiftung mit Bichlorid die übliche Methode war (Sullivan: *Conceptions of Modern Psychiatry*, New York 1940, S. 25 u. 48 Fußnote).

Eine dieser Perioden war die Zeit, als er mit 16 Jahren die High School in Smyrna abschloss und das Elternhaus und die gewohnte Umgebung verließ.

2.2 College-Zeit an der Cornell University in Ithaka, N.Y.

Wegen seines hervorragenden High-School-Abschlusses im Jahre 1909 wurde Sullivan durch ein staatliches Stipendium der Besuch des College of Arts and Sciences der Cornell University in Ithaka, N.Y. ermöglicht. Die nicht durch das Stipendium abgedeckten Kosten wurden von seinem Onkel Edward Stack übernommen. Im ersten Semester belegte er die Fächer Chemie, Physik, Mathematik und Latein mit dem Ziel Physiker zu werden. Obwohl er für diese Fächer in Smyrna nicht besonders gut vorbereitet worden war, hatte er zunächst recht gute Ergebnisse, aber er war nicht mehr der Beste in der Schule. Für Sullivan war dieser Abstieg besonders frustrierend, da sein Selbstwertgefühl entscheidend von seinen schulischen Leistungen abhing. Zudem war er zum ersten Mal mit Jungen zusammen, die zumeist älter waren und die in ihrer sozialen und sexuellen Entwicklung wesentlich weiter waren als er.

Die Folge waren eine starke Verunsicherung und ein Gesichtsverlust gegenüber seiner Familie und deren Nachbarn. Wie unwohl sich Sullivan in den ersten Wochen am College fühlte, zeigt der Bericht seiner Cousine Margaret Hannon über seinen ersten Besuch bei den Eltern anlässlich des Todes seiner Großmutter im November 1908. Als er sich von ihr und seinen Eltern in Norwich verabschiedete, sei er sehr unglücklich darüber gewesen, zurück zum College zu fahren, was die Mutter fälschlicherweise als Heimweh gedeutet habe (vgl. Perry 1982, S. 138).

Im zweiten Semester fielen seine Leistungen in allen Fächern weiter stark ab, und am Semesterende wurde er bis zum Februar 1910 vom College-Besuch ausgeschlossen; er ist aber nie nach Cornell zurückgekehrt, und es bleibt unklar, wo er sich in den folgenden zwei Jahren aufhielt. In den Unterlagen des College werden keine Gründe für seine Relegation angegeben, und lange Zeit blieben die Ereignisse, die dazu führten, im Dunkeln. Inzwischen gilt es als sicher, dass er als Mitläufer zu einer Gruppe von Jungen gehörte, die auf illegale Weise Chemikalien auf dem Postwege bezog und diese versteckte, um sie dann zu veräußern.

Die älteren Gruppenmitglieder beauftragten Harry, die heiße Ware aus dem Versteck zu holen, wobei er verhaftet wurde. Seine vom Gericht festgestellte Schuld war nicht besonders gravierend, denn das College verhängte keine weitere Strafe als die Relegation für ein Semester. Es wird vermutet, dass er entweder eine Zeit im Gefängnis, in einer Besserungsanstalt oder in einer Nervenklinik verbrachte. Edith Bradley, Lehrerin an der Schule in Smyrna, äußerte folgende Meinung, die noch Jahrzehnte im Ort geteilt wurde:

Er verkaufte etwas Illegales durch die U. S. Post. Er wurde verhaftet. Er hatte die Wahl, entweder ins Gefängnis zu gehen oder sich als geistesgestört zu erklären. Man sagt, dass er geistesgestört wurde, um dem Gefängnis zu entgehen (zitiert in Perry 1982, S. 144).

Seine Beteiligung an dieser Straftat lässt sich daraus erklären, dass er wegen seines Gefühls der Einsamkeit sich zu den anderen Schülern des College, mit denen er offenbar in einem Internat zusammen lebte, zugehörig fühlen wollte. Da er aber nur als Mitläufer („underling“) akzeptiert wurde, schloss er sich – „möglicherweise in einem Zustand von schizophrener Panik“ – einer Jugendbande an, deren Opfer er wurde (vgl. Perry 1982, S. 143).

2.3 Die große Krise 1909–1911 – Sullivans Verschwinden

Es gibt bisher keine gesicherte Erkenntnis darüber, wo sich Sullivan in den zwei Jahren zwischen dem Vorfall am College im Frühjahr 1909 und dem Beginn seines Medizinstudiums in Chicago 1911 aufgehalten hat. Zweifellos hat die schwere Krise dieser Zeit dazu geführt, dass er seinem Leben eine völlig neue Richtung gab und dass er die Erfahrungen, die er in dieser Krise gesammelt hat, ausführlich in seiner Theorie über die Entstehung von schizophrenen Prozessen in der Zeit der Adoleszenz verarbeitet hat.

Sullivan schämte sich offenbar seiner Verfehlungen und deren Folgen, denn er hielt diese Zeit seinen Freunden und Kollegen gegenüber stets im Dunkeln. Auch für seine

Mutter bedeutete das Fiasko ihre Sohnes eine Schande, die sie kaum ertragen konnte. Ein Nachbar, der fünf Jahre jünger war als ihr Sohn, berichtete später, Ella Sullivan sei aufgestanden und weggegangen, immer wenn jemand nach ihrem Sohn fragte, selbst dann noch, als er das Medizinstudium abgeschlossen hatte (vgl. Perry 1982, S. 147). Sullivans Vater hingegen reagierte ebenso verständnisvoll wie dessen Freund und unmittelbarer Nachbar Yockey, ein verarmter, verkrüppelter Außenseiter, der im Alter von zwölf Jahren einen schweren Arbeitsunfall erlitten hatte. Wahrscheinlich konnten sie Mitgefühl für Harry empfinden, da sie in ihrem Leben selbst schwere Rückschläge und Enttäuschungen erlebt hatten.

Außer den erfolgreichen Cousins der Familie Stack, welche die Verfehlungen als nicht gravierend ansahen, reagierte auch Harrys Tante Margaret Stack mit Verständnis, da sie als Lehrerin mit den Gefahren für junge Leute in einer städtischen Umgebung vertraut war; einige Verwandte glaubten, dass Harry nach seiner Entlassung bei ihr gewohnt hat.

Der verwandte Richter William Sullivan soll sich – nach Darstellung von Nachbarn in Smyrna – sehr darum bemüht haben, dass Harry eine Gefängnisstrafe erspart geblieben ist. Diese Vermutung scheint naheliegend angesichts des oben beschriebenen Engagements William Sullivans für jugendliche Delinquenten.

Aus den heute bekannten Fakten, Berichten von Verwandten und Nachbarn sowie aus Sullivans eigenen Äußerungen lässt sich erschließen, dass er zumindest eine Zeitlang wegen seiner schweren Krise stationär in einem psychiatrischen Krankenhaus behandelt worden ist. Er selbst schrieb, er habe sich schon hauptsächlich für Schizophrenie interessiert, bevor er mit 19 Jahren sein Medizinstudium begann: „The focus of my interest from before medical school [has] been the schizophrenic states“ (Sullivan 1940, S. 179).

Dass Sullivan hiermit seine persönlichen Erfahrungen meint, ergibt sich auch aus anderen Äußerungen, in denen er auf persönliche Kenntnis von stationärer Behandlung im Alter von 17 Jahren hinweist. Seinem Freund und Kollegen William V. Silverberg erzählte er einmal, sein irischer Akzent, den er in der Schulzeit unterdrückt habe, sei erst wieder aufgetaucht, als er während seiner Adoleszenz eine schizophrene Episode erlebte. Auch seiner Biografin, die ihn drei Jahre vor seinem Tode kennen gelernt hatte, berichtete er, dass er wegen Schizophrenie in einer Klinik war und froh sei, damals nicht mit so drastischen Methoden wie Elektroschocks oder Lobotomie behandelt worden zu sein (vgl. Perry 1982, S. 3 u. 151).

Obwohl Perry über zehn Jahre lang in allen infrage kommenden Kliniken und Sanatorien nach Hinweisen über Sullivans Aufenthalt geforscht hat, ist ihre Suche erfolglos geblieben. Sie vertritt jedoch die These, dass Sullivan in der psychiatrischen

Abteilung des großen und berühmten Bellevue Hospital in New York City behandelt wurde, und verweist hierzu auf mehrere Umstände, die diese Vermutung stützen sollen.

Ihr Hauptargument ist, dass eine enge Verbindung des Hausarztes der Familie Sullivan, Dr. Thurston G. Packer, zu dieser Klinik bestand. Er selbst hatte dort Medizin studiert, bevor er 1881 eine bestehende Arztpraxis in Smyrna übernahm. Am Bellevue Hospital, wo schon ab 1870 auch psychiatrisch behandelt wurde, hatte er reiche Erfahrung im Umgang mit Patienten sammeln können, welche der großen Gruppe der Armen und der gerade Eingewanderten angehörten.

Sein Sohn Flavius Packer, der 1893 ebenfalls Arzt wurde, machte zusammen mit einem Freund, der aus der Türkei stammte, eine Facharztausbildung als Neurologe und Psychiater, um danach mit ihm zusammen im Bellevue Hospital eine moderne psychiatrische Abteilung aufzubauen. Flavius Packer übernahm bald darauf andere Aufgaben, blieb aber mit dem genannten Kollegen, der sich besonders für psychotisch Erkrankte interessierte, eng befreundet und hat möglicherweise arrangiert, dass Sullivan von ihm behandelt wurde (vgl. Perry 1982, S. 152 f.).

Als weiteren Hinweis darauf, dass Sullivan Patient am Bellevue Hospital war, erwähnt Perry die Tatsache, dass in der fraglichen Zeit auch der spätere Psychoanalytiker und Freud-Übersetzer Abraham A. Brill (1874–1948) dort als Facharzt tätig war. Er spezialisierte sich auf die psychoanalytische Behandlung von Psychotikern und arbeitete später eng mit Sullivan zusammen über die Themen Schizophrenie und Psychotherapie. Da er als mittelloser 15-Jähriger aus Österreich-Ungarn emigriert war, zeigte er großes Einfühlungsvermögen in das Leben und Werk Sullivans (vgl. Perry 1982, S. 153).

Nach den „schicksalsschweren Jahren“ (fatal years), wie er die Zeit der Behandlung in einer psychiatrischen Klinik später nannte (vgl. Sullivan *The Psychiatric Interview*, 1970, S. 60), war er so stabilisiert, dass er einen Neuanfang wagte, der mit einem Ortswechsel und einem Wechsel des Studienfaches verbunden war. Aufgrund seiner persönlichen Erfahrungen hatte er sich entschlossen, Medizin zu studieren, um Psychiater zu werden. Die seelische Erkrankung, in die er geraten war, war offenbar nicht so gravierend, dass sie als chronisch angesehen werden musste. Sullivans Kollege David Rioch schrieb hierzu 1985:

The rapidity, efficiency and stability of his recovery from his debacle ... at Cornell in no way suggest a chronic psychotic condition (as gossip in professional circles has implied).⁴

⁴ Rioch, D. M.: *Reflections of Harry Stack Sullivan and of the development of his interpersonal psychiatry*. In: *Psychiatry* 1985, Nr. 48, S. 145. Zitiert in: Evans 1996, S. 30. Übersetzung: „Die Schnelligkeit, der Erfolg und die Nachhaltigkeit seiner Genesung weisen darauf hin, dass es sich in

Im April 1911 war Sullivans Zeit der Abwesenheit offenbar zu Ende, denn die Lokalzeitung in Norwich meldete, dass „Henry Sullivan aus Smyrna“ sich als Besucher in dem Ort aufgehalten habe, und im August desselben Jahres erschien die – offenbar von seinen Eltern oder von Dr. Packer lancierte – Meldung: „Harry Sullivan ist nach Chicago abgereist, wo er sein Studium an der medizinische Fakultät der Universität beginnen wird“ (zitiert in: Perry 1982, S. 155).

2.4 Medizinstudium in Chicago 1911–1915

Im September 1911 immatrikulierte sich Sullivan in Chicago an dem dortigen College of Medicine and Surgery, welches zu der 1873 gegründeten Valparaiso University im Staat Indiana gehörte und – wie damals viele medizinische Hochschulen – als Zugangsberechtigung nur den Abschluss der High School, nicht aber den College-Abschluss verlangte. Außerdem war das Studium für Sullivan hier wegen der relativ geringen Studiengebühren eher möglich als anderenorts. Denn es gehörte zu den Grundsätzen des Chicago College, „jedem die Gelegenheit zu geben, eine hochrangige medizinische Ausbildung zu erhalten, unabhängig von seinen finanziellen Verhältnissen“ (zitiert in Perry 1982, S. 157).

Dennoch war es für Sullivan wegen der geringen finanziellen Unterstützung, die er von seiner Tante Margaret und von seinen Eltern erhielt, schwierig, die Kosten für das Studium und den Lebensunterhalt zu zahlen, denn er musste ohne ein Stipendium auskommen. Somit war er während seines gesamten Studiums gezwungen, durch verschiedene Tätigkeiten Geld zu verdienen. Chapman vermutet, dass er auch zwischen 1909 und 1911 zeitweise gearbeitet hat, um Geld zu verdienen (vgl. Chapman, S. 31). Unter anderem arbeitete er als Bahnschaffner und Physiklehrer. Auch nach dem Ende seines Studiums im Jahre 1915 musste er bis 1917 auf sein Diplom warten, da er in dieser Zeit Geld verdienen musste, um die noch ausstehenden Studiengebühren zu bezahlen.

Möglicherweise war diese zweijährige Verzögerung auch darauf zurückzuführen, dass er nachträglich gewisse Studienleistungen erbringen musste, denn seine Noten waren in den meisten Fächern sehr uneinheitlich und teilweise im unteren Bereich. Dieses hing wahrscheinlich mit der Notwendigkeit zusammen, während des Studiums Geld zu verdienen, kann aber auch dadurch erklärt werden, dass er nach seinem Zeitverlust von zwei Jahren keine Zeit mit mechanischem Auswendiglernen verlieren wollte.

keiner Weise um einen psychotischen Zustand gehandelt hat – wie ein Gerücht in Fachkreisen besagte.“

Wie er später selbst äußerte, erwarb er sich seine medizinischen Kenntnisse hauptsächlich durch Selbststudium und entwickelte in dieser Zeit eine Leidenschaft für das Lesen, welche sich auf viele Wissensgebiete erstreckte und die er sein ganzes Leben beibehielt. Die am Chicago College angebotene Möglichkeit, in einem sechsjährigen Studium außer Medizin auch geisteswissenschaftliche Fächer zu studieren, konnte er aus finanziellen Gründen nicht wahrnehmen, und er verließ das College bereits nach vier Jahren. Das einzige Fach, in dem er die höchste Abschlusszensur erreichte, war Toxikologie, offenbar wegen seines schon früheren Interesses für die damals häufigen Selbstvergiftungen im Chenango County. Seiner späteren Kollegin, der Soziologin Dorothy Blitsten, berichtete er, dass ihm von allen Arbeiten während des Studiums die Tätigkeit bei einem Toxikologen der Gerichtsmedizin am besten gefallen habe (vgl. Perry 1982, S. 161).

Das hauptsächlich am wirtschaftlichen Erfolg orientierte Chicago College bot insgesamt nur eine mittelmäßige medizinische Ausbildung und wurde deshalb von Sullivan später abschätzig als „diploma mill“, also als Diplom-Fabrik bezeichnet. Seine Ausbildung war in keiner Weise vergleichbar mit der sehr gründlichen und hochrangigen akademischen Bildung, die Freud und die übrigen Gründerväter der Tiefenpsychologie erfahren hatten. Es mangelte Sullivan daher – auch wegen seines abgebrochenen Studiums am College in Ithaka – an einer gründlichen formalen Bildung, weshalb er nach Chapman nie gelernt hat, ein leicht verständliches Englisch zu schreiben und seine Gedanken gut geordnet zu Papier zu bringen. Seine eigenwillige Terminologie und sein leicht unbeholfener Sprachstil deuten darauf hin, dass er weitgehend Autodidakt gewesen ist. Da er nur lückenhaften Zugang zu den Geisteswissenschaften bekommen hatte, fehlen in seinen späteren Arbeiten Vergleiche und Metaphern sowie Bezüge zu Literatur, Kunst, Mythologie und Geschichte, wie sie zahlreich bei Freud und anderen Autoren zu finden sind (vgl. Perry 1982, S. 160 f.).

Dieser lückenhafte Bildungsweg war für Sullivan andererseits auch von Vorteil, weil er, wie Chapman schreibt, dadurch nicht die in einer traditionellen Erziehung normalerweise mit vermittelten Einstellungen, Vorurteile und konformistischen Ideen übernahm, sondern außerhalb des Mainstream einen eigenständigen und teilweise sogar revolutionären Beitrag zur Psychiatrie und Psychotherapie entwickeln konnte (ebd.).

Sullivans Neubeginn in Chicago bedeutete in vielerlei Hinsicht eine Abkehr von Vertrautem. Er änderte seinen Namen und nannte sich H. F. Sullivan, wobei er seinen zur Kommunion angenommenen Vornamen Francis – nach Franz von Assisi – einfügte und den Familiennamen Stack wegfallen ließ. Damit verdeutlichte er, dass er die in ihn gesetzten Hoffungen seiner Mutter enttäuscht hatte und sich von ihren Erwartungen und

den Vergleichen mit den erfolgreichen Verwandten der Stacks befreien und einen ihm eigenen Weg einschlagen wollte.

Hierfür bot die aufstrebende Großstadt Chicago ein äußerst günstiges Milieu. Denn die rasante wirtschaftliche Entwicklung der Vereinigten Staaten vollzog sich um die Jahrhundertwende weniger in den Staaten an der Ostküste, sondern im Mittleren Westen, dessen Mittelpunkt Chicago war. Hierhin strömten damals täglich Tausende der in New York angekommenen Einwanderer aus allen Teilen Europas auf der Suche nach Arbeitsmöglichkeiten. Dies führte auch zu einem Anwachsen der Slums und zu einer Zunahme von Arbeitsunfällen sowie von körperlichen und seelischen Krankheiten der verarmten Proletarier, mit denen sich Sullivan damals konfrontiert sah.

Seitdem war er stets mehr daran interessiert, die Nöte dieser Bevölkerungsschicht zu lindern als die der Mittelschicht. Mehrfach äußerte er, junge Männer, die in den Slums einer Großstadt aufwachsen, hätten oft nur die Wahl zwischen Kriminalität und Geisteskrankheit, und wie sein Lehrer W. A. White betrachtete er Kriminalität als Zeichen einer kranken Gesellschaft (vgl. Perry 1982, S. 161).

2.5 Erste Berufserfahrungen 1915–1921

Bevor Sullivan im Jahre 1921 seine Karriere als Psychiater am St. Elizabeth's Hospital in Washington D.C. beginnen konnte, musste er verschiedene, oft schwierige ärztliche Tätigkeiten ausüben. Zunächst konnte er – noch ohne sein Medizin-Diplom – im August 1915 eine Stelle als Chirurg in der Klinik eines Stahlwerks bei Chicago antreten, wo er sechseinhalb Monate unter harten Bedingungen arbeitete. Im Februar 1916 gab er diese Stelle auch deswegen auf, weil das Gehalt äußerst gering war und weil er, wie er später sagte, stets eine Abneigung gegen Chirurgie hatte.

Im Juni 1916, kurz vor dem Eintritt der Vereinigten Staaten in den Ersten Weltkrieg, trat er in die Nationalgarde ein und versah seinen Dienst im Rang eines Feldwebels in einem Krankenhaus bei San Antonio, Texas, nahe der mexikanischen Grenze.

Im Rahmen der militärischen Ausbildung erlernte er auch das Reiten, welches ihm so sehr gefiel, dass es für ihn für einige Zeit zu einer wichtigen Freizeitbeschäftigung wurde (vgl. Perry 1982, S. 166 f.). Es hatte für ihn eine besondere Bedeutung, weil er schon in der Kindheit ein inniges Verhältnis zu Tieren, besonders den Pferden, auf der Farm entwickelt hatte und später zwei Pferdeköpfe zu seinem persönlichen Symbol erkor, welches auf allen seinen Buchveröffentlichungen erscheinen sollte. In seinem ersten Buch beschreibt er sich selbst, wenn er allgemein davon spricht, dass „Menschen, die nur eine sehr eingeschränkte Fähigkeit zu menschlicher Intimität besitzen, ihre Einsamkeit mildern können durch Hilfsmittel wie Spiele und sportliche Aktivitäten,

ohne irgendein Risiko beschwerlicher zwischenmenschlicher Beziehungen einzugehen“ (Sullivan 1940, S. 223).

Eine besondere Vorliebe entwickelte er damals für das schwer zu erlernende Springreiten, weil er es genoss, durch körperliche Geschicklichkeit zusammen mit dem Tier schwierige Sprünge erfolgreich zu bewältigen und etwas zu können, das nur wenigen Menschen möglich war und das seinem Streben nach Prestige entsprach. Bei einem der Sprünge fiel er jedoch vom Pferd und erlitt einen Kieferbruch. Es fehlte ihm, wie er selbst schrieb, die Willenskraft, um den tiefsitzenden Impuls zum Scheitern zu kontrollieren (Sullivan 1940, S. 27 f.). Wie bei vielen Verletzungen, die Menschen erleiden, kann man auch hier feststellen, dass eine innere Unsicherheit des Betroffenen oder der unbewusste Wille zum Misserfolg zu dem Unfall geführt hat.

Möglicherweise war dieser Unfall der Grund, dass Sullivan schon nach fünf Monaten aus der Nationalgarde wegen „physical disqualification“ (körperliche Untauglichkeit) entlassen wurde (vgl. Perry 1982, S. 167). Es folgte wieder eine Zeit, in der sein Aufenthalt unbekannt bleibt und in der er sich erneut in einer seelischen Krise befand. Wie er selbst 1934 berichtete, nahm er damals „etwa 75 Stunden Psychoanalyse, was im Winter 1916-17 als Psychoanalyse galt“ (Sullivan 1962, S. 312). Damit deutete er an, dass damals jede Art von Psychotherapie als Psychoanalyse bezeichnet wurde, die irgendwie von Freud oder seinen Kollegen und Nachfolgern beeinflusst war. Es bleibt unbekannt, wo und bei wem er diese Sitzungen hatte, möglicherweise – wie Perry schreibt – in New York City bei A. A. Brill (vgl. Perry 1982, S. 168).

Dass es sich erneut um eine schizophrene Episode handelte, ergibt sich aus Hinweisen, die er in den zwanziger Jahren hierzu gemacht hat. So sagte er 1924 in seinem ersten Vortrag über Schizophrenie, dass er „in den vergangenen sieben Jahren“, also seit 1917, „eine Reihe von kurzen schizophrenen Erkrankungen gesehen und studiert“ habe, „welche durch eindeutig günstige Persönlichkeitsveränderungen überwunden wurden“ (Sullivan 1962, S. 14). Auch 1929 bezog er sich indirekt auf seine Krise 1916-17, als er sagte, er habe sich seit dreizehn Jahren mit Problemen der Schizophrenie intensiv beschäftigt (Sullivan 1962, S. 186).

Nach seiner Genesung und nachdem er im September 1917 sein Diplom erhalten hatte, eröffnete er im Zentrum von Chicago eine eigene Praxis unter dem Namen „H. Stack Sullivan, M.D.“ und war bis 1919 auch im Telefonbuch unter diesem Namen verzeichnet. Allmählich fand er offenbar einen Ausweg aus seiner beruflichen und persönlichen Krise und besuchte, wie die Lokalzeitung im Januar 1918 meldete, nach vielen Jahren der Abwesenheit erstmals wieder seine Eltern in Smyrna.

Im Februar 1918 bewarb er sich um eine Stelle im Medical Reserve Corps der Armee und verwendete dabei erstmalig seinen im Diplom angegebenen Namen Harry Stack

Sullivan, den er von da an beibehielt. Bei dieser und späteren Bewerbungen machte er verschiedene ungenaue oder falsche Angaben hinsichtlich seiner Studienfächer und seiner Berufserfahrungen. Sehr auffällig war die Veränderung seines Jahrgangs, wodurch er sich um sechs Jahre älter machte; denn in allen einschlägigen Unterlagen der Armee ist sein Geburtsjahr mit 1886 angegeben (vgl. Perry 1982, S. 170).

Er absolvierte eine Prüfung, um im Staatsdienst als Arzt tätig sein zu können, und wurde im Mai 1918 im Range eines Offiziers (first lieutenant) eingestellt. Seinen aktiven Dienst, der hauptsächlich aus medizinischen Untersuchungen bestand, versah er nur sieben Monate lang bis kurz nach dem Waffenstillstand im Dezember 1918, wonach er zum Hauptmann der Reserve (Captain in the Officers' Reserve Corps) befördert wurde.

Nach seiner Entlassung arbeitete Sullivan für zwei Jahre beim Federal Board of Vocational Education, einer Bundesbehörde, die für die Rehabilitation und berufliche Wiedereingliederung von Kriegsverletzten zuständig war. Im Oktober 1919 wurde er der Zentrale dieser Behörde in Washington D.C. zugeordnet und war an verschiedenen Orten wie Chicago, Detroit, Boston und Philadelphia als Gutachter und Berater tätig. Im August 1921 wurde dieses Amt mit zwei anderen Regierungsstellen, die ehemalige Soldaten unterstützten, zu einer neuen Behörde vereinigt, dem „Veterans Bureau“, welches später in „Veterans Administration“ umbenannt wurde (vgl. Perry 1982, S. 180). Über Sullivans Berufstätigkeit ab November 1920 ist nichts bekannt. Er verbrachte aber im Winter 1920-21 längere Zeit in Smyrna, da sein Vater schwer erkrankt war. Seine Bewerbung beim Veterans Bureau war erfolgreich, denn im November 1921 erhielt er eine neu geschaffene Stelle als Verbindungsoffizier dieser Behörde beim St. Elizabeth's Hospital in der Bundeshauptstadt (vgl. Chapman, S. 33 f. und Perry 1982, S. 177). Dies bedeutete, dass er Chicago endgültig verließ und seinen Wohnsitz nach Washington D.C. verlegte.

2.6 Kommentar zu Sullivans Persönlichkeit und Pathologie

Es ist zu fragen, ob es sich bei Sullivans zweijähriger Krise der Jahre 1909–11 um – wie er selber andeutete – eine Schizophrenie oder eine andere Störung gehandelt hat. Gegen eine Schizophrenie spricht, dass es sich nicht um eine länger dauernde oder chronische Erkrankung gehandelt hat und dass offenbar keine Minus-Symptomatik mit einem Wegfall früher vorhandener intellektueller, emotionaler und sozialer Fähigkeiten vorlag. Auch wenn nicht bekannt ist, welche Symptomatik er hatte, ist aus heutiger Sicht eher von einer psychotischen Episode auszugehen, also im Sinne des ICD-10-Katalogs einer „akuten, vorübergehenden psychotischen Störung mit Symptomen einer Schizophrenie“

(F 23.2). Während einer solchen Störung kommt es zu Symptomen wie Trugwahrnehmungen und/oder Wahnsystemen verschiedener Art. Eine solche Plus-Symptomatik kann mit oder auch ohne Behandlung zurückgehen oder ganz verschwinden.

Man könnte auch von einer „schizophrenen Erlebnisreaktion“ oder „schizophrenen Reaktion“ sprechen, eine Bezeichnung, die in der offiziellen amerikanischen Nomenklatur von 1952 enthalten ist und die auf die von Adolf Meyer entwickelte Vorstellung zurückgeht, „dass vom Kranken in seinem Kampf um Anpassung an äußere und innere Stressfaktoren als Abwehr Autismus, Abkehr von der Realität sowie Wahn und Halluzinationen gebildet werden.“⁵

Sicherlich ist die Neigung zu psychotischen Störungen auch bei Sullivan auf frühe Kindheitserlebnisse zurückzuführen, wie sie weiter oben beschrieben wurden. Dennoch ist zu fragen, welche äußeren und inneren Stressfaktoren zum Ausbruch der Störung zum damaligen Zeitpunkt geführt haben. Der wichtigste Faktor war sicherlich das erschütternde Erlebnis, dass er als ehemaliger Musterschüler und braver Sohn in eine Straftat verwickelt wurde und als Krimineller angesehen wurde, was bei ihm heftige Scham- und Schuldgefühle ausgelöst hat. Er wird auch die Schamgefühle seiner Mutter verinnerlicht haben, die sie durch das beschriebene Sich-Abwenden gezeigt hat. Außerdem ist sein Gefühl von Heimatlosigkeit, das für Psychosen typisch ist, wahrscheinlich auch dadurch verstärkt worden, dass er – wie schon als Kleinkind – die von einer Mutter normalerweise gewährte schützende Zuwendung und Unterstützung vermisste. Das wirkte sich doppelt ängstigend aus.

Als zusätzlicher Faktor, der auch von Sullivan in seiner Theorie häufig als Auslöser von Schizophrenie bei Jugendlichen genannt wird, sind enttäuschende oder in anderer Weise beunruhigende erste Sexualerfahrungen, die häufig bei gehemmten, streng moralisch erzogenen Jugendlichen zu massiven Schuldgefühlen und Verunsicherungen führen. Bereits hingewiesen wurde auf die für Sullivan schmerzliche Erfahrung, von einem wesentlich älteren, sexuell weiter entwickelten Freund ausgenutzt worden zu sein. Diese Enttäuschung und seine homosexuelle Ausrichtung haben sicherlich auf dem College dazu geführt, dass er sich unter den übrigen Jungen als Sonderling fühlte und von ihnen auch als solcher behandelt wurde, was ihn dazu gebracht hat, sich an der illegalen Aktion der Jungengruppe zu beteiligen.

Man kann vermuten, dass Sullivan damals im College eine ähnliche Erfahrung gemacht hat, wie sie Robert Musil in seinem 1906 erschienenen Roman *Die Verwirrungen des Zöglings Törless* dargestellt hat, der fast zur selben Zeit und ebenfalls

⁵ Peters, Uwe Henrik: *Lexikon Psychiatrie Psychotherapie medizinischen Psychologie*, 5.Aufl. München et al. 1999, S. 469.

in einer Internatsschule spielt. Der aus gutbürgerlichem Hause stammende pubertierende Törless reagiert auf die „unwirtliche Fremde“ des Instituts zunächst mit Heimweh und schließt sich dann zwei Kameraden an, die „bisweilen bis zur Rohheit wild und ungebärdig sind,“ seine sexuellen Interessen und Wünsche anregen und ihn zu einem Abenteuer mit einer Prostituierten verführen. Hinzu kommen homosexuelle und sadistische Praktiken, die ihn in eine schwere Krise stürzen. Am Ende entschließt er sich, die Schule zu verlassen, wird aber hierzu auch aufgrund eines Entschlusses des Lehrerkollegiums gezwungen.

Da psychotische Episoden häufig durch Drogen verschiedener Art ausgelöst werden, ist zu fragen, ob dies auch bei Sullivan der Fall war, zumal er sich besonders für giftige Substanzen interessierte, mit denen er durch seine Arbeit bei einem Toxikologen konfrontiert war. Über eigenen Drogenkonsum ist nichts bekannt, wohl aber über seine Neigung, seit 1918 häufiger alkoholische Getränke zu sich zu nehmen. So gab er bei seiner Bewerbung zur Armee in einem Fragebogen an, er trinke „gelegentlich Aperitif vor dem Essen“, und eine spätere Kollegin berichtete, dass er gewöhnlich nach dem Mittagessen Alkohol trank. In einem unveröffentlichten Vortrag in den 40er Jahren sagte er:

Ich bin jemand, der ... im Jahresdurchschnitt weit mehr alkoholische Getränke trinkt, als die meisten von Ihnen vertragen würden, ohne Ihre Leber zu schädigen (Ich kann nicht garantieren, welches der Grund für meinen Tod möglicherweise sein wird), und jemand, der alles andere als ein eingefleischter Abstinenzler ist und der aus einer Familie oder Bevölkerungsgruppe kommt, die berüchtigt ist für ihre extreme Vertrautheit mit alkoholischen Getränken (zitiert in Perry 1982, S. 194).

Er machte mehrfach allgemeine Bemerkungen sowohl über die katastrophalen individuellen und gesellschaftlichen Wirkungen des Alkohols und über die Zusammenhänge von Alkoholkonsum und psychischen Störungen als auch über die Rolle des Alkohols als angstlösendes Mittel (Anxiolytikum) und als „Problemlöser“.

Mit wirklich erschreckender Häufigkeit veranlassen diese verschiedenen, mit der frühen Adoleszenz einhergehenden Probleme die davon betroffenen Menschen dazu, sich dem Alkohol zuzuwenden, dieser großen mentalhygienischen Stütze unserer Kultur, die zu so bedauerlichen Folgen führt. Manchmal glaube ich, Alkohol ist mehr als jede andere menschliche Erfindung die Grundlage für das Überdauern und das Wachstum der westlichen Welt. ... Keine so komplexe, wunderbare und beschwerliche Organisation hätte so lange überdauern können, wenn viele ihrer Mitglieder nicht auf dieses erstaunliche chemische Gemisch hätten zurückgreifen können, mit dem sie sich Linderung für unerträgliche Probleme der Angst verschaffen (Sullivan 1953/1980, S. 308).

Er sprach hierbei auch über eigene Erfahrungen, denn der Alkohol diene ihm während seiner Zeit in Chicago offenbar dazu, Ängste abzubauen, und als er gegen Ende seines

Lebens schwer erkrankt war, trank er häufiger, auch während der Arbeit, hauptsächlich um seine durch Angina verursachten Schmerzen zu lindern (vgl. Perry 1982, S. 175).

Die Fälschungen, die Sullivan bei seinen Bewerbungen hinsichtlich seiner Vorerfahrungen und seines Alters vorgenommen hat, können einerseits – wie Perry schreibt – als Ausdruck seiner psychischen Verunsicherung und als Mangel an Vorsicht sowie als ein Versuch, seine Identität zu kaschieren, gedeutet werden. Andererseits könnten sie als *corriger la fortune*, als geschickte Manipulation zu verstehen sein, wie sie jeder in gewissem Maße vornehmen wird, um sich in einem möglichst günstigen Licht erscheinen zu lassen und so die Chancen für eine erfolgreiche Bewerbung zu erhöhen. Tiefenpsychologisch gesehen, könnte man von einem Kompensationsmechanismus im Sinne Alfred Adlers sprechen, also von dem Versuch, die Scham- und Minderwertigkeitsgefühle – aufgrund von realen oder empfundenen Lücken im Können und in der Persönlichkeit – durch Vorwegnahme von Kompetenz auszugleichen, die der noch unfertige aber ehrgeizige junge Erwachsene in Zukunft zu erwerben anstrebt.

Eine literarische Parallele findet sich in dem 2001 erschienen Roman *Der menschliche Makel (The Human Stain)* von Philip Roth (Jg. 1933), wo der Protagonist, der Hochschullehrer Coleman Silk, seine Identität als Farbiger durch falsche Angaben beim Eintritt in die Armee geschickt so verändert hat, dass er fünfzig Jahre lang als Weißer gilt.

2.7 St. Elizabeth's Hospital 1921

Als Sullivan im November 1921 seine Tätigkeit als Verbindungsoffizier des Veterans Bureau im St. Elizabeth's Hospital in Washington D.C. aufnahm, änderte sich sein Leben fundamental. Seine Biografin Perry stellt fest, dass er sich vorher sehr isoliert von den Mitmenschen gefühlt und kaum nennenswerte Beziehungen gehabt hatte. Auf jede bedeutsame menschliche Begegnung in seinem früheren Leben folgte immer wieder eine Zeit der Einsamkeit, so dass es ihm nicht gelungen war, aus seinen Erfahrungen ein angemessenes Verhaltensmuster bei der Begegnung mit neuen Personen oder neuen Situationen zu entwickeln. Sein isoliertes Leben bewirkte in ihm das Bewusstsein, dass die Gefühle von Glück und Verzweiflung einem ständigen Wandel unterlagen und stark abhängig waren von der unmittelbaren Situation und von der eigenen Vergangenheit. In seinem neuen Tätigkeitsfeld befand er sich „in einem angenehmen sozialen Umfeld, wo er von Menschen akzeptiert wurde, die seine Interessen teilten, und wo seine Neugier dem Leben gegenüber nicht nur toleriert, sondern gefördert wurde“ (vgl. Perry, S. 179 f.). Er wurde freier im Umgang und

Gedankenaustausch mit hervorragenden Ärzten und Sozialwissenschaftlern und konnte mit jeder neuen Begegnung Fortschritte bei sich feststellen.

Die eigentliche Ausbildung Sullivans zum Psychiater und Psychotherapeuten begann in einer für ihn idealen Klinik, die landesweit wegen der sehr einfühlsamen Behandlung ihrer Patienten berühmt war. Diese der Bundesregierung unterstellten große Nervenklinik stand ab 1903 unter der Leitung von William Alanson White (1870–1937), einem Pionier der Anwendung der dynamischen Psychiatrie auf die Behandlung von Psychotikern.

Mit demselben Einfühlungsvermögen und tiefem Mitgefühl, welches White für die seelisch Gestörten und Straftäter hatte, begegnete er auch seinem jungen Kollegen Sullivan. Dieser berichtete ihm offenbar von seinen persönlichen Schwierigkeiten, die er sonst sehr im Verborgenen hielt, und erfuhr großes Verständnis und nachhaltige Unterstützung. White ermutigte und förderte ihn, da er seine besonderen Fähigkeiten erkannte. In einem biografischen Abriss in dem Nachschlagewerk *Current Biography* (1942) hebt Sullivan hervor, wie wichtig für ihn die Gelegenheit war, im St. Elizabeth's Hospital unter White beruflich und persönlich neue Erfahrungen zu sammeln. Er schreibt dort:

At last his career as a psychiatrist was launched – and under the aegis of the Federal Government! What is more, at St. Elizabeth's Sullivan made the acquaintance of ... William Alanson White, famous teacher and encourager of psychiatric research.⁶

Außer durch die für Sullivan äußerst bedeutsame Unterstützung durch seinen Lehrer und Mentor White wurde seine Entwicklung durch die damals entstandenen freundschaftlichen Beziehungen zu Kolleginnen und Kollegen gefördert. Besonders hervorzuheben sind hier Ernest E. Hadley und Lucile Dooley. Die Letztere war acht Jahre älter als Sullivan und fünf Jahre vor ihm an die Klinik gekommen, und zwar als Laien-Analytikerin, denn sie hatte an der Clark University in Worcester, Massachusetts, unter G. Stanley Hall Psychologie studiert. Hall war ein Bewunderer Freuds, der durch ihn 1909 die Möglichkeit erhielt, Vorlesungen an seiner Universität zu halten, und dem dort die Ehrendoktorwürde verliehen wurde. Dooley arbeitete am St. Elizabeth's Hospital unter Kempf als Psychotherapeutin, studierte zusätzlich Medizin und machte 1931 eine einjährige Ausbildung als Psychoanalytikerin am Wiener Institut, da sie seit Freuds Besuch in Worcester ein besonderes Interesse für seine Lehre entwickelt hatte.

⁶ Zitiert in Perry, S. 179 – „Schließlich begann seine Karriere als Psychiater – und zwar unter der Ägide der Bundesregierung! Und was noch wichtiger war, am St. Elizabeth's lernte Sullivan William Alanson White kennen, den berühmten Lehrer und Wegbereiter der psychiatrischen Forschung.“

1933 gehörte sie zu den Initiatoren der William Alanson White Psychoanalytic Foundation (vgl. Perry, S. 180 f. und 361).

Ernest E. Hadley kam im selben Jahr (1921) wie Sullivan als junger Psychiater zum St. Elizabeth's Hospital. Wie Sullivan stammte er aus einer Farmerfamilie und hatte es mit viel Mühe und körperlicher Arbeit geschafft, über die High School und das College zur University of Kansas im Mittleren Westen zu gelangen, um Medizin zu studieren. Obwohl sie enge Freunde wurden und einen intensiven Briefwechsel führten, hat Sullivan Hadley und dessen Frau niemals erzählt, dass er ebenfalls auf dem Lande aufgewachsen war (vgl. Perry, S. 361), wahrscheinlich weil er sich auf der Farm und in seiner Familie nie heimisch gefühlt hatte und seine unselige Vergangenheit durch Verschweigen hinter sich lassen wollte.

Die Bewunderung, die Sullivan White gegenüber empfand, wurde von diesem allerdings nicht in gleicher Weise erwidert. Als Sullivan im Herbst 1922 mit seiner Funktion als Verbindungsoffizier nicht mehr zufrieden war und eine feste Anstellung am St. Elizabeth's Hospital anstrebte, teilte ihm White mit, dass er keine freie Stelle zur Verfügung habe. Wahrscheinlich hatte er aber Vorbehalte gegen Sullivan, die auch in den Empfehlungsschreiben enthalten waren, um die er von den Leitern zweier Kliniken gebeten worden war, bei denen sich Sullivan beworben hatte. Darin heißt es unter anderem:

Unsere Beziehung war äußerst herzlich, und wir sind gut miteinander ausgekommen. ... Ich denke nicht, dass ich Dr. Sullivan wirklich gut kenne. Er ist ein sehr interessierter, aufgeweckter, irgendwie geistreicher (witty) Ire, der eine Fassade von Scherzhaftigkeit hat, die etwas schwierig zu durchdringen ist. Aufgrund einiger Begebenheiten denke ich, dass hinter dieser Fassade eine beträchtliche Unzufriedenheit war ... Dieses ist jedoch vielleicht eine unfaire Beschreibung seines Charakters. Er ist wahrscheinlich besser vorgebildet als der durchschnittliche Assistenzarzt ..., hat beträchtliche Erfahrung, ist ein freundliches und angenehmes Individuum, und ich hätte ernsthaft erwogen, ihn einzustellen, wenn ich Bedarf an Assistenzärzten hätte (zitiert in: Perry, S. 187).

Trotz dieser nicht nur positiven Beurteilung wurde Sullivan sehr rasch von Ross McClure Chapman eingestellt, der das Sheppard and Enoch Pratt Hospital in Towson, Maryland, nahe Baltimore leitete.

2.8 Sheppard Pratt Hospital 1922–1930

Im Dezember 1922 begann Sullivan seine achtjährige Tätigkeit als Psychiater am Sheppard Pratt Hospital in Towson, einem Vorort von Baltimore. Dort bot sich ihm die Gelegenheit, seine völlig neue, eigenständige Behandlungsmethode von Schizophrenen und seine interpersonale Theorie zu entwickeln. Ermöglicht wurde ihm dieses durch den Leiter der Klinik Ross McClure Chapman (1881–1948), welcher für Sullivan zu einem ebenso bedeutenden Mentor wurde wie White; denn er erkannte Sullivans besondere Fähigkeiten und gewährte ihm größtmögliche Freiheiten, seine Ideen in die Wirklichkeit umzusetzen.

Ebenso wie White und Sullivan kannte Chapman aus eigener Anschauung das Leben und die seelischen Störungen der ländlichen Bevölkerung des Staates New York. Er hatte wie White am Binghampton State Hospital gearbeitet, bevor er 1916 als Whites Assistent an das St. Elizabeth's Hospital geholt wurde. Vier Jahre später wurde er Leiter von Sheppard Pratt und konnte dort beginnen, seine Ideen zur Reform der Psychiatrie zu verwirklichen. Er legte größten Wert auf ein gutes therapeutisches Milieu in der Klinik und auf eine spezielle Ausbildung nicht nur der Ärzte, sondern auch des Pflegepersonals und aller übrigen Mitarbeiter. Er selbst war weniger an eigener Forschung interessiert, sondern war hauptsächlich Klinikleiter und Ausbilder für jüngere Psychiater wie Sullivan, die er besonders förderte (vgl. Perry 1982, S. 191).

Sullivans Verhältnis zu Chapman war wesentlich persönlicher als zu White, weil sein neuer Vorgesetzter nur wenig älter war als er und die Fähigkeit besaß, sich leicht zu entspannen, so dass sich eine freundschaftliche Beziehung entwickelte, die auch nach Sullivans Weggang von Sheppard Pratt bis zu Chapmans Lebensende im Jahre 1948 gepflegt wurde.

Nicht nur wegen der Förderung durch Chapman, sondern auch wegen der äußeren Bedingungen boten sich für Sullivan in Sheppard Pratt ideale Arbeitsbedingungen. Neue Therapieansätze waren hier unbürokratisch umzusetzen, da es sich um eine Privatklinik handelte und diese mit nur wenig über 200 Patienten wesentlich kleiner war als eine staatliche Großklinik wie St. Elizabeth's. Die Patienten stammten aber nicht wie in den meisten Privatkliniken hauptsächlich aus der oberen Mittelschicht, sondern aus allen Bevölkerungsschichten, wie es auch in den staatlichen Kliniken der Fall ist.

Demzufolge hatte nur ein Patient von insgesamt sechs Fällen, die von Sullivan in einem 1925 verfassten Bericht beschrieben wurden, ein College besucht; die übrigen stammten aus der Arbeiterschicht oder der ärmeren Landbevölkerung. Die meisten hatten eine ähnlich schwierige Sozialisation, die von Einsamkeit, Angst und Ausgeschlossen-Sein geprägt war, erlebt wie Sullivan selbst. Dies stärkte im Laufe der Jahre immer mehr seine Überzeugung, dass zwischen der sozialen Herkunft und der

Entstehung von seelischen Krankheiten ein enger Zusammenhang besteht. Die ersten Fallgeschichten lassen erkennen, dass Sullivan diese Erkenntnis noch nicht detailliert ausgearbeitet hatte, sondern dass er noch bestrebt war, das psychoanalytische Verfahren der Behandlung von psychotischen Patienten anzupassen oder so wenig wie möglich zu verändern (vgl. Perry 1982, S. 192 f.).

Nicht nur die äußeren Bedingungen, sondern auch die weltanschauliche Ausrichtung und Entstehungsgeschichte der Klinik boten Sullivan den idealen Rahmen für seine theoretischen und praktischen Neuerungen. Denn der Gründer der Klinik, der Quaker Moses Sheppard, war in der Großstadt Baltimore für das Gefängnis und die Betreuung der Armen verantwortlich und damit auch mit dem Schicksal der Geisteskranken konfrontiert. Bis zu seinem Tode im Jahre 1857 gelang es ihm, genügend Spendengelder für eine Stiftung zur Gründung einer Klinik zu sammeln, die nach der von Sheppard entworfenen Satzung nicht nur den zahlungsfähigen Mitgliedern seiner Religionsgemeinschaft, sondern in erster Linie den armen Mitgliedern und auch der armen Bevölkerung dienen sollte. Dieses Konzept, welches im Wesentlichen noch bestand, als Sullivan an die Klinik kam, entsprach der sozialen Ausrichtung der Quaker, die sich selbst Society of Friends nennen und keine Hierarchie in ihrer Gemeinschaft kennen.

Die große Wertschätzung, die Sullivan gegenüber den Quakern hegte, beruhte hauptsächlich auf seinen Erfahrungen mit dem von Sheppard begründeten Klinikkonzept. Aber schon als Kind kannte er den in der Nähe des Farmhauses gelegenen Quaker-Friedhof, und sein Freund und Kollege Ernest Hadley, mit dem er einen regen Gedankenaustausch pflegte, gehörte zu dieser protestantischen Glaubensgemeinschaft. In einem nach 1940 gehaltenen Vortrag bezeichnete er die Quaker als die nahezu einzige Gemeinschaft, die im christlichen Geiste lebte. Außerdem hob er die Leistung deren Gründers George Fox hervor, der „einen schlimmen schizophrenen Angstanfall und eine ziemlich lange schizophrene Erkrankung hatte. ... Jedenfalls war er in der Lage, seine seelische Gesundheit stabil zu halten, vielleicht sogar zu verbessern, mit Rückfällen von ziemlich schweren Persönlichkeitsstörungen.“⁷ Offenbar sah er hier Parallelen zu seinem eigenen Leben.

Sullivans Spezialstation

Zu dem besonderen Konzept der Klinik gehörte auch die Schaffung eines günstigen therapeutischen Milieus, was daran deutlich wird, dass schon 1905 ein Trainingsprogramm für Schwestern und Pfleger in der Psychiatrie eingerichtet wurde und 1911 ein Ausbildungskurs für das Pflegepersonal begann, an dessen Ende ein

⁷ Unveröffentlichter Vortrag, zitiert in: Perry 1982, S. 193.

Zertifikat erteilt wurde. An diese Idee des therapeutischen Milieus konnte Sullivan anknüpfen, als er eine besondere, kleine Station für männliche Patienten forderte, die von der übrigen Klinik abgesondert war.

Im Einzelnen forderte er, dass kein weibliches Personal dort arbeitete, dass die männlichen Pfleger von ihm besonders genau ausgewählt wurden und dass ihm Aufnahmegерäte zur Verfügung gestellt wurden, um die bis dahin als irrational und unverständlich geltende Sprache und damit das Denken der schizophrenen Patienten zu erforschen. Darüber hinaus war er bestrebt, jede Art von Hierarchie dadurch zu vermeiden, dass er die Pfleger nicht als Untergebene, sondern als seine „Assistenten“ behandelte und ihnen Unterweisung in seiner Philosophie und Behandlungsweise gab. Auf diese Weise wurde ein Milieu geschaffen, in dem die Patienten ihre Angst vor den Mitmenschen abbauen und allmählich vertrauensvolle Beziehungen einüben konnten.

Dieses Konzept kann verstanden werden als eine direkte Umsetzung der Erfahrung, die Sullivan in seiner Jugendzeit selbst gemacht hatte, besonders in der Zeit der Vorpubertät (pre-adolescence). Er ging davon aus, dass die jungen männlichen Patienten auf seiner Station in dieser Entwicklungsphase keine auf gegenseitigem Vertrauen gegründete Beziehung zu einem Freund erlebt hatten, wie sie für ihn von entscheidender Bedeutung gewesen war. Obwohl seine Freundschaft mit Clarence Bellinger nur kurz und unbefriedigend war, bestand zwischen ihnen eine emotionale Nähe, die er als „interpersonale Intimität“ bezeichnet und die für ihn „aus sehr, sehr vielen Dingen bestehen kann, ohne genitalen Kontakt einzubeziehen.“ In einer solchen Zweierbeziehung entwickelt das Kind „ein wirkliches Gespür dafür, was einem anderen Menschen wichtig ist“ (vgl. Sullivan 1953/1980, S. 278 f.).

Um seinen Patienten eine solche Erfahrung zu ermöglichen, versuchte Sullivan eine von gegenseitigem Wohlwollen und Vertrauen geprägte Umgebung zu schaffen. So eliminierte er aus der Station alle Mitarbeiter, die den Menschen ähnelten, die in seiner Vergangenheit die Entwicklung einer eigenen Identität behindert hatten, insbesondere Frauen, die seiner Mutter, seiner Tante Margaret und seinen Lehrerinnen entsprachen. Auch andere ältere Psychiater hielt er für entbehrlich, weil sie seinem Lehrer Professor Butts und seinem erfolgreichen Onkel Edward entsprachen, und damit dem Bild von Männlichkeit und Tüchtigkeit, welchem er selber und auch seine Patienten nicht gerecht werden konnten (vgl. Perry 1982, S. 195).

Dass er auf seiner Station nur niederrangige Personen zuließ, entsprach vermutlich anfangs seinem eigenen Bedürfnis, entspannt und angstfrei zu sein, wenn er mit schwer gestörten Patienten arbeitete. Sehr bald aber erkannte er, dass auch die Patienten weniger Angst erlebten, wenn sie das Personal nicht als über sich stehend erlebten. Gegen Ende seiner Tätigkeit im Sheppard Pratt Hospital war er sich im Klaren darüber,

weshalb dieses therapeutische Konzept wirksam war. Entscheidend war die Auswahl der Pfleger, wobei er solche Personen einstellte, die ihm selber und seinen Patienten charakterlich sehr ähnlich waren: „sensitive, shy, and ordinarily considered handicapped employees (gefühlvolle, schüchterne und normalerweise als gehandicapt angesehene Angestellte).“⁸ Da die Arbeit einiger dieser Pfleger zunächst nicht zufriedenstellend war, versuchte er, ihre Einstellung dahingehend zu verändern, dass sie den Schizophrenen als vollwertige Person sehen konnten.

Wenn sie aufhörten, den Patienten gemäß der üblichen Vorstellung als ‚geisteskrank‘ zu betrachten, sondern stattdessen hingewiesen wurden auf die zahlreichen Punkte von deutlicher Übereinstimmung zwischen Patienten und Angestellten, schufen wir eine viel günstigere soziale Situation; wir erlebten, dass Vertrautheit zwischen Patient und Pfleger in unerwartetem Maße gedieh und dass etwas zwischen ihnen entstand, was ich nicht anders als echte menschliche Freundschaft ansehe; dass alle Anzeichen von angeblicher Apathie des Schizophrenen verschwanden, um es milde auszudrücken, und dass die institutionelle Besserungsrate (institutional recovery rate) in die Höhe ging. Mit anderen Worten, in einer Umgebung, die dem Schizophrenen in kluger Weise angepasst ist, schien der Schizophrene aufzuleben und zu fast allem in der Lage zu sein, außer ins reale Leben zurückzukehren (ebd., S. 223 f.).

Unter „institutional recovery“ verstand Sullivan, dass die Patienten in dem relativ einfach strukturierten Milieu des Hospitals gut zurecht kamen. Von „social recovery“ sprach Sullivan, wenn die Patienten zwar auch noch Anzeichen von schizophrenem Verhalten zeigten, aber zu Hause oder in einer milieutherapeutisch geführten Station wesentlich bessere Anpassungsleistungen zeigten und beziehungsfähiger waren als Schizophrene, die nach den herkömmlichen Methoden behandelt wurden (vgl. Chapman, S. 47). Eine vollständige Wiederherstellung der Fähigkeit, selbstständig in der Außenwelt zu leben und einem Beruf nachzugehen, nannte er „real recovery“.

Da es Sullivan für seine Patienten auf ein möglichst einfach strukturiertes, hierarchiefreies Leben mit einer wohlwollenden, angstfreien Atmosphäre ankam, legte er größten Wert auf die äußerst sorgfältige Auswahl der Pfleger, die er aus anderen Abteilungen der Klinik erhielt und die er teilweise auch selbst neu einstellte. Sie wurden von ihm intensiv geschult und trainiert, so dass sie zu einem zwischenmenschlichen Zusammenleben mit den Schizophrenen in der Lage waren.

Zwischen Sullivan und seinen Mitarbeitern entwickelte sich auch privat ein freundschaftliches Verhältnis. Sie trafen sich in seinem Hause, und zwei von ihnen wurden für viele Jahre seine besten Freunde. Über seine Zusammenarbeit mit Sullivan

⁸ Sullivan: *Schizophrenic Individuals as a Source of Data for Comparative Investigation of Personality*, 1929, in: *Schizophrenia as a Human Process*, New York 1962, S. 223.

gab einer der beiden, J. Ruthwin Evans, im Jahre 1974 Helen Swick Perry Auskünfte, die diese in ihrer Biografie verarbeitet hat (vgl. Perry 1982, S. 197, 199 u. 436). Sullivan beschrieb Evans, den er besonders schätzte, in einem 1947 gehaltenen Vortrag folgendermaßen:

Ich hatte damals einen wirklich großartigen Assistenten – einen jener Menschen ohne besondere formale Ausbildung, dessen Begabungen und Lebenserfahrungen jedoch zu einer Persönlichkeit geführt haben, die verängstigte Menschen fast automatisch beruhigte. Er bot keinerlei Aufhänger, die verzweifelte Schizophrene dazu hätten benutzen können, ihren Schrecken daran festzumachen; und er spiegelte auch in vieler anderer Hinsicht ganz natürlich jene Persönlichkeitsstruktur wider, deren es im Umgang mit Schizophrenen bedarf (Sullivan 1953/1980, S. 375).

Es gab auf Sullivans Station keine klare Abgrenzung zwischen Patienten und Pflegepersonal. Einige ehemalige Patienten wurden zu Mitarbeitern, z.B. derjenige, der mehrere Jahrzehnte lang als Leiter des technischen Dienstes der Klinik tätig war. Andererseits kam es auch vor, dass ein Pfleger wegen seiner Arbeit in einen Verwirrungszustand geriet, der ihn für einige Tage zum Patienten in einer anderen Station der Klinik werden ließ. Ein ehemaliger Pfleger berichtete, dass solch ein Rollenwechsel keine Stigmatisierung bewirkte, denn Schizophrenie wurde als etwas Allgemeinmenschliches betrachtet; und „je sensibler jemand war, desto eher konnte er bei sich Perioden von Stress erkennen, in denen es ratsam war, sich zurückzuziehen“ (Perry 1982, S. 198).

In dieser heilsamen Atmosphäre empfanden sich die Patienten als Teil eines umfassenden Lernprozesses. Wenn sich ihr Zustand gebessert hatte, nahmen sie mit Sullivan und ihrem Pfleger Evans an Falldemonstrationen in der medizinischen Fakultät der Universität von Maryland teil, wo Sullivan von 1924 bis 1930 als Dozent tätig war.

Bevor Sullivan seine auf der interpersonalen Theorie basierende neuartige Behandlungsmethode für Schizophrene entwickelt hatte, wandte er vorübergehend auch traditionelle Methoden an. So arbeitete er kurzzeitig auch mit Hypnose, bis er zu der Überzeugung kam, dass diese zu riskant sei, da sich die Patienten hierbei dem Therapeuten unterwerfen müssten, dass also keine gleichwertige zwischenmenschliche Beziehung entstehen könne (vgl. Sullivan 1962, S. 282 f.). Die bereits vor seiner Ankunft in Sheppard Pratt bestehende Bäderabteilung, die von J. Ruthwin Evans, – seinem späteren engsten Mitarbeiter – geleitet wurde, wurde von Sullivan zur Behandlung von Panikpatienten geschätzt, da warme Bäder sich in diesen Fällen als wirksam – offenbar beruhigend – erwiesen hatten. Für Patienten in extremen Panikzuständen befürwortete er auch die Verabreichung von Medikamenten, aber nur als zusätzliche Methode, um den therapeutischen Prozess, also psychotherapeutische

Gespräche zu ermöglichen. Später aber war er auch bei Panikpatienten sehr zurückhaltend mit medikamentöser Behandlung, da diese oft als Ersatz für das Erlernen von zwischenmenschlichen Fähigkeiten diente, die eine wirkliche Besserung im Sinne von „social recovery“ bewirkten.

Die Ergebnisse, die Sullivan in seiner Spezialstation erzielte, begründeten seinen Ruhm als derjenige, der Schizophrene mit psychodynamischen und milieuthérapeutischen Methoden erfolgreich behandeln konnte. Über seine Theorie und seine Forschungen zur Schizophrenie sowie über seine Behandlungsmethoden schrieb er eine Reihe von Veröffentlichungen, von denen die meisten in dem von Helen Swick Perry herausgegebenen Buch *Schizophrenia as a Human Process* (1962) erschienen sind. Die acht Jahre, die er im Sheppard Pratt Hospital verbrachte, waren seine produktivste Zeit als Autor. Als er dort ankam, war er noch ein unerfahrener Neuling, er verließ die Klinik aber, wie Evans schreibt, „als eine Berühmtheit in der Welt der klinischen Psychiatrie und in den Sozialwissenschaften, wo er so angesehen war, dass er in den frühen dreißiger Jahren gebeten wurde, für die *Encyclopedia of Social Sciences* die Artikel über *Mental Disorders* und *Psychiatry* zu verfassen“ (Evans 1996, S. 35).

Innerhalb der Klinik wurde nach Sullivans Vorschlägen ein neues Aufnahmezentrum geplant und errichtet, welches den neu aufgenommenen Patienten einen ersten guten Eindruck vermitteln sollte und wo sie bei ihrem ersten akuten Anfall intensiv betreut werden konnten. Dank der Unterstützung durch Chapman, den Leiter der Klinik, und durch den Vorsitzenden des Kuratoriums wurden Sullivans Pläne verwirklicht, aber seine erhoffte Ernennung zum Leiter dieser Abteilung scheiterte an dem Widerstand des neuen Leiter des Kuratoriums. Dieser folgte der von vielen Seiten geübten Kritik an Sullivan wegen dessen Neigung zu hohen Geldausgaben und wegen seines oft ungeschickten Umgangs mit Kollegen und besonders dem Pflegepersonal. Nach Sullivans Kündigung im März 1930 erläuterte Chapman in einem Brief an das Kuratorium, dass er für die Klinikleitung stets ein Problem gewesen sei:

Er konnte sich nie mit Geduld an viele der Menschen in seiner Umgebung anpassen. Eine Sache, die ihn verletzte, war, dass ich ihm leider die Leitung der Aufnahmestation nicht – wie er geplant hatte – übertragen konnte. Das kam nicht infrage wegen seiner Unfähigkeit, mit anderen Abteilungen zusammenzuarbeiten (zit. in: Perry 1982, S. 288).

Da Chapman ihn dennoch sehr schätzte, akzeptierte er die Kündigung mit Bedauern und wünschte ihm viel Glück und Erfolg für seine Pläne in Chicago und New York.

2.9 Verluste und neue Beziehungen

Während seiner Tätigkeit im Sheppard Pratt Hospital erlebte Sullivan einige schmerzvolle Trennungen durch den Tod wichtiger Bezugspersonen. Da seine Eltern durch das beschwerliche Leben auf der Farm und wegen ihres fortgeschrittenen Alters häufiger unter Krankheiten litten, besuchte er sie mehrmals, um sich um sie zu kümmern, so auch während seines Urlaubs zu Weihnachten 1925. Da seine 72-jährige Mutter erkrankt war, verlängerte er seinen Aufenthalt und traf sich zu einem gemeinsamen Dinner mit seinem Cousin Leo Stack und dessen Frau Nina.

Leo, der von seinem Vater Edmund Stack dessen Hotelbetrieb in South Otselic übernommen hatte, war für Sullivan stets ein bewundertes und beneidetes Vorbild gewesen, da er unter den Gleichaltrigen sehr beliebt war und dem traditionellen Bild des beruflich erfolgreichen Mannes entsprach. Während des gemeinsamen Essens klagte Leo über heftige Schmerzen im Brustbereich. Ein herbeigerufener Arzt führte die Beschwerden auf Verdauungsprobleme zurück. Da Harry diese Diagnose nicht akzeptierte und sehr beunruhigt war, bestand er darauf, einen weiteren Arzt zu Rate zu ziehen, was aber von Leo und seiner Frau abgelehnt wurde. Kurz darauf verstarb Leo an einem schweren Herzinfarkt.

Sullivan nahm es sich noch lange sehr übel, dass er den Tod seines Cousins nicht verhindert und sich in seiner Familie nicht als kompetenter Arzt erwiesen hatte. Außerdem begann damals seine permanente Skepsis gegenüber seinen Kollegen der Körpermedizin.

Aufgrund einer Autopsie wurde als Todesursache die Ruptur der Aorta aufgrund eines angeborenen Aneurysmas (krankhafte Erweiterung einer Schlagader) angegeben. Sullivan unterzog sich danach einer Untersuchung seines Herzens, wobei ein Herzklappenfehler entdeckt wurde, der – nach der Mitteilung eines Kollegen – die Ursache dafür war, dass er die meiste Zeit seines Lebens unter Schmerzen und Erschöpfung litt (vgl. Perry 1982, S. 220).

Nur zwei Monate nach seinem Cousin verstarb Sullivans Mutter 73-jährig im März 1926 an einem Gehirnschlag. Beide Todesfälle haben ihn sehr beunruhigt und veranlassten ihn, Vermutungen über sein eigenes Ende anzustellen. Fünf Jahre später, kurz nachdem sein Vater gestorben war, sagte er in einem Vortrag in halb scherzhafter Weise seinen eigenen Tod voraus:

Es ist denkbar, dass ... zum Zeitpunkt der Zeugung des Autors bestimmt wurde, dass sein Leben durch eine Ruptur der mittleren Gehirnarterie im Alter von 57 Jahren, drei Monaten und fünf Tagen, plus oder minus von weniger als hundert Tagen, enden wird (Sullivan 1962, S. 274).

Tatsächlich verstarb er 1949 im Alter von fast 57 Jahren an einer Gehirnblutung, also ziemlich genau zu dem vorhergesagten Zeitpunkt. Hinsichtlich seiner vorhergesehenen Todesursache bezog er sich offenbar auf den Tod seines Cousins und seiner Mutter, wobei er vermutlich zur Berechnung seiner Lebenserwartung ziemlich genau den Mittelwert der Lebenszeit dieser beiden wählte.

Sullivans Überlegungen zeigen seine Neigung zum magischen Denken, welches eng mit der irischen Tradition und keltischen Mythologie verbunden ist. Als Kind hatte er von seiner Mutter gehört, dass sein Großvater Michael Stack, der verstorben war, als Sullivan drei Jahre alt war, nach Amerika gekommen war, und dass die Stacks von einem mythologischen Wesen abstammten, dem „Westwind, dem Pferd, welches mit der Erde in die Zukunft rennt“.

Diese Legende hatte eine so große Bedeutung für ihn, dass er als Erwachsener das Pferd als Symbol für sich selbst wählte. Die von dem Bildhauer P. J. Mène geschaffene Bronzeplastik eines eleganten Pferdes stand viele Jahre auf seinem Schreibtisch (vgl. Perry 1982, Abbildung nach S. 314). In den 30er Jahren entwarf ein befreundeter Künstler für ihn ein aus zwei ineinander verschränkten Pferdeköpfen bestehendes Emblem, welches auf seinen Wunsch hin auf all seinen Büchern erscheinen sollte. Er identifizierte sich offenbar mit dem in die Zukunft fliehenden Pferd, da er selbst den engen Familienbindungen und dem ländlichen Milieu zu entkommen versuchte, indem er eine bedeutende berufliche Karriere anstrebte und eine neue, zukunftssträchtige Theorie und Behandlungsmethode entwickelte.

Als Sullivans Mutter gestorben war, erschien in der Lokalzeitung eine offenbar von ihm und seiner Tante Margaret verfasste Todesnachricht, worin es heißt, sie starb, „als die Sonne hinter den Hügeln im Westen ihres Hauses versank.“ Damit wird ihr Sterben mit einem keltischen Mythos in Zusammenhang gebracht, der besagt, dass der Himmel am Lebensende im Westen bei der untergehenden Sonne liegt. Dem entspricht auch, dass die Mutter in dem nach Westen gerichteten Schlafzimmer des Farmhauses starb. Gemäß einer alten Tradition in ihrer irischen Heimat, die Conrad Arensberg in den 1920er Jahren erforscht hat (*The Irish Countryman*, New York 1968, S. 38-40), war dieses neben der Küche gelegene Westzimmer für die Alten am Ende ihres Lebens reserviert. Der Blick nach Westen wurde stets frei gehalten, um geisterhafte Fabelwesen nicht am Kommen und Gehen zu hindern.

Auch wenn Sullivan eine distanzierte und kritische Einstellung zu solchen Traditionen hatte, war er sicherlich doch durch seine Eltern und Großeltern sowie das gesellschaftliche Milieu von ihnen beeinflusst und auch betroffen. Denn wegen seiner Zugehörigkeit zu einer ethnischen und religiösen Minderheit sowie seiner Neigung zur

Homosexualität hat er die gefährliche Wirkung von Vorurteilen zu spüren bekommen und in seinen Schriften genauer untersucht.

Eine Woche nach dem Tod seiner Mutter feierte die protestantische Geheimorganisation Ku-Klux-Klan, welche die Vorherrschaft der weißen Mittelklasse in Amerika durch rassistische, religiöse und ethnische Minderheiten bedroht sah und Gewalttaten gegen diese verübte, bei Smyrna durch das nächtliche Abbrennen zweier Holzkreuze den St. Patrick's Day – zum Gedenken an den Schutzheiligen Irlands – und die Abreise der vielen Katholiken, die zu der Beerdigung gekommen waren. Diese schauerliche Zeremonie hat Sullivan nicht persönlich miterlebt, aber sie war von seinem Elternhaus deutlich zu sehen, wo die wahrscheinlich letzten irischen Katholiken der Gegend lebten (vgl. Perry 1982, S. 222 f.).

Der Tod von Sullivans Mutter bedeutete für ihn einen herben Verlust, da er von ihr viel Zuwendung erfahren und das Streben nach einer bedeutenden beruflichen Karriere übernommen hatte. Andererseits war ihr Ableben auch eine Befreiung, da er darunter gelitten hatte, dass sie viel geklagt hatte und er ihre Zukunftshoffnungen verwirklichen sollte.

Eine Frau, mit der ihm ein entspanntes, freundschaftliches Verhältnis gelang, war seine fast gleichaltrige Kollegin Clara Thompson (1893–1958), die er im Jahre 1923 kennen lernte. Obwohl sie sich sehr gut verstanden, eine lebenslange Freundschaft pflegten und sich intensiv gegenseitig beeinflussten und förderten, blieb die körperliche Liebe höchstwahrscheinlich ausgespart. Wie Sullivan einem Freund berichtete, hätten er und eine junge Frau –wahrscheinlich Clara Thompson – eines Abends beschlossen, ihre Verlobung bekannt zu geben. Tags darauf hätten sie aber beide telefonisch diesen Entschluss zurückgenommen. Beide wollten offenbar ihre bis dahin erworbene Unabhängigkeit nicht aufgeben.

Kurz nachdem Sullivan nach Sheppard Pratt gekommen war, besuchte er an der nahe gelegenen Phipps Clinic der Johns Hopkins University in Baltimore einen Vortrag über Suizide von Psychotikern, gehalten von Clara Thompson. Wie sie in einem 1955 gehaltenen Vortrag vor der Harry Stack Sullivan Society in New York berichtet, sei sie sehr aufgeregt gewesen, da es ihr erster öffentlicher Vortrag war; außerdem sei sie an Typhus erkrankt gewesen. Sullivan dachte daher, sie sei schizophran, und wollte sie unbedingt kennen lernen.

Als sie sich einige Monate danach wieder trafen, war er bestürzt, dass sie „nicht so schizophran war, wie er dachte.“ Sie fügte hinzu: „Ich wollte nicht sagen, dass ich nicht schizophran war!“ Dabei hat sie sicherlich übertrieben, denn ihre Kindheit war weniger traumatisch als diejenige Sullivans. Andererseits schließt sie sich seinem Diktum an, dass jeder von uns die Erfahrung eines schizophranen Prozesses gemacht habe,

besonders in der Zeit der Pubertät, und darum auch wisse. Aufgrund eigener Erfahrungen von Einsamkeit fühlten sie sich von Anfang an verbunden durch ihre Sympathie und ihr Einfühlungsvermögen für „die Einsamen“ (the lonely ones), wie sie ihre schizophrenen Patienten oft nannten.

Da Clara Thompson damals vier Jahre lang an der von Adolf Meyer (1886–1950) geleiteten Phipps Clinic arbeitete, lernte Sullivan durch sie diesen aus der Schweiz stammenden Psychiater und dessen Konzept der „Psychobiologie“ kennen, welches viele Parallelen zu seinen eigenen Ideen aufwies. Auf Meyer und dessen Einfluss auf Sullivan soll in einem gesonderten Kapitel eingegangen werden.

Als sich Sándor Ferenczi (1873–1933) ab Herbst 1926 für acht Monate in den USA aufhielt, besuchte Sullivan – zusammen mit seinem Lehrer White – zwei von ihm gehaltene Vorträge. Er hatte eine 1916 erschienene englische Übersetzung von dessen Werk *Bausteine zur Psychoanalyse (Contributions to Psycho-Analysis)* gelesen und schätzte ihn als den wichtigsten europäischen Psychoanalytiker, da er in den zwanziger Jahren seine von Freuds Lehre abweichende „mütterliche“ Therapie entwickelte, in der den Patienten viel mehr Zuwendung gegeben wurde als bei der orthodoxen Psychoanalyse.

Es gibt keinen Hinweis auf eine persönliche Begegnung zwischen den beiden. Aber Ende 1927 schlug Sullivan vor, dass Clara Thompson nach Budapest zu Ferenczi reisen sollte, um sich von ihm analysieren zu lassen. Anschließend sollte sie dann als seine Lehranalytikerin ihm vermitteln, was sie gelernt hatte. Ab 1928 bis zu Ferenczis Tod 1933 verbrachte sie tatsächlich jeweils mehrere Monate in Budapest, wurde seine Analysandin und Schülerin. Nach jedem ihrer Aufenthalte erhielt Sullivan durch sie eine Lehranalyse von etwa 300 Stunden. Sie berichtete später, dass sie diese Analyse abgebrochen habe, da sie sich wegen Sullivans geistiger Überlegenheit nicht mehr in der Lage sah, therapeutisch auf ihn einzuwirken (vgl. Chapman 1976, S. 53).

Der Abbruch der Lehranalyse ging offenbar hauptsächlich von Sullivan aus. Wie er in einer seiner letzten Veröffentlichungen sagte, hat er selber diesen Schritt getan, da ihm die „damals noch ziemlich orthodoxe Psychoanalyse“ vor der Entstehung der „gegenwartsbezogenen Theorie der Entwicklungsstadien“ nicht behagte (vgl. Sullivan 1948, Anm. S. 109). Offenbar meinte er damit, dass seine Lehrtherapeutin zu sehr seine Kindheit und Jugend erforschen wollte. Denn sie wollte ihn in einem Lebensbereich fördern, der bei ihm nur mangelhaft entwickelt war.

Im Gegensatz zu ihr hatte er in seinem „jugendlichen Entwicklungsstadium“ – also zwischen dem Schuleintritt und etwa 11 Jahren – keine guten Erfahrungen im Umgang mit Gleichaltrigen gemacht, also zu wenig das Wetteifern, das Kompromisse-Schließen und die Kooperation (social accommodation) gelernt und auch deshalb als Erwachsener

Schwierigkeiten in diesem Lebensbereich, besonders in der Teamarbeit. Da Clara Thompson diese Phase besonders gut erlebt hatte, fühlte er sich ihr gegenüber unterlegen. Hierzu trug außerdem bei, dass er sich hin und wieder darüber ärgerte, dass sie aus einer wohlhabenderen Familie stammte als er, so dass sie angesehene Universitäten besuchen und später nach Europa reisen konnte (vgl. Perry 1982, S. 207).

Die Lehranalyse litt am Ende auch darunter, dass er sich von ihr kontrolliert fühlte und sich weigerte, seine Neigung zu übertriebenen Geldausgaben mit ihr zu bearbeiten. Sie wollte ihm nahebringen, seine Pläne für umfangreiche Renovierungsarbeiten in seinem eleganten New Yorker Apartment zu verändern, da er sonst in Zahlungsschwierigkeiten käme. Er sagte ihr, er könne nicht mit jemandem zusammenarbeiten, der solch spießbürgerliche Werte vertrete (vgl. Perry 1982, S. 214, 321). Damit versuchte er offenbar, seinen Persönlichkeitsmangel durch eine Rationalisierung abzuwehren und Distanz zu Menschen zu schaffen, von denen er sich kontrolliert fühlte. Tatsächlich musste er 1931 Konkurs anmelden. Trotz dieser Auseinandersetzung blieb das gute freundschaftliche und kollegiale Verhältnis zu Clara Thompson bestehen.

Nachdem Sullivan zunächst auf dem Gelände der Sheppard Pratt Klinik gewohnt hatte, zog er in ein Haus, in dem er seit 1927 mit James Inscoc zusammen lebte. Diesen damals 15-Jährigen lernte er durch seinen Kollegen Ernest E. Hadley kennen, dem der junge Mann in einer Art katatonen Zustand an mehreren Abenden auf der Straße im Zentrum Washingtons aufgefallen war. Hadley nahm sich seiner an und brachte ihn zu Sullivan in der Erwartung, dieser könne ihm helfen. Jimmie, wie er genannt wurde, stammte aus einer Familie, die sich für ihn nicht mehr interessierte und in der er in seiner Kindheit unter anderem darunter gelitten hatte, dass es Streit wegen unterschiedlicher Religionszugehörigkeit der Eltern gab. Er lebte seitdem bei Sullivan, wurde zu seinem Haushälter, Sekretär und später zu seinem einzigen Erbe. Sullivan nannte ihn seinen Adoptivsohn, der auch seinen Familiennamen annahm, obwohl es nie ein formelles Adoptionsverfahren gegeben hat. Wie wichtig für Sullivan die Begleitung und Unterstützung durch Jimmie war, wird deutlich in seiner Widmung in Jimmies Exemplar seines Buches *Conceptions of Modern Psychiatry* (2. Auflage 1947). Darin nennt er ihn den „geliebten Pflegesohn; ohne die Unterstützung durch seine liebevolle Zuwendung, Hingabe, geduldige Nachsicht und Opferbereitschaft hätte ich nur wenig zustande bringen können.“⁹

⁹ Perry 1982, S. 209: „To James I. Sullivan, beloved foster son; without the support of whose affection, devotedness, patient forbearance, and good-natured self-sacrifice I would have accomplished little.“

2.10 Zusammenarbeit mit Sozialwissenschaftlern der Chicagoer Schule

Im Herbst 1926 lernte Sullivan Edward Sapir kennen, damals Professor für Kulturanthropologie an der Universität von Chicago. Sapir machte Sullivan mit der Chicagoer Schule bekannt, zu der die bedeutendsten Sozialwissenschaftler Amerikas gehörten, wie z.B. George Herbert Mead (1863–1931), die Soziologen Charles H. Cooley (1864–1929), William Isaac Thomas (1863–1947) und Robert E. Park (1864–1944), die Kulturanthropologin Ruth Benedict (1887–1948), der Philosoph und Pädagoge John Dewey (1859–1952) und der Politikwissenschaftler und Psychologe Harold D. Lasswell (1902–1978) (vgl. Evans 1996, S. 37 f.).

Aufgrund seiner persönlichen und beruflichen Erfahrungen bezüglich der Zusammenhänge zwischen psychischen Störungen und interpersonalen Problemen war Sullivan sehr interessiert an den Forschungsergebnissen dieser Wissenschaftler und stieß auch bei ihnen auf großes Interesse an seinen Erkenntnissen und Behandlungserfolgen. So entwickelte sich eine sehr fruchtbare interdisziplinäre Zusammenarbeit, die vor allem von Sullivan, Sapir und William I. Thomas getragen wurde, der beträchtlichen politischen Einfluss hatte und in Wissenschaftskreisen hohes Ansehen genoss und der schon 1927 auf die große Bedeutung von Sullivans Werk für die Soziologie hingewiesen hat (vgl. Evans 1996, S. 5).

Um Geldmittel für seine Forschungen zu erhalten, beantragte Sullivan 1927 zusammen mit Thomas, Lasswell und W. A. White die Aufnahme der Psychiatrie in den Social Science Research Council (SSRC). In diesem Gremium, das jährliche interdisziplinäre Konferenzen organisierte und sich um die Förderung von Forschungsvorhaben durch private Stiftungen bemühte, waren bis dahin Vertreter von sieben Disziplinen vertreten: Politikwissenschaftler, Soziologen, Statistiker, Wirtschaftswissenschaftler, Anthropologen, Historiker und Psychologen. Der Antrag wurde aber abgelehnt, weil diese Vertreter ihren Einfluss nicht durch die Aufnahme von Medizinern schwächen wollten und weil damals innerhalb der Sozialwissenschaften die mit statistischen Methoden arbeitende empirische Forschung den Vorrang hatte gegenüber der auf Fallstudien beruhenden Forschung, wie sie in der Psychotherapie und Psychiatrie betrieben wird.

Von diesem Misserfolg ließ sich Sullivan nicht entmutigen, sondern organisierte zusammen mit W. A. White als Vorsitzendem der American Psychiatric Association zwei Konferenzen von über zwanzig hochkarätigen Sozialwissenschaftlern und Psychiatern, die 1928 und 1929 als First und Second Colloquium on Personality Investigation stattfanden. Die dominierende Persönlichkeit des ersten Kolloquiums war W. I. Thomas, der, obwohl fast dreißig Jahre älter als Sullivan und zehn Jahre älter als

White, voller Elan den Einführungsvortrag hielt. Darin würdigte er Sullivans Ideen als den seinen ebenbürtig und schlug vor, ihn zur „liaison person“ zu ernennen, zu einem Vermittler, der die Zusammenarbeit organisieren und die künftigen Treffen vorbereiten sollte. Dies kam Sullivans eigenen Plänen sehr entgegen (vgl. Perry 1982, S. 258 f.). Er war auf Seiten der Mediziner die treibende Kraft bei diesen Kolloquien, obwohl White als Vorsitzender fungierte. Der Gedankenaustausch war sehr anregend und erfolgreich. Die Berichte über die Kolloquien, welche die einzigen schriftlichen Aufzeichnungen dieser interdisziplinären Zusammenarbeit darstellen, dokumentieren den Beginn der engen Verknüpfung von Psychiatrie und Sozialwissenschaften. Dieses von Sullivan angestrebte Ziel erlitt aber einen Rückschlag durch das Ausbleiben finanzieller Mittel infolge des Börsenkrachs von 1929 und der darauf folgenden Weltwirtschaftskrise. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg wurden die interdisziplinären Forschungen durch die Regierung finanziell unterstützt.

Ende der 20er Jahre setzte sich Sullivan außerdem für eine Reform der Ausbildung in der Psychiatrie ein, bei der das Schwergewicht auf größere Empathie und genaueres Verstehen der Patienten gelegt wurde. Zudem schlug er einen neuen Studienabschluss vor, den Doctor of Mental Medicine. In seinem Bestreben, eine größere Planungsgruppe zur Ausbildungsreform zu initiieren, wurde er zunächst von White unterstützt. Dieser zog sich wegen Querelen innerhalb der American Psychiatric Association aus dem Ausbildungskomitee zurück, in dem Sullivan sich dann mit seinen Ideen nicht durchsetzen konnte, so dass auch er das Komitee verließ.

Eine weitere Enttäuschung für ihn war die Empfehlung seiner Kollegen, sein Buch *Personal Psychopathology* noch nicht zu veröffentlichen, da die Darstellung seiner Theorien noch verfrüht sei. Erst 1972, vierzig Jahre nach seiner Entstehung, wurde es publiziert.

Trotz dieser Rückschläge ließ sich Sullivan nicht davon abbringen, seine Projekte auf eigene Faust weiter zu verfolgen. Er gründete 1933 die William Alanson White Foundation, aus der später die Washington School of Psychiatry hervorging, und plante die Herausgabe der Zeitschrift *Psychiatry*. Dabei setzte er beträchtliche eigene Mittel ein und geriet in finanzielle Bedrängnis.

William. I. Thomas (1863–1947)

In seinem Bestreben, eine interdisziplinäre Zusammenarbeit zwischen Psychotherapie und den Chicagoer Sozialwissenschaftlern zu entwickeln, stützte sich Sullivan vor allem auf den damals schon über 60-jährigen William Isaac Thomas, der auf den Gebieten der

Sozialpsychologie, Sozialanthropologie¹⁰ und Politikwissenschaft gearbeitet hatte. Diese Disziplinen gehörten damals zu dem, was man unter Soziologie verstand.

Thomas stammte aus einer Farmerfamilie in Virginia, studierte Literatur, Griechisch und Latein an der Universität von Tennessee in Knoxville und war dort anschließend vier Jahre als wissenschaftlicher Assistent in den Fächern Englisch und moderne Sprachen tätig. Von 1888 bis 1889 studierte er in Berlin und Göttingen verschiedene Sprachen und begann, sich für Ethnologie und Soziologie zu interessieren. Nach einer sechsjährigen Lehrtätigkeit am Oberlin College, Ohio, ging er nach Chicago, wo er Soziologie und Anthropologie studierte und 1896 promovierte, um dort anschließend 22 Jahre als Universitätslehrer und Forscher tätig zu sein.

Mit dem gleichaltrigen George Herbert Mead arbeitete er eng zusammen in der Vorbereitung und Durchführung bedeutender empirischer Untersuchungen über Immigranten und andere unterprivilegierte Gruppen in Chicago. Berühmt wurde er durch seine umfangreiche Studie über die Anpassung der eingewanderten polnischen Landbevölkerung in Amerika,¹¹ die nach Erwin K. Scheuch von vielen überhaupt als der Beginn der Sozialforschung in den USA angesehen wird (in: R. König 1958, S. 188). Von der Chicagoer Schule wurden damals bis in die 40er Jahre vor allem qualitative Methoden, d.h. biografische Methoden, Fallanalysen und beschreibende Verfahren angewandt, die später durch die eher mit standardisierten Fragebögen, statistisch und quantifizierend arbeitenden Verfahren verdrängt wurden und die in letzter Zeit eine Renaissance in den Sozialwissenschaften und auch in der Psychologie erleben (vgl. U. Flick 1995, S. 16 f.).

Da Thomas sich aktiv an einer Kampagne zur Reduzierung der amerikanischen Beteiligung am Ersten Weltkrieg beteiligte, wurden er und seine Frau Opfer einer Intrige. Wegen angeblich unmoralischer Handlungen wurde er kurzzeitig verhaftet und verlor 1918 seine Professur in Chicago. Seitdem lebte er als unabhängiger Wissenschaftler in New York, wo er von zahlreichen Kollegen und Studenten aus aller Welt wegen seines großen Wissens und seines Ideenreichtums aufgesucht wurde. Ab 1923 lehrte er als Gastprofessor an der New School for Social Research, 1936 für ein Jahr auch an der Harvard University in Cambridge, Massachusetts. Ab 1943 war er Privatgelehrter in New Haven, Connecticut und in Berkeley, Kalifornien, wo er im Jahre 1947 starb.

Für Sullivan war Thomas nicht nur als Wissenschaftler ein besonderes Vorbild, sondern auch, weil er unabhängig vom Universitätsbetrieb das Leben eines Bohemiens

¹⁰ Dieses Teilgebiet der Anthropologie beschäftigt sich mit den Problemen der Beziehungen zwischen verschiedenen Klassen und mit Fragen der Vererbung von Eigenschaften innerhalb sozialer Gruppen.

¹¹ W. I. Thomas & Florian Znaniecki: *The Polish Peasant in Europe and America*, New York (Knopf) 1918.

fürte, nicht nach Prestige strebte und weil er zusammen mit anderen Soziologen wie Robert E. Park in Chicago Probleme der Einwanderer und anderer Minderheiten beobachtet und untersucht hat, die er selber als unerfahrener Neankömmling in der für ihn fremden Großstadt während seines Studiums kennen gelernt hatte.

Während Thomas als „freier Geist“ von seinen humanistisch gesinnten Kollegen der Chicagoer Schule hoch geachtet wurde, hatte Sullivan unter seinen Kollegen und bei Ausbildungskandidaten einen schwierigen Stand, da er sich wenig um die Anerkennung der medizinischen Fachwelt bemühte und dort bis heute eine umstrittene Persönlichkeit geblieben ist (vgl. Perry 1982, S. 255 f.). Allerdings hatte er bedeutenden Einfluss auf die nach ihm kommende Generation von Psychiatern, obwohl man sich kaum direkt auf ihn bezog. 1971 schrieb der Psychiater Leston Havens hierzu: „Nichts ist absurder an den modernen psychiatrischen Veröffentlichungen in Amerika als die Tatsache, dass wir Sullivans Beobachtungen, Ideen und Methoden anwenden, ohne auch nur seinen Namen zu erwähnen. Er würde sich wie ein unehelicher Sohn bei einem Familientreffen empfinden“ (zit. in: Perry 1982, S. 257). Unter den Chicagoer Sozialwissenschaftlern hingegen wurde er freundschaftlich aufgenommen; er stieß auf Respekt und großes Interesse für seine Erfahrungen und Ideen, die daraufhin einen starken Einfluss auf die Sozialwissenschaften ausgeübt haben.

Begegnung mit Franz Alexander (1891–1964) in Berlin

Kurz nach dem ersten Colloquium on Personality Investigation im Dezember 1928, als er auf dem Höhepunkt seines Erfolges war, begab sich Sullivan auf seine erste Seereise nach Europa, während der er für sich die Fähigkeit zur Entspannung und Erholung entdeckte, die er für den Rest seines Lebens nicht wieder erleben konnte. Die zweite folgte 1938. Die erste Reise erfolgte auf Vorschlag von Harold Lasswell, der sich in diesem Winter im Rahmen eines Forschungsstipendiums in Berlin aufhielt und der den Plan verfolgte, eine interdisziplinäre Gruppe von Wissenschaftlern an der Universität von Chicago aufzubauen. Der Kern dieser Gruppe sollte aus Sapir und Sullivan sowie Lasswell als Juniorpartner bestehen. Da auch eine enge Zusammenarbeit mit Psychoanalytikern aus Europa angestrebt wurde, sollte Sullivan sich mit Franz Alexander treffen und ihn einladen, nach Chicago zu kommen.

Franz Alexander wurde 1891 in Budapest geboren und starb 1964 in Palm Springs, Kalifornien. Er studierte Medizin in Göttingen, nahm am Weltkrieg teil und ging dann nach Berlin, wo er an der von Karl Bonhoeffer geleiteten Nervenklinik arbeitete und 1921 der erste Ausbildungskandidat am Psychoanalytischen Institut unter Karl Abraham wurde. Später machte er eine Ausbildung bei Freud in Wien, die durch eine Lehranalyse bei Hanns Sachs ergänzt wurde. Er wurde daraufhin Assistent am Berliner Institut und

erhielt 1920 von Freud einen Preis für seine klinische Abhandlung *Kastrationskomplex und Charakter*. 1927 erschien *Psychoanalyse der Gesamtpersönlichkeit*. Unter seinen Schülern waren viele Amerikaner, u.a. Lionel Blitzstein, der junge, aber einflussreiche Chicagoer Psychiater, und Alfred Stern.

Als Sullivan ihn Anfang 1929 in Berlin traf, war er von Alexander sehr beeindruckt. Daher wurde dieser zum ersten Kongress der American Association for Mental Health in Washington im Jahre 1930 eingeladen und wurde gebeten, an der Universität von Chicago ein psychoanalytisches Institut aufzubauen, in dem er selbst Professor für Psychiatrie werden sollte. Nach Alexanders Rückkehr nach Berlin fragte er Helene Deutsch, ob sie als seine Assistentin mitkommen wolle. Da sie daran nicht interessiert war, bot er diese Position später Karen Horney an, die daraufhin 1932 Deutschland verließ. Er selbst begann bereits 1930 seine Tätigkeit als erster Professor für Psychoanalyse an der Universität von Chicago. Da er aber auf Widerstände innerhalb der medizinischen Fakultät stieß, gab er wegen des „Scheiterns des Experiments mit der Psychoanalyse“ seine Lehrtätigkeit bereits nach einem Jahr auf. Nach einer einjährigen Tätigkeit an der Judge Baker Foundation Clinic in Boston kehrte er Ende 1931 nach Chicago zurück, um dort ein unabhängiges psychoanalytisches Institut zu gründen, welches er 25 Jahre lang leitete (Rubins 1978/1980, S. 142/170). 1938 wurde er Professor für Psychiatrie an der Universität von Illinois, wo er sich hauptsächlich mit der Verbindung von psychiatrischem und tiefenpsychologischem Denken sowie mit Fragen der Psychosomatik beschäftigte. 1956 wurde Alexander Direktor der psychiatrischen Forschungsabteilung am Mount Sinai Hospital in Los Angeles und widmete sich allgemeinen Kulturfragen unserer Epoche, worüber er sein Buch *The Western Mind in Transition* (1960) verfasste.

2.11 New York City 1930–1939

Nach seinem Abschied von Sheppard Pratt und dem vergeblichen Versuch, Gelder für seine Anstellung an der Universität von Chicago zu akquirieren, folgte Sullivan seinem Vorbild W. I. Thomas und zog nach New York City, um dort eine freie Praxis zu eröffnen und die Zusammenarbeit mit Sapir und Lasswell fortzusetzen, die von der Universität von Chicago an die nahe gelegene Yale University in New Haven, Connecticut, gewechselt hatten. Mit der ambulanten Behandlung in seiner Praxis verfolgte er die Absicht, Vorstadien einer Entwicklung zur schizophrenen Erkrankung zu erforschen, besonders Fälle mit Zwangssymptomatik. Die Anzahl der von ihm behandelten Patienten – und damit sein Einkommen – war in der Anfangszeit geringer als erwartet, da der Aufbau seiner Praxis in die Zeit der schweren Wirtschaftskrise fiel

und weil er viele schizophrene Patienten, die an ihn überwiesen wurden, nicht annahm, da sie nicht in sein Forschungsprojekt passten.

Er war jedoch nicht in der Lage, seine Ausgaben den finanziellen Möglichkeiten anzupassen, denn er mietete eine teure, gut eingerichtete Wohnung in bester Lage, kaufte oft spontan exquisite Gegenstände, reiste viel und finanzierte seine psychiatrischen Forschungen selbst. Hinzu kam, dass er für die Schulden seines 1931 verstorbenen Vaters aufkommen sollte. Folglich verschlimmerte sich seine finanzielle Lage so sehr, dass er 1932 Konkurs anmelden musste.

Seine Schulden beliefen sich auf die damals erhebliche Summe von 28 000 Dollar. Etwa die Hälfte davon hatte er von Freunden und Kollegen wie Clara Thompson, dem Freud-Übersetzer A. A. Brill, Ernest E. Hadley und Lawson G. Lowrey geliehen. Obwohl er vielen dieser Gläubiger ihre Kredite nie zurückgezahlt hat, unterstützten ihn einige davon weiterhin persönlich und auch finanziell. Andere waren sehr verärgert darüber, dass sie von ihm über Jahre weder eine Rückzahlung noch eine Entschuldigung erhielten (vgl. Perry 1982, S. 322-325). Infolge des Konkurses wurden viele seiner Möbel und Einrichtungsgegenstände verkauft, und er musste aus dem teuren Apartment in der Park Avenue in eine bescheidene Zweizimmerwohnung umziehen. Seine Praxis befand sich seitdem bis 1936 im Lincoln Building in der 42. Straße.

Nach einem weiteren Umzug in eine Souterrain-Wohnung im Künstlerviertel Greenwich Village zog er Mitte der 30er Jahre mit Jimmie in ein Penthouse im vornehmen Nordosten Manhattans. Sein fünftes Domizil in New York war ein geräumiges vierstöckiges Reihenhaus in derselben Gegend, welches er 1936 mit finanzieller Unterstützung durch die Foundation erwerben konnte, da er dort auch seine Praxis betreiben konnte und Räume für die mit Sapir geplanten Forschungen benötigt wurden (vgl. Perry 1982, S. 346 ff.). Dieses Haus bewohnte er nur drei Jahre lang, da er 1939 nach dem Tod seines Freundes Sapir nach Bethesda in der Nähe Washingtons übersiedelte.

Nach den großen finanziellen Schwierigkeiten Anfang der 30er Jahre, die auch durch die durch den Börsenkrach von 1929 ausgelöste Weltwirtschaftskrise bedingt waren, verbesserte sich Sullivans Einkommen durch Patientenhonorare und Supervision erheblich, so dass er nach seinen eigenen Worten damals zu den vier oder fünf bestbezahlten Psychotherapeuten New Yorks gehörte. Er gab aber nicht nur selber viel Geld aus, sondern machte auch Freunden und Patienten großzügige Geldgeschenke (vgl. Chapman S. 57).

Der „Zodiac Club“

Im Jahre 1931 begannen auf Sullivans Anregung hin regelmäßige Treffen zwischen ihm, Clara Thompson und William Silverberg, den er auch aus seiner Zeit in Baltimore kannte und der kurzzeitig die Leitung seiner dortigen Station übernommen hatte. Sie trafen sich jeden Montag zu informellen Gesprächen in einer Flüsterkneipe, da während der Prohibitionszeit (1920 bis 1933) keine alkoholischen Getränke verkauft werden durften. Danach fanden die Treffen in einem Restaurant statt und wurden meistens in einer der Privatwohnungen fortgesetzt. Die Gruppe wurde von Sullivan in Anlehnung an den Tierkreis am Sternhimmel scherzhaft „Zodiac Club“ genannt, da er vorgeschlagen hatte, jeder Teilnehmer solle sich ein Tier aussuchen, das zu ihm als Symbol passte. Er selber war – entsprechend seiner privaten Mythologie – ein Pferd, Silverberg eine Gazelle, Clara Thompson ein Puma, da sie Katzen liebte. Jimmie, der Sullivan manchmal begleitete, war ein Seepferd; und Karen Horney, die 1934 hinzu kam, war ein Wasserbüffel. Erich Fromm, der sich im selben Jahr der Gruppe anschloss, hat sich offenbar nicht an dieser Mystik beteiligt (vgl. Perry 1982, S. 354 und Rubins 1978/1980, S. 192).

Der Gedankenaustausch war frei von Konkurrenzgefühlen, engagiert und sehr anregend für alle Beteiligten und erstreckte sich auf Fragen der Psychotherapie, Psychoanalyse, Politik, Philosophie, Kunst und Religion. Die Inhalte der Diskussionen gingen nach Clara Thompsons Darstellung mehr und mehr in Sullivans Theorie ein, während sein Denken bedeutenden Einfluss auf die anderen Mitglieder ausübte. Thompson und Horney tauschten ihre Erfahrungen und Ideen über Probleme der Weiblichkeit bei Patientinnen in zwei unterschiedlichen Gesellschaften aus. Fromm als Sozialwissenschaftler und Analytiker brachte seine Erkenntnisse über die politischen Veränderungen und die psychische Lage der Menschen in Deutschland ein. Silverberg konnte aufgrund seiner Erfahrungen gut zwischen den europäischen Analytikern und ihren amerikanischen Kollegen vermitteln. Aus den informellen Treffen entwickelte sich eine wissenschaftlich sehr kreative und produktive Arbeitsgruppe, die als Neo-Freudianer und deren Lehren als Neo-Psychoanalyse bekannt wurden. Infolge dieser Zusammenarbeit schrieben Horney, Fromm und Sullivan Standardwerke, die bis heute immer wieder nachgedruckt werden.¹²

Zu dieser Gesprächsrunde gehörten auch berühmte Künstler wie der Dichter Lloyd Frankenberg, der Grafiker, Bühnenbildner und Designer John Vassos (1898–1985) und die Fotografin Margaret Bourke-White, die auch Sullivans therapeutische Hilfe in Anspruch nahm. Gelegentlich nahmen auch Theaterleute und junge Wissenschaftler an

¹² Horney: *Der neurotische Mensch unserer Zeit* (1937); Fromm: *Die Furcht vor der Freiheit* (1941); Sullivan: *Conceptions of Modern Psychiatry* (1940)

den Sitzungen teil. Zu ihnen gehörten die farbige Tänzerin Katherine Dunham, die Sullivan als sein Protegé bezeichnete und die auch mit Hilfe seiner Unterstützung später Anthropologin wurde, sowie ihr Bruder, der Philosoph Albert Millard Dunham Jr. Dieser wurde von Sullivan sehr bewundert, besonders wegen seiner Dissertation über das Thema *The Concept of Tension in Philosophy*, die in der ersten Ausgabe der Zeitschrift *Psychiatry* (1938) publiziert wurde. Diese Arbeit hatte insofern bedeutenden Einfluss auf Sullivan, als sie eine Verbindung zum Denken des Physikers und Philosophen Charles S. Peirce (1839-1914) herstellte, dem Begründer des philosophischen Pragmatismus (vgl. Perry 1982, S. 352 u. 374).

Gelegentlich bot Sullivan jungen Künstlern und Wissenschaftlern auch Quartier in seinem Hause an, z.B. Katherine Dunham, dem aus Irland stammenden Philosophen Patrick Mullahy, der später viel über seine Theorien veröffentlicht hat, Erich Fromm und dem Sohn seines Freundes Edward Sapir.

2.12 Interdisziplinäre Forschungen

Im Jahre 1931 trat Sapir eine Professur an der berühmten Yale University in New Haven, Connecticut, an. Schon im Herbst desselben Jahres begann Sullivan, wöchentlich dorthin zu reisen, um an Sapirs Seminaren über Kultur und Persönlichkeit teilzunehmen (Perry, S. 344, 357). Als Begleitlektüre wurde Sullivans lange unveröffentlichtes Manuskript *Personal Psychopathology* gelesen. Gelegentlich kam auch der junge Politologe und Psychologe Harold D. Lasswell aus Chicago zu den Seminaren und zum privaten Gedankenaustausch. Es entstand eine kontinuierliche interdisziplinäre Zusammenarbeit, wie sie ursprünglich Jahre zuvor in Chicago geplant war. Die sehr lebendigen Diskussionen waren äußerst anregend für viele junge Wissenschaftler wie den Mediziner und Sozialpsychologen Otto Klineberg, der ihren direkten Einfluss auf die Anthropologie und die Soziologie (in: Mullahy, Hg., 1952/1995, S. 215-221) hervorgehoben hat, und die Anthropologin Hortense Powdermaker, die 1932 eine wichtige Studie über Farbige im Staat Mississippi vorbereitete. Sie beschrieb sehr anschaulich, wie sie ihren Lehrer Sapir und Sullivan bei ihren Diskussionen erlebte. „Die Gedanken des einen entzündeten diejenigen des anderen. Mein Eindruck war, dass die ungewöhnlich flüssige Konversation zwischen ihnen nicht nur auf ihre besonderen geistigen Fähigkeiten und ihr gemeinsames Interesse an den Zusammenhängen zwischen Individuum und Gesellschaft zurückzuführen war, sondern auch auf ihre Persönlichkeiten – jeder schien in sich die Fähigkeiten des Wissenschaftlers und des Dichters zu vereinigen“ (zit. in Perry 1982, S. 358).

Zu den bekanntesten Forschern, die an den Seminaren am Institute of Human Relations in Yale teilnahmen, gehörte ab 1936 auch Erik H. Erikson (1902–1994). Seine Hauptwerke *Kindheit und Gesellschaft* (*Childhood and Society*, 1950) und *Identität und Lebenszyklus* (*Identity and the Life Cycle*, 1959) sind offenbar stark beeinflusst durch Sapirs und Sullivans Denken, obgleich er darin nur den Letzteren kurz erwähnt.¹³

Während seiner Besuche bei Sapir in New Haven und in seinem Sommerhaus auf dem Lande hatte Sullivan auch engen Kontakt zu dessen Familie, zu der außer der zweiten Ehefrau fünf Kinder gehörten, davon drei aus der ersten Ehe. 1936 war das Älteste 24 Jahre, das Jüngste fünf Jahre alt. Auf diese Weise hatte Sullivan die Möglichkeit, unmittelbar das Verhalten der Kinder und ihre Lernfortschritte zu beobachten, wobei er sich – wie auch bei seinen Therapien – als teilnehmender Beobachter (*participant observer*) verstand. Diese Erfahrungen hat er später in seinen sehr detaillierten Ausführungen über die Entwicklungsstadien vom Säuglingsalter bis zur späten Adoleszenz verarbeitet, die in seinem Buch *Die interpersonale Theorie der Psychiatrie* 1953 publiziert wurden. Er identifizierte sich besonders mit Philip, dem jüngsten Sohn aus der ersten Ehe, der zu Beginn seiner Besuche 16 alt war und den er als zu brav (*over-obedient*) erlebte; dieser lebte später zeitweise in Sullivans Haus in New York.

Als Sapir schwer erkrankt war, engagierte sich Sullivan verstärkt für ihr gemeinsames Projekt, die Probleme farbiger Jugendlicher und junger Erwachsener in den Südstaaten zu erforschen. Hierbei arbeitete er eng zusammen mit dem befreundeten Soziologen Charles S. Johnson (1893–1956), der an der Fisk University in Nashville, Tennessee, lehrte und der 1946 deren erster farbiger Präsident wurde. Mehrmals reiste er nach Washington D.C., nach Memphis, Tennessee, und Greenville, Mississippi, wo er Gast im Hause des Schriftstellers William Alexander Percy war. Seine mit Hilfe von Interviews und der Methode der teilnehmenden Beobachtung gemachten Erfahrungen verarbeitete er zu einer aufschlussreichen Stellungnahme, die Johnson in seine Studie *Growing Up in the Black Belt – Negro Youth in the Rural South* (1941) aufnahm. Diese Untersuchung gehörte zu vier Studien, die vom American Council on Education in Washington D.C. gefördert wurden, und die die Grundlage bildeten für die von dem schwedischen Wirtschaftswissenschaftler und Nobelpreisträger Gunnar Myrdal (1898–1987) veröffentlichte Arbeit *An American Dilemma – The Negro Problem and Modern Democracy* (1944) (vgl. Perry 1982, S. 374 f. und Sullivan 1964, S. 85).

Nach dieser Zusammenarbeit mit Johnson beteiligte sich Sullivan an einer ähnlichen Untersuchung über die Persönlichkeitsentwicklung von jungen Farbigen in Washington D.C. und in Kentucky. Diese stand unter der Leitung des Soziologen E. Franklin

¹³ Erik H. Erikson 1950/1999, S. 12, und Erikson 1959/1981, S. 188 u. 224.

Frazier, der ebenso wie Johnson an der Universität von Chicago, der Hochburg der modernen Soziologie, ausgebildet worden war. In Washington befragte Sullivan 20 Jungen und machte eine Reihe intensiver Interviews mit einem Jugendlichen aus einer Mittelschicht-Familie. Sein Bericht über diese Fallstudie mit dem Titel *Discussion of the Case of Warren Wall* erschien als Anhang in Fraziers Buch *Negro Youth at the Crossways – Their Personality Development in the Middle States* (1940) (vgl. Sullivan 1964, S. 96-107). Er konstatierte unter anderem eine bei nahezu allen farbigen Amerikanern zu findende Angst vor Weißen, und er beobachtete schon damals bei einigen von ihnen, vor allem in den nördlicheren Staaten, dass ihre Angst in Wut und Hass auf die Weißen umgeschlagen war.

Sullivan engagierte sich für die massiv unterdrückte und diskriminierte Minderheit der Farbigen in selbstloser Weise, denn die Untersuchungen waren schlecht bezahlt, gefährlich und versprachen keinen Prestigegewinn. Sie entsprachen aber seinem Mitgefühl für die Menschen am Rande der Gesellschaft sowie seinem persönlichen und beruflichen Interesse für die fatalen Folgen von Vorurteilen und Diskriminierungen gegenüber Minderheiten.

2.13 Die Gründung der Washington School of Psychiatry

Drei Jahre nach der Gründung der William Alanson White Foundation durch Sullivan, Ernest E. Hadley und Lucile Dooley, die schon im Washington-Baltimore Psychoanalytic Institute aktiv mitgearbeitet hatten, wurde 1936 die Washington School of Psychiatry ins Leben gerufen. Sie entstand aus der engen Beziehung ihrer Gründer zu diesem Institut und unterschied sich viele Jahre kaum von anderen psychoanalytischen Instituten, obgleich es Sullivans ursprüngliche Absicht war, eine interdisziplinäre Ausbildungsstätte sowohl für Psychiater und praktische Ärzte als auch für Sozialwissenschaftler, Juristen, Grundschullehrer, Theologen und Sozialarbeiter zu schaffen. Dieses Ziel konnte erst 1943 verwirklicht werden, als wegen des Krieges eine gute Zusatzausbildung für viele Berufe notwendig wurde (vgl. Perry 1982, S. 377).

Innerhalb der William Alanson White Foundation gab es trotz der guten Zusammenarbeit inhaltliche Auseinandersetzungen, die später auch zu Trennungen und Spaltungen führten. Für Hadley und Dooley war die Psychoanalyse die hauptsächliche Disziplin, während es für Sullivan die dynamische Psychiatrie war. 1937 äußerte er in einem Brief an Hadley seine Kritik an Brill, dem Hauptvertreter der Psychoanalyse in den USA. Dieser verließ 1937 das Kuratorium der Foundation, nachdem – veranlasst durch White – in deren Name die Bezeichnung „Psychoanalytic“ durch „Psychiatric

Foundation“ ersetzt worden war. Dooley trat 1941 aus dem Kuratorium aus, und 1946 folgte ihr Hadley.

Da Sullivan trotz seiner Abkehr von wesentlichen Inhalten der freudianischen Lehre seine Mitgliedschaft in den psychoanalytischen Vereinigungen nicht aufgab, kam es besonders nach Whites Tod bei gemeinsamen Konferenzen häufig zu teilweise heftigen Streitgesprächen mit psychoanalytisch oder behavioristisch eingestellten Kollegen. Er übte deutliche Kritik sowohl an deren Theorien als auch an ihren Behandlungsmethoden, besonders an der wenig einfühlsamen Art, wie sie über Patienten theoretisierten und diskutierten. Infolge seiner teilweise scharfen und polemischen Angriffe stieß er zunehmend auf Ablehnung. „Er wurde von vielen gehasst und von einigen bewundert. ... Seine Anhänger nannten ihn geistreich und brilliant; seine Gegner, die mit der Zeit immer zahlreicher wurden, fanden ihn grob und verletzend“ (Chapman 1976, S. 56). Obwohl er in der Fachwelt zunehmend isoliert war, hatte er immer eine loyale Gruppe von Freunden und Unterstützern. Außerdem spielte er unter den Dozenten der Washington School of Psychiatry eine führende Rolle. Zweimal im Monat reiste er von New York nach Washington, um dort Lehrveranstaltungen und Supervisionen durchzuführen (ebd., S. 53 f.).

Wegen seiner nonkonformistischen Ideen hatte er auch große Schwierigkeiten, als Hochschullehrer anerkannt zu werden. Im Herbst 1939 wurde Sullivan von der Medizinischen Fakultät der Georgetown University in Washington D.C., der ältesten römisch-katholischen Hochschule der USA, eine Professur und die Leitung einer neuen psychiatrischen Abteilung angeboten. Da ihm dies als die Erfüllung eines lang ersehnten Wunsches erschien, entwarf er sogleich ein Ausbildungskonzept, worin er neben anderen Ansätzen auch die Psychoanalyse und Sigmund Freud erwähnte. Daraufhin wurde das Angebot von der Universität sehr rasch zurückgezogen (vgl. Perry 1982, S. 385).

2.14 Die Zeitschrift *Psychiatry*

Nachdem White 1937 verstorben war, versuchten Sullivan und Hadley die renommierte Zeitschrift *The Psychoanalytic Review* von Smith Ely Jelliffe, Whites Mitherausgeber, zu kaufen. Da keine Einigung über den Preis zustande kam, entschied sich Sullivan für eine eigene Zeitschrift, deren Name keinen Bezug zur Psychoanalyse enthalten sollte, um deren interdisziplinäre Orientierung zu dokumentieren. Daher lautet ihr Titel seit ihrer Gründung im Jahre 1938 *Psychiatry*, und ihr erster Untertitel verdeutlichte das neuartige Konzept: *The Journal of the Biology and Pathology of Interpersonal Relations*. Heute lautet der Untertitel *Interpersonal and Biological Processes*. Sullivan

hatte sich ein Organ geschaffen, das im Sinne seines Konzepts offen war für Grenzbereiche zwischen Psychiatrie, Psychoanalyse, Sozialwissenschaften und Biologie. Da er nicht so autokratisch war wie Freud, der seinen Anhängern und Schülern kaum konzeptionelle Freiheiten ließ, war die Zeitschrift auch offen für Autoren, deren Ideen und Forschungsergebnisse von den seinigen abwichen.

Die Zeitschrift wurde zum wichtigsten Organ zur Verbreitung von Sullivans Ideen. Er selbst schrieb einen Großteil der Artikel und veröffentlichte dort im Februar 1940 fünf Vorlesungen, die er ein Jahr zuvor in Washington gehalten hatte. In dieser Vorlesungsreihe zur Erinnerung an seinen Lehrer White legte er erstmalig seine unkonventionellen Ideen zur Persönlichkeitstheorie, zur Psychopathologie und zur Psychotherapie dar. Sie trug den Titel *Conceptions of Modern Psychiatry* und wurde wegen großer Nachfrage in Buchform 1945 und 1947 – mit einem erläuternden Essay seines Schülers Patrick Mullahy – nachgedruckt. Das Buch stieß weltweit auf großes Interesse, besonders nach einer wohlwollenden Rezension in der *New York Times* durch den mit Sullivan befreundeten Schriftsteller Lloyd Frankenberg im Sommer 1947.

2.15 Rückkehr nach Washington D.C.

Kurz nachdem sein Freund Edward Sapir gestorben war und sich dadurch die Hoffnung auf eine langfristige gemeinsame Forschungsarbeit nicht erfüllt hatte, verließ Sullivan New York im Sommer 1939, um sich für den Rest seines Lebens in Bethesda, Maryland, einem ländlichen Vorort Washingtons, niederzulassen. Er hatte in seiner Praxis genügend Erfahrungen mit neurotisch Erkrankten und Patienten mit Persönlichkeitsstörungen gesammelt und war der Behandlung von wohlhabenden Patienten überdrüssig, die ein inhaltsloses Routineleben führten. Außerdem wollte er seinen aufwendigen Lebensstil hinter sich lassen. Damit hatte er seine Umzugspläne schon ein Jahr zuvor in einem Brief an Hadley begründet. Er schrieb, er wolle nicht länger seine Kräfte dafür vergeuden, seine enormen Ausgaben zu bestreiten; wegen seines Lebensstils könne er sich nicht auf die Dinge konzentrieren, die ihn wirklich interessierten (vgl. Perry 1982, S. 392).

Dieses konnte ihm in seinem in einem großen Gartengrundstück gelegenen Haus besser gelingen als in New York. Die Jahre, die er dort verbrachte, wurden die produktivsten seines Lebens, da er sich stärker als zuvor der klareren Ausformulierung seiner interpersonalen Theorie widmen konnte. Ermöglicht wurde ihm dies durch die dringend benötigte finanzielle Unterstützung durch Dexter Bullard, den Direktor der Privatklinik Chestnut Lodge im nahe gelegenen Rockville, wo er ständiger Berater wurde und ab 1942 für die Ärzte und alle übrigen Beschäftigten der Klinik eine lange

Serie von Vorträgen mit Diskussionen abhielt. Diese insgesamt 246 Sitzungen fanden in der Regel zweimal wöchentlich im Hause des Klinikleiters statt. Sie wurden aufgezeichnet, abgeschrieben und später auszugsweise veröffentlicht unter dem Titel *Clinical Studies in Psychiatry* (1956). Seine Persönlichkeit, seine Art des Vortragens sowie die neuen Ideen seiner interpersonalen Theorie machten einen tiefen Eindruck auf die Teilnehmer. Da sie versuchten, diese Ideen in die Praxis umzusetzen, wurden der Umgang mit den Patienten und das gesamte Klima der Klinik durch Sullivan geprägt. Auf diese Weise wurde Chestnut Lodge zum Inbegriff einer intensiven und auch erfolgreichen psychotherapeutischen Behandlung von psychotisch Erkrankten.

Sullivan traf dort bedeutende Psychotherapeuten, die durch seinen Einfluss zu führenden Mitgliedern der Washington School of Psychiatry wurden und eigene Beiträge zu seiner interpersonalen Theorie geliefert haben. Hierzu gehören Frieda Fromm-Reichmann, Edith Weigert, Mabel Blake Cohen und David Rioch sowie bedeutende Schüler wie Otto Will, Margaret Rioch, Leon Salzman, Robert Kvarnes und Donald D. Jackson, der später in der sogenannten Palo-Alto-Gruppe zusammen mit Paul Watzlawick die Kommunikationstheorie entwickelte.

Schon bald nach seiner Ankunft in Bethesda unterbrach Sullivan seine Tätigkeit als Psychotherapeut und widmete sich ein Jahr lang ganz der nur sehr schlecht bezahlten Aufgabe, im Auftrag der Bundesregierung als psychologischer Berater für den Selective Service der Streitkräfte Kriterien und Methoden für die Beurteilung und Auswahl von Wehrpflichtigen zu entwickeln. In vielen Städten des ganzen Landes hielt er Vorträge und leitete entsprechende Seminare für Ärzte und Psychologen, führte selbst psychologische Auswahl-Untersuchungen durch und verfasste Leitlinien, die viele Jahre lang angewandt wurden. Es war ihm wichtig, dass solche Untersuchungen sehr sorgfältig durchgeführt wurden, so dass junge Männer, die voraussichtlich unter den künftigen Belastungen zusammenbrechen würden, vom Kriegsdienst befreit wurden. Anderenfalls würde es zu zahlreichen schweren seelischen Erkrankungen und damit für den Staat zu erheblichen finanziellen Belastungen kommen (vgl. Chapman 1976, S. 64). Da diese Überlegungen bei dem neuen Direktor der Behörde auf Widerstand stießen, endete Sullivans Zusammenarbeit mit dem Selective Service im Jahre 1942.

Außer Sullivan beteiligte sich vor allem Hadley an der landesweiten Ausbildung von Allgemeinärzten für die Untersuchung von Wehrpflichtigen. Das große Engagement der Washington School und der Foundation verschlang zwar deren finanzielle und personelle Mittel, verschaffte ihnen aber in den Kriegsjahren eine „zunehmende Bedeutung als nationale Ressource“ (Perry 1982, S. 389). Die Zeitschrift *Psychiatry* beschäftigte sich 1941 und 1942 sehr ausführlich mit der sorgfältigen Planung und den

Implikationen der ersten intensiven psychiatrischen Untersuchung einer sehr großen Zahl von 18- und 19-jährigen Amerikanern.

Diese Untersuchungen waren für Sullivan äußerst aufschlussreich, da sie ihm „einen ersten Überblick über die gravierenden seelischen Störungen vermittelten, die in der Gesellschaft insgesamt existierten; und sie motivierten ihn gegen Ende des Krieges, sich Gedanken über eine neue Art von Psychiatrie zu machen – eine Psychiatrie der Völker“ (ebd.).

Im Jahre 1943 etablierte sich die Washington School of Psychiatry als eine von den Psychoanalytikern unabhängige Institution. Dies beruhte einerseits auf ihrer gewachsenen nationalen Bedeutung für die Untersuchung der Wehrpflichtigen, andererseits war es die Folge der Auseinandersetzungen um Erich Fromm und Karen Horney. Fromm war wegen seines Buches *Escape from Freedom* (1941) von den orthodoxen Analytikern heftig kritisiert worden, und Horney wurde 1941 wegen ihrer revisionistischen Theorien von der jährlichen Versammlung der New Yorker Psychoanalytischen Gesellschaft als Dozentin und Lehranalytikerin disqualifiziert, woraufhin sie mit Clara Thompson und drei weiteren Mitgliedern einen eigenen Verband gründete, die Association for the Advancement of Psychoanalysis. Der Druck auf Horney und ihre Anhänger und die Warnung der American Psychoanalytic Association vor dem Einfluss Sullivans veranlasste die Washington School, sich 1941 von dem Ausbildungsinstitut der Washington-Baltimore Psychoanalytic Society zu trennen. Sullivan als Direktor und Hadley als Geschäftsführer waren an diesem Beschluss beteiligt.

Zwei Jahre später entließ Horney Erich Fromm aus ihrem Ausbildungsinstitut, da er als Nichtmediziner ihrem Bestreben im Wege stand, weiterhin freundschaftliche Beziehungen zur Psychoanalytischen Gesellschaft aufrecht zu erhalten. Damit widersprach sie Freuds ausdrücklicher Befürwortung der Ausbildung auch von sogenannten Laienanalytikern (1926). Ebenso wie Clara Thompson war Sullivan so verärgert über Horneys Entscheidung, dass er die Ehrenmitgliedschaft in ihrem Institut niederlegte. Außerdem setzte er sich im Mai 1943 in *Psychiatry* mit den Spaltungen der amerikanischen Analytiker auseinander und rief die verschiedenen Gruppen zur kollegialen Zusammenarbeit auf (vgl. Perry 1982, S. 387).

Dennoch wurde der Druck von Seiten der American Psychoanalytic Society 1945 so stark, dass jeder Psychotherapeut in Washington gezwungen wurde, sich für oder gegen die von Sullivan geführte Washington School zu entscheiden. Dadurch kam es zu einem Ende der bis dahin fruchtbaren Zusammenarbeit zwischen Sullivan und Ernest Hadley.

Nachdem Erich Fromm das Institut Karen Horneys verlassen musste, löste sich auch Clara Thompson von dieser Vereinigung und arbeitete mit Sullivan und anderen ab

1943 an der bereits erwähnten Umstrukturierung der Washington School of Psychiatry und an der Gründung einer Filiale in New York. Maßgeblich hieran beteiligt waren die Kinderärztin Janet MacKenzie Rioch, eine Analysandin Sullivans, und ihr jüngerer Bruder David Rioch, ein in der Forschung erfolgreicher Neurologe, der Sullivan in seinen New Yorker Jahren kennen gelernt hatte und der seit 1943 zum Ärzteteam der Klinik Chestnut Lodge gehörte. Die Dozenten des neuen Ausbildungsinstituts waren außer Clara Thompson und Erich Fromm, die in New York ansässig waren, auch Sullivan und Frieda Fromm-Reichmann, die wöchentlich aus Washington anreisten. Außerdem gehörten zu ihnen David Rioch und die Kulturanthropologin Ruth Benedict aus Chicago. 1946 trennte sich die New Yorker Filiale offiziell von der Washington School und wurde unter dem Namen William Alanson White Institute of Psychiatry als eigenständige Ausbildungsstätte gegründet, die bis heute ein hohes Renommee genießt.

2.16 Die letzten Jahre

Im Jahre 1945 erkrankte Sullivan so schwer an bakterieller Herzentzündung, dass er mehrere Wochen das Bett hüten musste und zu Hause von seinem Adoptivsohn und mehreren Freunden sehr fürsorglich gepflegt wurde. Auf ärztliches Anraten hin sollte er alle anstrengenden Aktivitäten aufgeben. Trotzdem nahm er die Einladung des mit ihm befreundeten kanadischen Kollegen G. Brock Chisholm an, als Berater an der Vorbereitung des International Congress on Mental Health mitzuwirken. Damit entschied er sich gegen ein ruhiges Leben mit akademischer Arbeit, das er noch viele Jahre hätte führen können. Gemeinsam mit Chisholm, der bald darauf der erste Direktor der Weltgesundheitsorganisation (WHO) wurde, wollte er seine verbliebenen Kräfte dafür einsetzen, mit seinen Erfahrungen und Ideen der Gefahr entgegenzuwirken, dass nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges die alten nationalen und ideologischen Gegensätze wieder aufleben und sich angesichts der neu entwickelten Atomrüstung unabsehbare Folgen ergeben könnten.

Schon nach dem Ersten Weltkrieg hatte sich Sullivan mit den verheerenden psychischen Folgen auseinandergesetzt, die der Krieg bei den Veteranen und auch in der Zivilbevölkerung hinterlassen hatte. Hierbei wurde er von seinem Lehrer White unterstützt, der sich auf diesem Gebiet ebenfalls stark engagiert hatte. Auch Sándor Ferenczi (1874–1933) war als junger Militärarzt 1894–95 mit den durch den Krieg verursachten schweren körperlichen und seelischen Schäden konfrontiert, woraufhin er sich dem Studium der Nervenerkrankungen und seelischen Störungen widmete (Perry 1982, S. 404 f.).

Noch unmittelbarer war Sullivan durch Chisholms Erfahrungen geprägt worden, der nur vier Jahre jünger war, in einer ähnlichen Umgebung wie er aufgewachsen war und ab 1914, als er erst 18 Jahre alt war, als Freiwilliger der kanadischen Truppen die Schrecken des Krieges in Frankreich miterlebt hatte. Nachdem er sein Medizinstudium absolviert und in London und Ontario gearbeitet hatte, war Chisholm als Psychiater in London und in Yale (1931–33) tätig, wo er die Arbeit von Sapir und Sullivan kennen lernte. Ende der 30er Jahre erkannte er die Bedrohung des Weltfriedens durch den Nationalsozialismus und trat wieder in die Armee ein. Während des Krieges war er wie sein befreundeter Kollege Sullivan für die Untersuchung und Auswahl von Wehrpflichtigen verantwortlich. Außer durch ihre gemeinsamen Erfahrungen waren sie verbunden durch ihre Überzeugung, dass Kriege nicht als unvermeidbar für jede neue Generation hingenommen werden dürften und dass nach dem Krieg für die Gesamtbevölkerung neue und bessere Möglichkeiten zur Behandlung und zur Prophylaxe von seelischen Krankheiten geschaffen werden müssten.

Dieser Zielsetzung dienten mehrere Initiativen, die von Sullivan, Chisholm und anderen nach Kriegsende ins Leben gerufen wurden. Unmittelbar nach Hiroshima hielt Chisholm im Rahmen der William Alanson White Foundation in Washington und New York zwei Vorträge, die zusammen mit den Beiträgen der namhaften Diskussionsteilnehmer unter dem Titel *The Psychiatry of Enduring Peace and Social Progress* veröffentlicht wurden und auch in *Psychiatry* (Febr. 1946) mit einem Leitartikel Sullivans erschienen sind. An dem Vortrag in Washington nahm er zwar teil, konnte sich aber wegen seiner Erkrankung nicht an der Podiumsdiskussion beteiligen (vgl. Perry 1982, S. 406 f.).

Zur Vorbereitung des für 1948 in London geplanten Internationalen Kongresses über psychische Gesundheit entwickelte Sullivan Pläne für ein weltweites Netzwerk von lokalen Expertengruppen. Die Ergebnisse dieser aus etwa 5000 Teilnehmern bestehenden Foren wurden von einer Kommission ausgewertet, die sich im Juli 1948 in England traf. Sullivan war in führender Weise an der Formulierung der Empfehlungen an die 1945 gegründeten Vereinten Nationen beteiligt, die dazu führten, dass die World Federation for Mental Health als neue Institution gegründet wurde.

Im selben Sommer nahm Sullivan an zwei weiteren UNO-Konferenzen teil. In Paris traf er sich mit sieben anderen renommierten Spezialisten, um im Rahmen des sogenannten Tensions Project der UNESCO die Ursachen für internationale Aggressionen zu ergründen und Bedingungen für Verständigung zwischen Völkern und Staaten zu formulieren. Zu den übrigen Teilnehmern gehörten der amerikanische Psychologe Gordon W. Allport, der Philosoph Arne Naess aus Norwegen, der aus Frankfurt nach New York geflohene Sozialwissenschaftler Max Horkheimer,

Soziologen aus Brasilien, Frankreich und Ungarn und ein britischer Mediziner. Sie teilten Sullivans Ansichten über die Ursachen internationaler Aggression und legten ein aus zwölf Thesen bestehendes Manifest vor, das durch die persönlichen Stellungnahmen jedes Teilnehmers ergänzt wurde. Sullivan war stolz auf die Ergebnisse und publizierte die Thesen gleich nach seiner Rückkehr in seiner Zeitschrift *Psychiatry*. Die bis heute relevanten Thesen wurden von vielen Sozialwissenschaftlern als zu idealistisch angesehen. In einem Kommentar der renommierten Zeitschrift *New Yorker* vom 11. Dezember 1948 jedoch wurden sie sehr gewürdigt. Die von Sullivan sehr geschätzte Kommentatorin Janet Flanner bedauerte jedoch, dass bis dahin offenbar keine wichtigen Militärs oder Politiker sich die Mühe gemacht hätten, sie zu lesen (vgl. Perry 1982, S. 411).

Die gemeinsame Erklärung und die persönlichen Stellungnahmen erschienen 1950 in dem von Hadley Cantil herausgegebenen Buch *Tensions That Cause Wars*. Es enthält auch Kommentare einiger Teilnehmer über die gemeinsamen Erfahrungen bei dem Projekt und über die Papiere der anderen Beteiligten. Der ungarische Soziologe Alexander Szalai schrieb über den inzwischen verstorbenen Sullivan: „Er war ein weiser Mann, er war ein guter Mensch, er war ein wissender Mensch.“¹⁴ Der Mediziner John Rickman bezeichnete ihn als in die Zukunft blickenden Pionier und würdigte seine Geisteskraft, seine Freundlichkeit und seinen Humor. Gordon Allport schrieb über seine Stellung innerhalb der Sozialwissenschaften: „Sullivan hat, vielleicht mehr als sonst irgend jemand, sich dafür eingesetzt, Psychiatrie und Sozialwissenschaften miteinander zu verbinden.“¹⁵

Im Sommer 1948 beteiligte sich Sullivan an einer dritten internationalen Konferenz, die von der UNESCO in Pödebrady (Tschechoslowakei) veranstaltet wurde. Zusammen mit Ruth Benedict gehörte er zu den vierzig Fachleuten aus fünfzehn Nationen die sich mit der Frage beschäftigten, wie weltweit durch eine moderne Kindererziehung Vorurteile und Nationalismus abgebaut und damit internationale Spannungen und künftige Kriege verhütet werden können.

Voller Ideen und Pläne kehrte Sullivan von diesen Konferenzen zurück, war aber durch die Anstrengungen sehr geschwächt. Hinzu kam, dass im September Ruth Benedict im Alter von erst 61 Jahren verstarb, mit der er sich nicht nur durch ihre gemeinsamen Ziele, sondern auch wegen ihrer sehr ähnlichen Kindheitserfahrungen verbunden fühlte. Kurz darauf verstarb auch sein Freund und früherer Mentor Ross McClure Chapman mit nur 67 Jahren. Trotz dieser seelischen und körperlichen

¹⁴ „He was a wise man, he was a good man, he was a knowing man.“ Zitiert in Perry 1982, S. 411 f.

¹⁵ „During his productive lifetime Sullivan, perhaps more than any other person, labored to bring about the fusion of psychiatry and social science.“ Zitiert in Perry 1982, S. 412. Dieses Zitat wurde Titel für Sullivans 1964 erschienene Aufsatzsammlung *The Fusion of Psychiatry and Social Science*.

Belastungen brach Sullivan schon Ende Dezember erneut zu einer Europareise auf, von der er nicht zurückkehren sollte.

Mit den Gründungsmitgliedern der neu gegründeten World Federation for Mental Health traf er sich in Amsterdam. Enttäuscht über die bürokratische und von Konkurrenz geprägte Atmosphäre, verließ er diese Konferenz und reiste nach Frankfurt am Main zu einem Treffen mit Lucius D. Clay, dem Militärgouverneur der amerikanischen Besatzungszone Deutschlands, um – möglicherweise im Auftrag des Weißen Hauses – zu erkunden, welche Chancen für eine Verständigung zwischen Ost und West gegeben wären, trotz der damaligen Blockade Berlins und der von Clay angeordneten sog. Luftbrücke. Er machte sich große Sorgen über die unüberbrückbar erscheinenden Spannungen zwischen den ehemals Verbündeten und die durch große Angst vor der jeweils anderen Seite bedingte Gefahr einer neuen gewaltsamen Konfrontation (vgl. Perry 1982, S. 414 f.).

Von Frankfurt reiste er nach Paris, um dort bei der Zentrale der UNESCO Pläne wegen des Tensions Projects zu besprechen. Nach zwei Tagen wollte er die Heimreise antreten und hoffte, wie er in einem kurzen Brief an Jimmie schrieb, von der anwachsenden Grippeepidemie verschont zu bleiben. Am 14. Januar 1949, etwa einen Monat vor seinem 57. Geburtstag, starb er im Pariser Ritz Hotel. Nachdem er sein Frühstück bestellt hatte, fand man ihn in seinem Zimmer mit mehreren auf dem Boden verstreuten Medikamenten. Dies nährte den in verschiedenen Pariser Zeitungen geäußerten Verdacht, er habe Suizid begangen. Aber eine Autopsie ergab als eindeutige Todesursache eine Gehirnblutung. Auch eine zweite, von einem toxologischen Institut durchgeführte Autopsie ergab keinen Hinweis auf eine Überdosis. Seine Einäscherung wurde von Sullivans Testamentsvollstreckerin in Washington veranlasst, die nicht darüber informiert war, dass er nach katholischem Brauch beerdigt werden wollte. Dieser Wunsch stieß bei seinen Freunden und Kollegen auf große Verwunderung, da er sich als Anhänger des Agnostikers Freud verstand und der christlichen Religion sehr kritisch gegenüber stand. Aber sein Adoptivsohn Jimmie stellte in einem Rundschreiben an sie eindeutig fest, dass Sullivan seine grundsätzlichen Einstellungen nicht geändert habe, aber die Form des katholischen Gottesdienstes sehr geschätzt habe und kirchlich bestattet werden wollte.

Nach der Überführung seiner Überreste nach Washington wurden diese – erst vier Wochen nach seinem Tod – auf dem Nationalfriedhof Arlington nach katholischem Ritus und mit militärischen Ehren beigesetzt, was seinem Wunsch entsprach und was ihm ermöglicht wurde, da er sich während beider Weltkriege in der amerikanischen Armee Verdienste erworben hatte. Um das Begräbnis als eine dem katholischen Ritus entsprechende Erdbestattung erscheinen zu lassen, wurde die Urne in einem Sarg

beerdigt. Im Hörsaal des Walter Reed Hospital, wo Sullivan seine letzten Vorlesungen gehalten hatte, fand am Vorabend der Beisetzung eine beeindruckende Gedenkfeier statt, auf der Clara Thompson seine Kindheit schilderte und seinen Werdegang als Therapeut und Wissenschaftler würdigte. Alfred A. Stanton, ein ehemaliger Schüler und Kollege, sprach über seine besonderen Fähigkeiten als Lehranalytiker, und der mit ihm lange Jahre befreundete Soziologe Charles S. Johnson würdigte sein intensives Engagement für den Weltfrieden durch den Abbau von Spannungen und Vorurteilen.

2.17 Überlegungen zu Sullivans frühem Tod

Engen Freunden und Kollegen gegenüber äußerte Sullivan in seinen letzten Jahren, er wolle mindestens 100 Jahre alt werden, da es für ihn noch viel zu tun gebe angesichts der katastrophalen Kriegsfolgen und der sich bedrohlich entwickelnden Ost-West-Konfrontation. Da er dennoch schon so früh verstorben ist, stellt sich die Frage, ob er eventuell bewusst oder indirekt durch seine Lebensweise den eigenen Tod herbeigeführt hat.

- Sein Freund Lloyd Frankenberg wies darauf hin, dass im katholischen Frankreich eine große Zurückhaltung bestand, als Todesursache Suizid anzugeben, um Rücksicht auf die Familie zu nehmen und um Schwierigkeiten bei einer kirchlichen Bestattung zu vermeiden. Dies wird von seiner Biografin Perry berichtet, die den Verdacht des Suizids lange Zeit verworfen hatte, da sie um seine Herzprobleme wusste und da die Ergebnisse beider Autopsien eindeutig waren. Sie kam aber 15 Jahre nach Sullivans Tod zu der Überlegung, ob er doch Suizid begangen haben könnte. Bei der Suche nach der Sterbeurkunde seiner Mutter Ella Stack stellte sie fest, dass er genau am Geburtstag seiner Mutter gestorben war. Dass hier ein Zusammenhang bestand, wurde nach seinem Tode nicht nur von Leuten in seiner ländlichen Heimat, sondern auch von Freunden und Kollegen geäußert. Diese Koinzidenz entsprach seinem mythologischen Denken. Außerdem hatte er 1931 halb scherzhaft seinen Tod „im Alter von 57 Jahren, drei Monaten und fünf Tagen“ ziemlich genau vorhergesagt und als Todesursache eine „Ruptur der mittleren Gehirnarterie“ prognostiziert, die fast wörtlich dem Ergebnis des Autopsieberichts entsprach.

- Der italienische Arzt, Philosoph und Mathematiker Geronimo Cardano (1501–1576) hat für sich selbst ebenfalls ein genaues Sterbedatum vorausgesagt, welches er aus den Sternen abgelesen hatte, da er mystisch-mythologisch geprägt war. Er starb genau an dem vorausgesagten Tag, und zwar nach heutiger Erkenntnis durch Suizid. Durch die genaue Vorhersage seines Todes wollte er vermutlich seine außergewöhnliche Begabung hervorheben und sich ein gesteigertes Machtgefühl verschaffen. Die

Ohnmacht des Menschen angesichts des Todes wird dadurch kompensiert, dass man ihn genau vorhersagt – und dann eventuell selbst in die Hand nimmt.

- Sullivan stammte aus einer sozialen Umwelt, die man als präpsychotisch, psychotisch, kriminell, dissozial, also als etwas Zerbrochenes, Gebrochenes beschreiben kann. Man weiß aus den Biografien von posttraumatisch Geschädigten, dass es Verläufe gibt, bei denen die Folgen von Traumatisierungen nicht ganz ausheilen, sondern auch später immer wieder auftreten können. Bei Sullivan ist möglicherweise trotz der gewachsenen Stabilität etwas wieder aufgebrochen, was in seiner Kindheit und Jugend prekär verlaufen ist, also Defizite im Person-Aufbau. Wenn ein Lebensereignis (life event) hinzukommt – wie z.B. der Weltkrieg mit all seinen grauenhaften Begleiterscheinungen und Folgen –, und wenn andere soziale Netze fehlen, die den Menschen einigermaßen stabilisieren, dann können solche Traumatisierungen wieder virulent werden, so dass das lebensnotwendige Urvertrauen verloren geht. Er hatte in Frankfurt Station gemacht, um mit Lucius Clay zu sprechen. Somit hat er auch die furchtbare Zerstörung einer Großstadt gesehen. Das muss alles ungemein deprimierend und eine Bestätigung der Meinung gewesen sein, dass die Menschen zu brutaler Aggression fähig sind und dass der Kulturprozess brutal zerstört worden ist. Außer vielen Millionen Menschen sind auch Architektur und Kultur vernichtet worden und fehlen zum Stabilisieren eines Individuums.

- Sullivan war von Kindheit an trotz seiner Freundschaften und seiner Beziehung zu seinem Adoptivsohn ein einsamer Mensch. Auch wenn man annimmt, dass er sich mit der Einsamkeit arrangiert hat, muss doch berücksichtigt werden, dass die Einsamen eher als andere zur Verzweiflung und zum Suizid neigen, weil enge persönliche Beziehungen wie ein Partner oder eine Familie, die den Menschen stützen (holding function), nicht vorhanden sind. Der Lebensbereich Liebesbeziehung war von Sullivan wahrscheinlich nie gut gelöst worden. Seine Kollegin und Freundin Clara Thompson, mit der er sich fast verlobt hätte, war ebenfalls eine Einsame. Auch seine homophilen Neigungen und Erfahrungen sprechen dafür, dass das Gefühl, jemanden zu lieben und von ihm geliebt zu werden, welches uns sehr stark am Leben festhalten lässt, bei ihm zu wenig oder gar nicht vorhanden war.

- In Sullivans Leben fehlte weitgehend die von Erik H. Erikson beschriebene Lebensaufgabe der Generativität. Wer Kinder hat, wird normalerweise von dem Gefühl der Verantwortung getragen. Man möchte sie groß werden lassen und muss selber mindestens so lange leben, bis sie selbstständig sind. Sullivan hatte zwar seinen Adoptivsohn Jimmie, den er als Lebensgefährten geschätzt, aber intellektuell weniger gefördert hat, als wenn es sein leiblicher Sohn gewesen wäre. Wer keine eigenen Kinder hat, möchte oft andere junge Menschen groß werden lassen, z.B. Studenten,

Doktoranden oder Ausbildungskandidaten. Sullivan unterrichtete in seinem letzten Lebensjahr eine große Gruppe von Ausbildungskandidaten und trug bei seinem Ableben nach einer Schätzung von Frieda Fromm-Reichmann als Supervisor Verantwortung für 150 Patienten. Möglicherweise konnte er aus dieser Verantwortung für die nächste Generation nicht genügend Halt gewinnen, zumal er damals viel auf Konferenzen unterwegs war und sich seiner Lehr- und Therapeutentätigkeit kaum widmen konnte.

- Auch Publikationen können die Funktion von Kindern annehmen. Literarische oder wissenschaftliche Werke zu schaffen, erfordert viel Kraft und Engagement. Sullivan war hierzu nur begrenzt in der Lage, denn er hatte Schwierigkeiten, seine Erfahrungen und Theorien in umfangreicheren Werken schriftlich festzuhalten. Die meisten seiner Veröffentlichungen – außer seinen Zeitschriftenartikeln – sind Abschriften von Tonbandaufnahmen seiner zahlreichen Vorträge.

- Sullivans Verhältnis zu seiner Leiblichkeit war nicht optimal. Er konsumierte regelmäßig Alkohol vor und nach dem Essen, zeitweise in nicht geringen Mengen, besonders in Zeiten von Stress. Seine Essgewohnheiten waren offenbar normal, denn er liebte Einladungen mit gemeinsamem Essen und besuchte Restaurants mit Freunden und Kollegen. Über sportliche Betätigungen hingegen ist nichts bekannt, außer dass er gelegentlich in seinem Garten arbeitete. Laut Auskunft eines Kollegen litt er häufig unter Schmerzen und Erschöpfung wegen einer fehlerhaften Herzklappe und befürchtete schon 1926 – nach dem Tod seiner Mutter und dem plötzlichen Herztod seines Veters Leo Stack –, selbst mit 57 Jahren zu sterben (vgl. Perry 1982, S. 220).

Trotz seiner schwachen Konstitution nahm er zu wenig Rücksicht auf seine Gesundheit. So besaß er nicht die Fähigkeit, sich in Ruhe zu entspannen oder sich zurückzuziehen, und als er 1945 für mehrere Wochen wegen einer schweren Herzentzündung (Endocarditis) das Bett nicht verlassen konnte, weigerte er sich, den dringenden ärztlichen Rat zu befolgen, ins Krankenhaus zu gehen und alle anstrengenden Tätigkeiten aufzugeben. Stattdessen entschied er sich im Oktober 1945, zusammen mit seinem Freund und Kollegen Chisholm im Rahmen der UNO an wichtigen Projekten mitzuarbeiten. Dabei mutete er sich in den Folgejahren offenbar mehr zu, als er zu leisten imstande war. In ähnlicher Weise hat auch Alfred Adler in den letzten Jahren vor seinem Tode 1937 im Alter von nur 67 Jahren die Warnungen seines Arztes missachtet, sich Ruhe und Erholung zu gönnen. Er hatte sich der gewaltigen Aufgabe gewidmet, seine Individualpsychologie zu retten und sich dem erstarkenden Faschismus entgegenzustellen.

- Dieser rastlose Einsatz für eine Verbesserung der menschlichen Verhältnisse kann auch mit Größenfantasien erklärt werden, dass man als Einzelner die Zivilisation und Kultur retten könnte. Solche Größenideen sind häufig bei Kulturschaffenden

anzutreffen, die berechtigterweise meinen, dass sich zu wenige Menschen der Lösung der dringenden Probleme widmen. Alfred Adler z.B. versuchte, sich gegen die historische Fehlentwicklung zu stemmen und die Humanität durchzusetzen, als die Katastrophe schon nicht mehr aufzuhalten war. Da ein Einzelner hierbei überfordert ist, müsste er sich fragen, wo seine Grenzen sind, in welcher Weise er etwas bewegen kann und wo er sich zurückhalten muss mit seinen Äußerungen und Aktivitäten; oder er muss emigrieren, um sich selbst zu schützen. Zahlreiche Intellektuelle wie Ernst Cassirer, Lion Feuchtwanger oder Albert Einstein verließen Deutschland schon 1933.

- Falls Sullivan nicht aktiv Suizid begangen hat, sondern an einer Gehirnblutung oder einer sonstigen Ruptur eines Blutgefäßes verstorben ist, müsste berücksichtigt werden, dass solche Ereignisse meistens dann auftreten, wenn Menschen in Bluthochdruck-Krisen geraten, die durch Aufregung und Anspannung ausgelöst werden. Wenn das bei Sullivan der Fall gewesen ist, hat er sich in seinen letzten Jahren falsch verhalten angesichts seines schlechten Gesundheitszustandes. Möglicherweise hat er aber Suizid begangen und ist dabei so gestürzt, dass es zu einer Ruptur im Gehirn kam. Eventuell ging dem Tod ein besonderes Ereignis voraus wie plötzliche Schmerzen wegen seiner Herzschwäche, die zu einer panikartigen Reaktion mit der Einnahme von Medikamenten geführt haben.

- Auch wenn er seinen Tod nicht aktiv herbeigeführt hat, könnte sein Ende als ein unbewusstes Sich-Opfern für bestimmte Ideale angesehen werden. Er könnte auch unter massiver Verzweiflung angesichts der Weltlage und der Größe der vor ihm liegenden Aufgaben gelitten haben. Sowohl Angst und Panik als auch Verzweiflung können bei vielen Menschen emotional eine massive Blutdrucksteigerung herbeiführen. Anders als heutzutage war es damals nicht üblich, den Blutdruck regelmäßig genau zu kontrollieren und auch noch nicht möglich, den eigenen Blutdruck selbst zu messen. Höchstwahrscheinlich hat Sullivan auf seinen Reisen nicht regelmäßig seinen Blutdruck messen lassen, zumal er den somatisch behandelnden Ärzten affektiv ablehnend gegenüber stand, besonders nachdem die Schmerzen seines Veters Leo Stack von dem herbeigerufenen Arzt nicht als die typischen Anzeichen eines Herzinfarkts erkannt worden waren. Starke Affekte, die stets blutdrucksteigernd wirken, waren bei ihm auch charakterlich verankert, denn er neigte zu Affektausbrüchen gegenüber Mitarbeitern und Kollegen, die andere Ansichten und Methoden vertraten als seine eigenen. Es ist also zu vermuten, dass Sullivan ein Hypertoniker gewesen ist.

2.17 Thesen zur Biografie und zur Persönlichkeit Sullivans

Einzelkind

Chapman verweist in seinem biografischen Teil (1976, S. 20) auf Sullivans Äußerung über seine Kindheit, worin er mit Bitterkeit sagt, er sei den Problemen des Einzelkind-Daseins entkommen, weil seine Mutter sich nie um die besonderen Eigenschaften und Probleme (characteristics) ihres Sohnes gekümmert habe, sondern ihn als Kleiderständer benutzt habe, an dem sie ihre Illusionen und Ideale aufhängte („an elaborate pattern of illusions“). Einzelkinder erleben normalerweise eine besondere Beachtung und Anerkennung, eventuell auch Verwöhnung durch die Eltern und andere Erwachsene, was zu einem Gefühl der Geborgenheit in der Familie und zu Selbstvertrauen führt.

Sullivan vermisste offenbar dieses selbstverständliche Geschätzt-Werden durch Eltern, die ein Sicherheitsgefühl und Zuversicht vermitteln. Stattdessen belud ihn die Mutter mit ihrer Unzufriedenheit, ihren Schilderungen der früheren hohen Stellung ihrer Familie und mit ihren unrealistischen Träumen von einer besseren Zukunft. Er erlebte also nicht eine starke, sondern schwache Mutter, für die er zum Partnerersatz wurde. Da sie ihren Mann wegen seiner niedrigen sozialen Stellung ablehnte, verstärkte sie die Distanz zwischen ihm und seinem Sohn, der in seinem Vater kein erstrebenswertes Vorbild sehen konnte, wie es bei einer gelungenen Bewältigung des Ödipuskomplexes nach Freud der Fall wäre.

Außenseiter

Von seiner Abstammung her, aber auch durch eigene Wahl im Sinne Sartres war Sullivan stets ein Außenseiter. Alle vier Großeltern waren Mitte des Jahrhunderts wegen der damaligen großen Hungersnot aus Irland emigriert, was zur Folge hatte, dass Sullivan bis nach seinem vierzigsten Lebensjahr mit einem leichten irischen Akzent sprach, der auch zu seiner Isolation in seiner Kindheit und Jugendzeit beitrug, die er stets in einer nicht-irischen Umgebung verbrachte. Weder in der Familie noch in der Schule oder Universität fühlte er sich voll integriert.

Seine Außenseiter-Stellung bedeutete für ihn große Einsamkeit, verbunden mit Unsicherheit und Selbstzweifeln. Sie ermöglichte ihm aber auch die gelungene Kompensation dieser Schwächesituation durch schulische Leistungen, hohe Intelligenz und besondere Fähigkeit zu nonkonformistischem Denken. Dadurch gelang ihm die Entwicklung einer sehr eigenständigen Behandlungsweise und Theorie, in die seine eigenen psychischen Probleme eingegangen sind. Damit gelang es ihm, die Gesellschaft mit einer neuen Sicht des psychisch Kranken und der sogenannten Normalen zu bereichern und so vom Outsider zum Insider zu werden.

Homosexualität

Sullivans Homosexualität kann als Mangel an Männlichkeit verstanden werden, welcher dadurch entstanden ist, dass er sich in seiner Kindheit nicht mit der Männerrolle identifizieren konnte, die sein Vater verkörperte. Diesem gelang es nicht, den Sohn an der schweren Arbeit auf der Farm zu beteiligen; so brauchte er sich nicht die Hände schmutzig zu machen. Seine Cousine Margaret Hannon erinnerte sich an ein Ereignis im Sommer 1907, als Harry 15 Jahre alt war. Als sein Vater fragte, ob er eine kleinere Arbeit, um die er ihn gebeten hatte, am Nachmittag fertigstellen werde, antwortete Harry, er beabsichtige nach Sherburne zur Bücherei zu fahren. Auch nach einer nochmaligen Bitte des Vaters verweigerte er die Mitarbeit. Hierbei hatte er die Unterstützung seiner Mutter. Denn als der Vater ihn einmal bat, für die Mutter das Füttern der Hühner zu übernehmen, habe Harry weder aufgeschaut noch geantwortet. Als der Vater später die Mutter fragte, ob er die Aufgabe erledigt habe, bejahte sie dies, obwohl sie selbst die Arbeit getan hatte.

Die Cousine berichtete weiter, dass es dem Vater auch nicht gelang, den Sohn wegen ungebührlichen Verhaltens zu korrigieren. Sie und ihre Eltern unterhielten sich eines Tages mit der Familie Sullivan zusammen am Tisch, als Harry sich ein Buch holte und las, bis ihr Vater ihn ansprach und ihn bat das Buch zu schließen. Er schlug das Buch zu, beteiligte sich aber auch dann nicht am Gespräch. Harrys Vater sei erfreut gewesen, dass ein anderer es gewagt hatte, seinen Sohn zu korrigieren (vgl. Perry, S. 84 f.).

Als Mangel an Männlichkeit kann auch sein schwieriger, unreifer Umgang mit Geld angesehen werden. Statt seine Ansprüche den finanziellen Möglichkeiten anzupassen und Ersparnisse zu machen, neigte er als Erwachsener dazu, Schulden zu machen und viel Geld für seinen extravaganten Lebensstil auszugeben.

Seine verspätete Pubertät und seine Homosexualität können auch darauf zurückgeführt werden, dass Sullivan in seiner Kindheit und Jugendzeit keinen normalen, freundschaftlichen Kontakt zu Mädchen hatte und hauptsächlich von Frauen beeinflusst wurde. Da sein Verhältnis zum Vater sehr schlecht war und er in der Schule fast nur Lehrerinnen hatte, waren Professor Butts und sein Freund Clarence Bellinger die einzigen engeren männlichen Bezugspersonen. Eine besonders enge und intime Beziehung bestand zu seiner Mutter und in zunehmendem Maße auch zu seiner Tante Margaret, der Lehrerin aus New York City, die zehn Jahre jünger und gebildeter war als seine Mutter und der gegenüber er offenbar auch erotische Gefühle entwickelte, wie sich aus einer Stelle in seiner Schrift *Personal Psychopathology* entnehmen lässt (1972, S. 174). Der starke Einfluss von Frauen in Sullivans Kindheit wird auch zu einer Angst vor der Übermacht von Frauen geführt haben.

Nach Chapman (1970, S. 23) war man in dem Heimatort Sullivans allgemein der Ansicht, dass es sich bei seiner Freundschaft zu dem wesentlich älteren Bellinger um eine homosexuelle Beziehung im eigentlichen Sinne gehandelt habe. Ein weiterer Beleg hierfür ist in seiner Schrift *Personal Psychopathology* zu finden, wo er schreibt, dass eine enge Freundschaft zwischen einem achteinhalbjährigen Jungen und einem pubertierenden Jugendlichen fast immer zu einer genitalen homosexuellen Beziehung führt. Aus heutiger Sicht sind diese und ähnliche Äußerungen eindeutig autobiografischer Natur. Zu seinen Lebzeiten war in der Öffentlichkeit und sogar unter seinen engsten Freunden fast nichts über seine Kindheit, Jugendzeit und seine frühes Erwachsenenalter bekannt (vgl. Chapman 1976, S. 23).

Sicherlich muss auch sein Verhältnis zu seinem 20 Jahre jüngeren Lebensgefährten und Adoptivsohn James Inscoe Sullivan (Jimmie) sowohl als Vater-Sohn-Beziehung als auch als eine homosexuelle Beziehung angesehen werden, auch wenn sie eventuell nicht körperlich ausgelebt wurde.

Schizoider Charakter

Auf Sullivan trifft vieles zu, was Fritz Riemann (1975) und auch Bernard Shulman (1968) über die lebensgeschichtlichen Hintergründe für die Entstehung eines schizoiden Charakters bzw. einer Schizophrenie beschrieben haben. Wer in der Familie als ein besonderes, bewundertes Kind aufwächst, neigt dazu, unter den Gleichaltrigen isoliert zu sein und zu einem Sonderling zu werden. Wenn kein Weg in die Mitwelt gefunden wird, sondern die Isolation fortschreitet, kommt es nicht selten zu einer manifesten Schizophrenie.

Menschen mit einem schizoiden Charakter scheuen Bindungen jeglicher Art; sie wollen sich nicht festgelegt fühlen, sondern ihre Freiheit weitgehend erhalten. Dieses trifft auch auf das Verhältnis zum Geld zu. Wer Einschränkungen nicht akzeptiert, neigt wie Sullivan dazu, über seine Verhältnisse zu leben, indem er fällige Rechnungen nicht begleicht oder Kredite aufnimmt. Auch den sich hieraus ergebenden Verpflichtungen den Geldgebern gegenüber versuchte Sullivan weitgehend auszuweichen, indem er seine Schulden nicht oder nur teilweise zurückzahlte. Die Verärgerung seiner Gläubiger führte in vielen Fällen zu einer emotionalen Distanzierung, die von ihm als distanziertem Menschen eventuell unbewusst beabsichtigt war.

Intelligenz und Charakterschwächen

Trotz seiner überragenden Intelligenz und Kreativität hinsichtlich der Entwicklung einer eigenen Theorie und seiner psychotherapeutischen Behandlungsmethoden sind bei ihm auch Charakterschwächen zu konstatieren. Hierzu gehören:

- seine Neigung, seine Kindheit und Jugend und damit auch seine Herkunft so zu verbergen, dass nicht einmal seine engsten Freunde darüber informiert waren. Erst nach seinem Tode wurde vieles „ans Licht gebracht“. Es liegt also ein Mangel an Aufklärung vor;
- seine Neigung zu unkontrollierten und damit unvernünftigen Geldausgaben, welche er auch in seiner Lehranalyse bei Clara Thompson nicht bearbeiten, also nicht aufklären wollte;
- sein Mangel an sozialer Kompetenz, der sich im ungeschickten Umgang mit seinen Mitarbeitern und mit Vorgesetzten zeigte, auch seine Selbstgefälligkeit und Selbstüberschätzung;
- seine Unfähigkeit, mit Frauen eine gleichwertige Beziehung herzustellen, so dass er sich emotional stark dem eigenen Geschlecht verbunden fühlte;
- seine Schüchternheit, die hinter diesen sozialen Ungeschicklichkeiten verborgen war. Er war im Sinne von Harald Schultz-Hencke ein gehemmter Mensch;
- seine oft weitschweifige, manchmal schwer verständliche Sprache mit schwierigen Satzkonstruktionen. (Vgl. Rattner/Danzer 2004)

3 Einflüsse auf Sullivan – Mentoren und Wegbegleiter

3.1 Sullivan und Sigmund Freud (1856–1939)

Obwohl Sullivan eine sehr eigenständige Theorie entwickelt hat, beruht seine Lehre weitgehend auf der Psychoanalyse Freuds, so dass er mit Recht zu den Neopsychoanalytikern gerechnet wird. Im ersten Jahrzehnt seiner beruflichen Tätigkeit wollte er innerhalb der psychoanalytischen Bewegung arbeiten und formulierte seine Ideen in den ersten Veröffentlichungen noch ganz im Rahmen der psychoanalytischen Theorie. Diese während seiner Tätigkeit am Sheppard Pratt Hospital entstandenen Artikel trugen den Titel *Schizophrenia: Its Conservative and Malignant Features* (1925-25) und *Oral Complex* (1925).

Sullivan fand in Freuds Psychoanalyse vieles, das er in seiner klinischen Arbeit praktisch anwenden konnte. Die spekulativen Ideen Freuds wollte er aber nicht übernehmen und versuchte, diese innerhalb der analytischen Bewegung infrage zu stellen (vgl. Mullahy 1970, S. VII u. 7). Da er hierbei ziemlich erfolglos blieb, sah er sich gezwungen, eigene Wege zu gehen und auch die Zusammenarbeit der Washington School mit den Psychoanalytikern und damit auch mit seinem Kollegen Ernest Hadley zu beenden. Es wäre aber verfehlt, hieraus abzuleiten, dass Sullivan Freud abgelehnt oder sogar gehasst habe, wie von einigen seiner Kritiker behauptet wurde (ebd.). Stattdessen hat er Freud und seine Leistung immer wieder sehr gewürdigt und bekannt, dass er ihm viel zu verdanken hat.

Sullivan traf nie mit Freud persönlich zusammen, hat aber schon als 24-Jähriger erste Erfahrungen mit der Psychoanalyse durch eine etwa 75 Sitzungen umfassende Analyse gemacht und danach sowohl die Werke Freuds als auch verschiedener anderer psychoanalytischer Autoren gelesen (vgl. Sullivan 1940, S. 8 u. 178). Er nennt in diesem Zusammenhang die *Studien über Hysterie* von Freud und Breuer (1895), Freuds *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie* (1905), *Die Traumdeutung* (1900), *Zur Psychopathologie des Alltagslebens* (1901) und seine Bemerkungen über den Fall Schreber (1911). Weiterhin erwähnt er Carl Gustav Jungs *Über die Psychologie der Dementia praecox* (1907) und *Die Psychologie der unbewussten Prozesse* (1916) sowie Sándor Ferenczis *Bausteine zur Psychoanalyse* (1919), Edward J. Kempfs *Psychopathology* (1920), Georg Groddecks *Das Buch vom Es* (1925), welches er ein „bemerkenswertes Dokument“ nennt, und die Schriften des „herausragenden Neurologen und Psychoanalytikers“ Smith Ely Jelliffe, der eng mit White

zusammenarbeitete und „häufig auf die Bedeutung psychopathologischer Überlegungen für die Interpretation von organischen Krankheiten“ hingewiesen habe (Sullivan 1972, S. 318).

Sullivan schreibt, die therapeutischen Konzepte der modernen Psychiatrie seien direkt aus dem Werk von Freud, Meyer und White entstanden (Sullivan 1940, S. 177). 1939 würdigte er das „Genie Freud“ in einem Leitartikel seiner Zeitschrift *Psychiatry* wie folgt:

Freud und seine Schüler – unabhängig davon, was man über ihre Hypothesen über den „psychischen Apparat“ und die Gesellschaft denken mag – haben dem abendländischen Denken einen großen Dienst erwiesen, indem sie die Begrenzungen des Bewusstseins des Menschen aufgedeckt haben, welche ihren Ursprung in den persönlichen Lebenserfahrungen haben (Sullivan 1964, S. 62).

Als besonders bedeutsam hebt Sullivan Freuds Konzept des Unbewussten hervor, weil es uns den Zugang zum Verständnis der seelischen Störungen und anderer Ungereimtheiten im menschlichen Verhalten ermöglicht. Freud habe gezeigt, dass es im Seelenleben nichts Zufälliges, Zweckloses oder Nutzloses gibt. Insofern, so betont Sullivan, hätten die unangepassten, unkontrollierten Verhaltensweisen (the nonadjustive processes) in zwischenmenschlichen Beziehungen wichtige positive Funktionen für die betreffende Person, ebenso wie angepasstes und gestörtes Verhalten (adjustment or maladjustment) (Sullivan 1965, S. 85).

Die von Freud entwickelte freie Assoziation wird von Sullivan als Methode zur Erforschung einer Person sehr gewürdigt, bei der „ungelenkte Intuition in rationale Einsicht verwandelt werden kann“ (Sullivan 1965, S. 334). In der Behandlung von Schizophrenen lehnte er diese Methode jedoch ab, zumindest so lange, bis sie eine gewisse Einsicht in ihre Situation oder eine deutliche Besserung erreicht hatten (vgl. Mullahy 1970, S. 7).

Des Weiteren hebt er die große Bedeutung von Freuds *Traumdeutung* (1900) hervor, welche dazu geführt habe, dass der Traum im modernen Denken als wichtige Realität wahrgenommen wurde (1965, S. 274). Ferner lobt er Freuds Entdeckung, dass in der Therapiesituation stets eine Interaktion zwischen den Beteiligten stattfindet, also eine gegenseitige Beeinflussung. Zunächst habe er den Mechanismus der Übertragung beschrieben und später auch denjenigen der Gegenübertragung. Sullivan sieht hierin eine Bestätigung seiner therapeutischen Erfahrungen und seiner interpersonellen Theorie, nach der die Menschen stets miteinander interagieren und zwischenmenschlicher Beziehungen bedürfen (1972, S. 329). Sullivan wendet sich jedoch vehement gegen Freuds These, dass psychotisch Erkrankte nicht zur Übertragung in der Lage seien. Hierzu schreibt er:

Nach einer frühen psychoanalytischen Regel wurden Patienten eingeteilt in (1.) Patienten mit *Übertragungsneurosen*, die mehr oder weniger bereit waren, eine Übertragungsbeziehung mit dem Analytiker einzugehen, und (2.) Patienten mit *narzisstischen Neurosen* – zu diesen zählt offensichtlich die Schizophrenie –, die nicht übertragen können, *weil ihre Libido an das Selbst gebunden sei*. Dieses ist ein Beispiel für den „unpsychologischen Charakter“ des schizophrenen Denkens (Sullivan 1972, S. 329).

Hierbei bezieht sich Sullivan auf Freuds Studie über den Fall Schreber, die er 1911 unter dem Titel *Psychoanalytische Bemerkungen über einen autobiographisch beschriebenen Fall von Paranoia* (G.W. VIII, S. 239–320) veröffentlicht hat, und auf *Zur Einführung des Narzissmus* (1914, G.W. X, S. 137–170), wo er meint, in der Psychose finde eine Regression in die Autoerotik und den Narzissmus statt. Deshalb seien diese Patienten weder zu einer regulären Objektbeziehung noch zu einer Übertragungsbeziehung fähig und daher durch eine Psychoanalyse nicht erreichbar. Allerdings hatte Freud auch Zweifel an der Unerreichbarkeit von Psychotikern geäußert. So schrieb er 1904 in seinem Aufsatz *Über Psychotherapie*:

Psychosen, Zustände von Verworrenheit und tiefgreifender Verstimmung sind also für die Psychoanalyse, wenigstens wie sie bis jetzt ausgeübt wird, ungeeignet. Ich halte es für durchaus nicht ausgeschlossen, dass man bei geeigneter Abänderung des Verfahrens sich über diese Gegenindikation hinaussetzen und so eine Psychotherapie der Psychosen in Angriff nehmen könne (G.W. Bd. V, S. 21).

Sullivan praktizierte in seiner Arbeit mit Schizophrenen eine solche „geeignete Abänderung des Verfahrens“ und stellte aufgrund seiner Erfahrungen fest, dass diese Patienten versuchten, durch ihr schwer verständliches Verhalten und sogar durch ihre Katatonie etwas zu „sagen“. Fast alles an ihrem Verhalten sei Übertragung, also auf die Mitmenschen bezogen. Sie unterliegen einem Wiederholungszwang, so dass sie frühere Gefühle und Verhalten gegenüber ihren wichtigen Bezugspersonen auf den Arbeitgeber oder den Therapeuten übertragen. Wenn der Analytiker sich ihnen empathisch zuwende und sich dabei nicht neutral wie ein Spiegel verhalte – wie in der orthodoxen Psychoanalyse gefordert –, könne der Patient den Analytiker als realen Menschen sehen lernen und Beziehung zu ihm aufnehmen.

Das Neutralitätsgebot Freuds wurde damals auch von Otto Rank und Sándor Ferenczi infrage gestellt. Deren neue Ideen, die sie 1924 in ihrem gemeinsamen Buch *Die Entwicklung der Psychoanalyse* veröffentlicht hatten, lösten heftige Auseinandersetzungen unter den Psychoanalytikern aus. Ab 1929 vertrat Ferenczi die Ansicht, der Therapeut solle durch liebevolle Zuwendung zum Patienten dessen in der Kindheit durch die Eltern erfahrene Zurückweisung und Liebesmanko ausgleichen.

Clara Thompson sah in Sullivans therapeutischem Verfahren auch Gemeinsamkeiten mit der von Wilhelm Reich praktizierten aktiven Charakteranalyse, mit der er den sogenannten Charakterwiderstand, der sich gegen die Therapie richtet, analysierte und den „Charakterpanzer“ zu durchbrechen versuchte. Thompson meinte, Sullivan habe Reichs Buch *Charakteranalyse*, das 1933 auf Deutsch und erst 1945 in englischer Sprache erschienen ist, zwar noch nicht gekannt, als er sein eigenes Therapieverfahren entwickelte. Er habe aber Entdeckungen gemacht, die weitgehend dem entsprechen, was andere gleichzeitig und unabhängig entwickelt haben (vgl. Thompson in: Mullahy 1952, S. 106). Solche Parallelitäten sind häufig in der Kulturgeschichte zu beobachten und können als Bestätigung der Validität der Erkenntnisse verstanden werden.

Sullivan kritisierte an Freud, dass er das gesamte Seelenleben des Menschen auf den Sexualtrieb zurückführte, und spricht von Freuds „Pansexualismus“. So bestätigt er, dass im Säugling von Geburt an ein Luststreben vorhanden ist, das aber nicht als sexuell bezeichnet werden sollte. Es bestehe ein großer Unterschied zwischen der Lustsuche des Säuglings und dem sich in der Vorpubertät entwickelnden Sexualtrieb des Jugendlichen (Sullivan 1972, S. XVII, 89 u. 102). Ähnlich wie Clara Thompson, Frieda Fromm-Reichmann und Karen Horney lehnte auch Sullivan Freuds These vom Kastrationskomplex und Penisneid des Mädchens ab und führte das Verkürztheitsgefühl der Frau und ihr Streben nach Männlichkeit nicht auf biologische Unterschiede, sondern auf gesellschaftlich bedingte Diskriminierungen und Vorurteile zurück.

Freuds Lehre vom Ödipus- und Elektrakomplex wird von Sullivan ebenfalls in Zweifel gezogen. Er meinte, solche Bindungen des Kindes an den gegengeschlechtlichen Elternteil seien in keiner Weise vererbt und somit angeboren, sondern seien dadurch zu erklären, dass der Junge von seinem Vater – und das Mädchen von der Mutter – oft als Erweiterung der eigenen Person betrachtet wird und von ihm mehr autoritative Forderungen erfährt als von der Mutter und sich ihr deshalb emotional mehr zuwendet als dem gleichgeschlechtlichen Elternteil (Sullivan 1972, S. 144 f. und XIV).

Das von Freud nach dem Ersten Weltkrieg zum ersten Mal formulierte Postulat eines universellen angeborenen Todestriebes, des Thanatos, als Gegenspieler des Eros wird von Sullivan der spekulativen Metapsychologie Freuds zugerechnet und als unwissenschaftlich verworfen. Ein solcher Trieb könne durch wissenschaftliche Untersuchungen nicht nachgewiesen werden (Sullivan 1972, S. 223).

Sullivan sieht weder den Sexualtrieb noch den Todestrieb als Hauptstreben im Menschen, sondern geht von einem grundlegenden Streben nach Wachstum und Reife aus, von dem die sexuelle Reifung nur ein Aspekt ist. Da der Mensch das Lebewesen mit den am geringsten vorhandenen Instinkten sei, müssten wir uns vornehmlich mit jenen Kräften beschäftigen, die ihn hauptsächlich beeinflussen, d.h. den sozialen und

kulturellen Kräften (Thompson 1952, S. 108). Infolgedessen sieht er die kindliche Entwicklung nicht wie Freud als Abfolge psychosexueller Entwicklungsstufen, sondern als phasenweise Interaktion des Kindes mit wichtigen Bezugspersonen und Bewältigung der von der Kultur vermittelten Forderungen wie Sprache, Sitten und Tabus.

Trotz der erheblichen Unterschiede beider Phasenmodelle sind auch viele Gemeinsamkeiten zwischen ihnen zu finden. Sullivans Phasenlehre ist weitgehend von Erik H. Erikson übernommen worden, der als erster Psychoanalytiker Freuds psychosexuelle Phasen erweitert hat durch Aspekte der psychosozialen Entwicklung und durch die Hinzufügung weiterer Phasen bis zum Erwachsenenalter.

Bezüglich des Verhältnisses zwischen Sullivans Ideen und Methoden und denen der Psychoanalyse existieren nach Clara Thompson (1952, S. 107) zwei gegensätzliche Ansichten, die sie beide für unzutreffend hält. Einerseits werde behauptet, Sullivans Lehre sei keine Psychoanalyse; andererseits bestehe die Auffassung, Sullivan sage dasselbe wie Freud, nur mit anderen Worten. Hierzu verweist sie auf die erheblichen Unterschiede in den Theorien und in den Methoden der beiden. Die erste These sei nur dann richtig, wenn Psychoanalyse als Therapiemethode definiert wird, die keine Abweichungen von Freuds Regeln und Hypothesen zulässt. In diesem Sinne sei Sullivan kein Psychoanalytiker. Wenn Psychoanalyse jedoch umfassender verstanden wird als ein Verfahren, welches 1. die Bedeutung des Unbewussten, 2. den Einfluss von Widerstand und Verdrängung sowie 3. die Übertragung als grundlegend anerkennt, dann erfülle Sullivans Konzept alle diese Kriterien und sei somit durchaus als psychoanalytisch zu bezeichnen. Er selbst legte keinen besonderen Wert auf diesen Begriff und nannte sein therapeutisches Vorgehen interpersonale oder intensive Psychotherapie.

Clara Thompson, die sowohl Sullivan und seine Theorie als auch Freuds Lehre sehr gut kannte, erklärt die Beziehung zwischen deren Konzepten folgendermaßen:

Sullivan hat Freud viel zu verdanken. Er steht zweifellos auf Freuds Schultern. Die meisten Konzepte dieser beiden waren Versuche, ähnliche beobachtete Phänomene zu formulieren, und diese Konzepte können – wenn auch ungenau – in die Sprache des jeweils anderen übersetzt werden. Dabei werden jedoch die grundsätzlich unterschiedlichen Sichtweisen dieser beiden übersehen; und gerade wegen seiner von Freud abweichenden Sichtweise war es Sullivan möglich, neue Ideen in die Psychoanalyse einzubringen. Da Freud den Menschen eher mechanistisch, mehr als ein isoliertes Wesen im Universum ansah, das sich primär infolge seiner sexuellen Reifung entwickelt, war er wegen dieser Theorie nicht in der Lage, viele der Beobachtungen in seine Lehre zu integrieren, die er bezüglich der Abhängigkeit des Menschen von der Anerkennung durch seine Mitmenschen gemacht hatte. Sullivan verzichtete auf das ungünstige Libido-Konzept und konnte dadurch eher Folgen der mächtigen gesellschaftlichen Einflüsse auf die Menschen zu erkennen.

Außerdem neigte Sullivan viel weniger als Freud dazu, unüberprüfbare Theorien zu entwickeln. ... Obwohl Sullivans Denken sich aus dem psychoanalytischen Denken entwickelt hat und obwohl er Freud viel zu verdanken hat, hat er einen neuen Zugang eröffnet, der weitergehende Forschungen zum Verstehen des Menschen ermöglicht (C. Thompson 1952, S. 115, eigene Übersetzung).

Diese Einschätzung entspricht dem gegenwärtigen Trend, weniger die Gegensätze zwischen den tiefenpsychologischen Schulrichtungen beziehungsweise den verschiedenen Therapieverfahren zu betonen, die auch durch die persönlichen Rivalitäten ihrer Gründer bedingt waren, sondern die unterschiedlichen Konzepte als sich ergänzende Sichtweisen auf den Menschen als biologisches und psychosoziales Wesen zu verstehen.

3.2 William Alanson White (1870–1937)

William Alanson White war einer der bedeutendsten amerikanischen Psychiater und einer der ersten Anhänger Freuds in den Vereinigten Staaten, der, obwohl er starke Vorbehalte gegen viele der Freud'schen Konzepte hatte, ab 1910 eine führende Rolle bei der Verbreitung von dessen Theorie und Behandlungsmethode spielte. Ab 1922 war er Vorsitzender der American Psychopathological Society und von 1924 bis 1925 auch der American Psychiatric Society, bevor er 1928 Vorsitzender der amerikanischen psychoanalytischen Vereinigung wurde. Außerdem war er Professor für Psychiatrie in Washington D.C. an der George Washington und der Georgetown University.

Die Familien seiner beiden Eltern waren angelsächsischer Herkunft und gehörten somit zu den „besseren Kreisen“ in Neu-England. Seine Mutter kam aus Boston und interessierte sich für Kunst und Geisteswissenschaften, während sein Vater mehr an Politik und Wirtschaftsfragen interessiert war und die Erziehung seines Sohnes hauptsächlich der Mutter überließ. White bezeichnete sich psychologisch gesehen als Einzelkind, weil sein Bruder zehn Jahre älter war als er und in seiner Kindheit kaum eine Rolle spielte. Als er 1870 geboren wurde, lebte die Familie in Brooklyn Heights in New York City. Sein Vater war damals ein erfolgreicher Geschäftsmann, so dass William ebenso wie sein älterer Bruder eine Privatschule besuchen konnte. Bald darauf musste er jedoch in eine öffentliche Schule wechseln, da der Vater geschäftliche Rückschläge erlitt, die besonders die Mutter sehr beunruhigten.

Im Alter von 15 Jahren nahm White die Möglichkeit wahr, sich ohne High-School-Abschluss um ein Stipendium zum College-Besuch an der Cornell University zu bewerben. Da das Mindestalter für die Aufnahmeprüfung 16 Jahre war, gab er sein Alter mit 17 an, obwohl er zur Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit erzogen worden war und ihm diese „Lüge“ sehr schwer fiel. Aber anders als später Sullivan, der sich zu

seinen fehlerhaften Angaben in seinen Bewerbungen nie geäußert hat, bekannte sich White zu seiner Notlüge (vgl. Perry 1982, S. 185). Offenbar war sein Selbstbewusstsein stabiler als dasjenige Sullivans.

Während der vier Jahre am College verdiente er sich nebenher Geld und beschäftigte sich hauptsächlich sowohl mit naturwissenschaftlichen Fächern als auch schon damals mit Philosophie und Psychologie. Da er sich bei seinen Studien nicht genau an den Lehrplan hielt, erwarb er wiederum keinen Abschluss, konnte aber 1889 mit 19 Jahren das Long Island College of Medicine besuchen, welches in der Nähe seines Elternhauses lag. Allerdings hatte sich die finanzielle Situation der Familie so verschlechtert, dass sie in eine billigere Wohnung umziehen musste und Freunde der Eltern sich dafür einsetzten, dass seine Studiengebühren reduziert wurden.

Nach nur zwei Jahren absolvierte er das Abschlussexamen und berichtete später voll Stolz von seinen Schul- und Studienerfolgen, die seinen beruflichen Erfolg einleiteten. Er fühlte sich als ein typischer Aufsteiger, der vorübergehende Schwierigkeiten erfolgreich überwunden hatte. Auch Sullivan kämpfte sich nach oben, hatte aber in seiner Kindheit und Jugend weit größere Widrigkeiten zu bewältigen und behielt stets das Gefühl des Zu-kurz-gekommen-Seins.

White arbeitete zunächst ein Jahr in Brooklyn und war von 1892, als er erst 22 Jahre alt war, bis 1903 Assistenzarzt am Binghampton State Hospital in Broome County, etwa 100 Kilometer südlich von Sullivans Heimatort Smyrna. Damals wurde er erstmalig mit Patienten konfrontiert, die infolge schwerer Schicksalsschläge erkrankten oder Suizidversuche unternahmen. Im Jahre 1896 beispielsweise musste ein angesehener Kaufmann aus Smyrna sein Geschäft wegen der damaligen Wirtschaftsdepression aufgeben, wurde wegen seelischer Störungen im Binghampton State Hospital aufgenommen, wo er kurz darauf starb. Da für White damals deutlich wurde, wie sehr das Milieu und die Lebensumstände eines Menschen seine Erkrankung und auch seine Genesung bestimmen, hielt er engen Kontakt zu den Hausärzten und machte zusammen mit ihnen im Pferdewagen oft Hausbesuche, auch in entlegenen Orten. In seiner Autobiografie schrieb er auch über das Suizid-Problem:

Zwar hatte ich während meiner Zeit im allgemeinen Krankenhaus die Folgen dieses Impulses gesehen, aber hatte nie Menschen persönlich kennen gelernt, die depressiv waren und die diese Neigung (zum Suizid) hatten (zitiert in: Perry 1982, S. 121).

Bis etwa 1903 war er noch wie die meisten seiner Landsleute ein „Nativist“, also jemand, der sich durch eingewanderte Fremde bedroht fühlt und meint, dass die Interessen der Einheimischen gegenüber denen der Einwanderer geschützt werden müssen. Denn in einem Vortrag vor der National Geographic Society in Washington

wies er darauf hin, dass von den 25.000 psychisch Kranken im Staate New York die Hälfte in Europa geboren seien, und warnte vor deren schädlicher Wirkung auf die Gesamtbevölkerung (vgl. Perry, S. 122). Bald darauf gelangte er aber zu der Einsicht, die sich auch in der öffentlichen Meinung allmählich durchsetzte, dass seelische Krankheit, Suizid und Verbrechen gesellschaftlich bedingt und aus dem individuellen Lebensschicksal des Betreffenden zu erklären sind. In seinem später erschienenen Buch *Crimes and Criminals* vertritt er die folgende Auffassung, mit der er seiner Zeit weit voraus war:

Der Unterschied zwischen einer seelisch kranken Person oder einem Kriminellen auf der einen Seite und den sogenannten gesunden oder normalen Personen auf der anderen Seite ist nur ein quantitativer Unterschied, ein Unterschied in der Stärke oder Schwäche ... der verschiedenen Tendenzen und Stimuli, mit denen jemand fertig werden muss.¹⁶

Diesen Grundgedanken übernahm Sullivan offenbar von ihm, denn er formulierte sein grundlegendes Postulat in sehr ähnlicher Weise:

In most general terms, we are all much more simply human than otherwise, be we happy and successful, contented and detached, miserable and mentally disordered, or whatever (Sullivan 1940, S. 16).

Aufgrund dieser Auffassung war White – ebenso wie der Richter und Anwalt William Sullivan – ein entschiedener Gegner der Todesstrafe und betonte, dass gegenüber den jugendlichen Straftätern erhebliche Vorurteile bestünden und dass die meisten von ihnen hilflos, ohne Geld, ohne Freunde, ohne Einfluss und oft seelisch gestört seien (vgl. Perry 1982, S. 184).

1896 lernte White in Binghampton am dortigen State Hospital den Kollegen Smith Ely Jelliffe (1866–1945) kennen, mit dem er seitdem freundschaftlich verbunden blieb. Dieser war zunächst Biologe, dann Pharmakologe, schließlich Neurologe und Psychiater. Wie White hatte er breit gefächerte Interessen, über die sie sich austauschten. Er war es, der White schon früh auf die Bedeutung der Psychoanalyse hinwies, obwohl er von Anfang an skeptisch war gegenüber der Bedeutung der Sexualität in Freuds Theorie. 1909 war er in Österreich und schrieb an White: „The whole Freud business is done to death. The lamp posts of Vienna will cast forth sexual rays pretty soon ... I suspect William Tell's apple must have been a pair of testicles.”¹⁷ Paul Roazen schreibt, dass Jelliffe in Wien von Paul Federn analysiert wurde und dass er sich später wie Groddeck auf die Anwendung der Psychoanalyse auf organisch

¹⁶ White, William A.: *Crime and Criminals*, New York 1933, S. 31. Zitiert in: Perry 1982, S. 184.

¹⁷ Zitiert in: Perry, S. 186. „Die ganze Freud-Angelegenheit wird zu Tode geritten. Die Wiener Straßenlaternen werden bald sexuelle Strahlen aussenden. ... Ich vermute, Wilhelm Tells Apfel muss ein Hodenpaar gewesen sein.“

kranke Patienten, also auf die psychosomatische Medizin spezialisiert habe (vgl. Roazen, S. 302 u. 469). Obwohl Freud Vorbehalte gegen Jelliffe hatte und ihn als „sehr smart, d.h. gerieben, sehr geschickt und nicht hervorragend anständig“¹⁸ beschrieb, hat er mehrfach mit ihm ausführliche Gespräche geführt – so auch während seines Urlaubs 1921 in Bad Gastein – und führte mit ihm einen regen Briefwechsel bis zu seinem Tode.

White und Jelliffe hielten die neue psychoanalytische Herangehensweise für so bedeutsam, dass sie mehrfach Reisen nach Europa unternahmen, um Anregungen sowohl von Freud und seinem Kreis als auch von den Vertretern der modernen dynamischen Psychiatrie aufzunehmen. In Amerika setzten sie sich aktiv für die Verbreitung der Psychoanalyse ein und gründeten 1913 zusammen die erste englischsprachige psychoanalytische Zeitschrift mit dem Titel *Psychoanalytic Review*, die ursprünglich den Untertitel *A Journal Devoted to an Understanding of Human Conduct* trug. Sie verstanden den Begriff Psychoanalyse dabei viel weiter als Freud und seine Schüler. So betonten sie deren Bedeutung für die Sozialwissenschaftler, die noch skeptisch gegenüber Freuds Ansatz waren. Von Anbeginn genoss die Zeitschrift ein großes Ansehen, und sie wurde zum Vorbild für Sullivans eigene, die er ab 1938 herausgab. 1924 schrieb er seine beiden ersten Aufsätze, von denen einer von White in seiner *Review* publiziert wurde.¹⁹ 1914 gründeten White und seine Mitarbeiter die Washington Psychoanalytic Society, eine Gesprächsrunde, wo Texte nicht nur von Freud, sondern auch anderen Tiefenpsychologen referiert und diskutiert wurden.

Besonders interessierten sich die beiden – ebenso wie Stanley Hall – für die Individualpsychologie Alfred Adlers, der sie zu größerer Beachtung verhelfen, indem sie sich für die Übersetzung von Adlers grundlegenden Werken *Studie über die Minderwertigkeit von Organen* (1907) und *Über den nervösen Charakter; Grundzüge einer vergleichenden Individualpsychologie und Psychotherapie* (1912) einsetzen. Das Erstere wurde von Jelliffe, das Letztere von Bernard Glueck und John Lind übersetzt und von White mit einem Vorwort versehen. Beide Bücher erschienen in Amerika 1917.

Im selben Jahr schlug White Freud für den Nobelpreis in Medizin vor, den dieser aber weder damals noch 1917 erhielt, als er von Robert Bárány vorgeschlagen wurde, dem Nobelpreisträger von 1914 (vgl. Clark 1980, S. 383). Anlässlich Freuds fünfundsiebzigsten Geburtstages am 6. Mai 1931 hielt White in New York bei einem Bankett für 200 Gäste die Hauptansprache. Zu den übrigen Rednern gehörten u.a. A. A. Brill und der Schriftsteller Theodore Dreiser.²⁰

¹⁸ Freud an Pfister 29.7.1921, zitiert in: Gay, P. 1987/1989, S. 634.

¹⁹ Sullivan: *The Oral Complex*, in: *Psychoanalytic Review*, 12/1925, S. 31-38.

²⁰ Vgl. Jones, Ernest: *Sigmund Freud – Leben und Werk*, Band 3, München 1984, S. 191.

Whites *Outlines of Psychiatry* war das von Medizinstudenten am häufigsten verwendete Psychiatrie-Lehrbuch und erlebte von 1907 bis 1935 insgesamt vierzehn Auflagen. Sein zusammen mit Jelliffe 1915 geschriebenes Lehrbuch über Psychiatrie und Neurologie *Diseases of the Nervous System* erschien bis 1935 in insgesamt sechs Auflagen. Darin wurde schon sehr früh – „fast zum ersten Mal“ – in einem Lehrbuch „das Verständnis des Körpers als Ganzes als ein dynamisches Konzept“ vorgestellt.²¹

Wegen seiner besonderen Kenntnisse und Fähigkeiten, die er sich am Binghampton State Hospital erworben hatte, wurde er 1903 als 33-Jähriger von Präsident Theodore Roosevelt zum Direktor des Government Hospital for the Insane berufen, welches er bis zu seinem Tode im Jahre 1937 leitete. Diese große, der Bundesregierung unterstellte Nervenlinik in Washington D.C., die heute unter dem Namen St. Elizabeth's Hospital bekannt ist, war damals in einem sehr schlechten Zustand und überbelegt. Es gelang White, durch die Errichtung neuer Gebäude und durch ein Trainingsprogramm für das gesamte Klinikpersonal die Behandlung der 6000 Patienten zu verbessern.²² Seitdem genießt die Klinik weltweit ein hohes Ansehen, hauptsächlich wegen der durch White eingeführten mitmenschlichen Art mit den Patienten umzugehen und wegen der Versuche, auch psychotisch Erkrankte mit Psychotherapie zu behandeln.

Wie umwälzend der Perspektivwechsel war, den White und seine Kollegen mit dem Rückgriff auf die Psychoanalyse in Amerika vollzogen, wird in einem Brief deutlich, den White 1917 an W. A. Robinson schrieb. Darin heißt es:

Wenn Sie mit der Geschichte der Behandlung der sogenannten Irren in diesem Land vertraut sind, wird Ihnen die bemerkenswerte Tatsache bekannt sein, dass erst in den letzten Jahren Geisteskrankheiten auch als Geisteskrankheiten behandelt worden sind. Sie sind weit häufiger als Beweise für physische Störungen behandelt worden. Wir haben uns dem Thema schon seit langem von der psychischen Seite her genähert und in den letzten Jahren von einem psychotherapeutischen Standpunkt aus. Wir haben Professor Freuds Arbeit verfolgt und wenden seine psychoanalytischen Methoden an, ohne dabei jedoch dogmatisch zu sein oder uns irgendeinem speziellen Kult anzuschließen.²³

Auf diesem Gebiet wurde White als der große Anreger und Förderer bekannt, als „the great encourager“, wie auch Harold Lasswell ihn nannte, denn er gab Edward J. Kempf schon ab 1911 die Möglichkeit, bei Wahnkranken Psychoanalyse anzuwenden, und er

²¹ Jelliffe in einem Brief an den Bostoner Psychotherapeuten James S. Van Teslaar vom 6. 3. 1924, zitiert in: Burnham, John, C.: *Jelliffe – American Psychoanalyst and Physician & His Correspondence with Sigmund Freud and C. G. Jung*, hrsg. von William McGuire, Chicago 1983

²² Vgl. Ozarin, Lucy D.: *William A. White, M.D. - A Distinguished Achiever*, in: *Psychiatric News*, 01/1999

²³ Brief in Gerald N. Grob, Hrsg.: *The Inner World of American Psychiatry 1890–1940: Selected Correspondence*, 1985, S. 107, zitiert in: Gay, P. 1987/1989, S. 142

wurde zum wichtigsten Mentor und Förderer Sullivans, der von ihm dazu ermutigt wurde, einen ihm eigenen, neuen Zugang zu Schizophrenen zu finden (vgl. Hornstein, S. 126). Viele der unter White tätigen Mitarbeiter wurden von dem kooperativen und anregenden Milieu nicht nur beruflich gefördert, sondern blieben auch nach Verlassen der Klinik untereinander freundschaftlich verbunden. Zu diesen gehörten außer Sullivan und Kempf u.a. Ernest E. Hadley und Lucile Dooley. Die Letztere war acht Jahre älter als Sullivan und fünf Jahre vor ihm an die Klinik gekommen, und zwar als Laien-Analytikerin, denn sie hatte an der Clark University in Worcester, Massachusetts, unter G. Stanley Hall Psychologie studiert. Hall war ein Bewunderer Freuds, der durch ihn 1909 die Möglichkeit erhielt, Vorlesungen an seiner Universität zu halten und dem dort die Ehrendoktorwürde verliehen wurde. Dooley studierte zusätzlich Medizin, arbeitete unter Kempf als Psychotherapeutin und machte 1931 eine einjährige Ausbildung als Psychoanalytikerin am Wiener Institut. 1933 gehörte sie zu den Initiatoren der William Alanson White Psychoanalytic Foundation (vgl. Perry 1982, S. 180 f.).

White schloss sich den in den zwanziger Jahren entwickelten Ideen der Sozialpsychiatrie und der Psychohygiene an und organisierte mit Sullivan den ersten International Congress of Mental Hygiene, den er im Mai 1930 in Washington D.C. leitete. Dort wurde ein Gesundheitsprogramm entwickelt, welches in den folgenden Jahren das allgemeine Interesse an Gesundheitsfragen und an Prophylaxe weckte und flächendeckend die Gesundheit der Bevölkerung förderte.²⁴

Als Sullivan 1922 als junger Assistenzarzt zum St. Elizabeth's Hospital kam, erhielt er eine für ihn sehr förderliche persönliche und berufliche Unterstützung durch White. Dieser wurde für Sullivan nicht nur zu seinem wichtigsten Therapeuten und beruflichen Mentor, sondern zu einer Vaterfigur, die diesem bis dahin gefehlt hatte. Niemand anderem brachte Sullivan mehr Bewunderung und Verehrung entgegen als White, was in vielen seiner Reden und Schriften zum Ausdruck kam und daran deutlich wird, dass er der 1933 gegründeten Stiftung den Namen William Alanson White Psychoanalytic Foundation gab und die New Yorker Filiale der Washington School of Psychiatry bis heute als William Alanson White Institute bekannt ist.

²⁴ Vgl. Conci, Marco: (1995) *H. S. Sullivan und die Spaltungen in der amerikanischen psychoanalytischen Gemeinschaft der vierziger Jahre*, in: *Luzifer-Amor – Zeitschrift zur Geschichte der Psychoanalyse*, 8. Jg, Heft 16, Tübingen 1995, S. 32–55.

3.3 Adolf Meyer (1866–1950)

Adolf Meyer gehörte zu den ersten aus Europa stammenden Psychiatern und Psychotherapeuten, die schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts in Amerika großen Einfluss gewannen. Während Abraham A. Brill (1874–1948), der 1889 als Jugendlicher in die USA gekommen war, dort zum Hauptvertreter der Psychoanalyse wurde, verband Meyer seine Erfahrungen als Psychiater mit den Ideen des Psychologen William James und des Philosophen John Dewey, den Hauptvertretern des in Amerika entstandenen philosophischen Pragmatismus.

Meyer wurde 1866 im schweizerischen Niederweningen als Sohn eines reformierten Pastors geboren, der von den Lehren des Reformators Ulrich Zwingli (1484–1531) geprägt war, welcher sich politisch betätigt und die politisch-soziale Seite des Christentums betont hatte. Da der Bruder seiner Mutter Arzt war, studierte er Medizin und übernahm von seinem Vater das starke Interesse für soziale Fragen, so dass er sich nicht nur als Arzt, sondern auch als Sozialreformer verstand. Beides verband er später in seinem Engagement für die Gründung der Mental-Hygiene-Bewegung in Amerika (1908).²⁵ Während seines Medizinstudiums in Zürich war Auguste Forel (1848–1931), Leiter der berühmt gewordenen Klinik Burghölzli, sein wichtigster Lehrer.

1891 nahm er in London an Lehrveranstaltungen des Neurologen John Hughlings Jackson (1835–1911) teil, der hauptsächlich durch seine Untersuchungen über Sprachstörungen und als „Philosoph des Nervensystems“ bekannt geworden ist (Peters 1999, S. 283) und der außer auf Neurologen wie Head und Kurt Goldstein auch auf viele Psychiater großen Einfluss hatte, „wahrscheinlich auch auf Freud“ (Ellenberger 1970, S. 402).

Im Jahre 1892 schloss Meyer sein Studium mit einer Promotion auf dem Gebiet der Neurophysiologie ab und ging als 26-Jähriger nach Amerika, um sich dort fortzubilden. Zunächst arbeitete er als Neuropathologe in einer staatlichen Nervenlinik in Kanakakee, Illinois, wo er das Nervensystem und das Gehirn der dort verstorbenen Patienten untersuchte, ohne dabei auf die Ursachen der Erkrankungen zu stoßen. Diese fand er zunehmend in deren Lebensschicksalen, so dass er dazu überging, ausführliche Krankengeschichten zu erstellen.

²⁵ Der Begriff Mental Hygiene (Psychohygiene, Sozialhygiene), der von Meyer geprägt wurde (Perry 1982, S. 233), umfasst sowohl den Gedanken der Rehabilitation ehemaliger Psychiatriepatienten als auch die Notwendigkeit der Erforschung der Ursachen psychischer Krankheiten und der zur Vorbeugung und Vermeidung von seelischen Störungen erforderlichen Maßnahmen wie Aufklärung der Öffentlichkeit und Sozialfürsorge.

Sein verstärktes Interesse für die psychisch Kranken entstand nach seinen eigenen Worten in der Zeit, als seine verwitwete Mutter, die er stets als äußerst gesund erlebt hatte, in eine schwere Depression geriet, nachdem ihre Tochter gestorben war und ihre beiden Söhne ausgezogen waren. Meyer gelang es, für sie einen Platz in der Burghölzli-Klinik in Zürich zu organisieren, wo sie von seinem früheren Lehrer Auguste Forel erfolgreich behandelt wurde. Dieser Heilungserfolg machte so großen Eindruck auf ihn, dass er seine bis dahin rein medizinische Denkweise aufgab und begann, die Patienten mehrdimensional auch unter psychischen und sozialen Aspekten zu verstehen.

Forel war „einer der führenden Wissenschaftler seiner Zeit“, der Entdeckungen auf dem Gebiet der Gehirn-Anatomie gemacht hatte (Ellenberger 1970, S. 394), bevor er ab 1879 die 1870 gegründete Heilanstalt Burghölzli leitete. Diese gelangte nach einer von ihm durchgeführten Reform zu Weltruhm, der sich fortsetzte, nachdem 1898 die Leitung von seinem Schüler Eugen Bleuler (1857–1939) übernommen wurde. Bleuler wurde nach Ellenberger „der prominenteste Psychiater der Schweiz“ und der Forel-Schüler Adolf Meyer „der hervorragendste Psychiater in den Vereinigten Staaten“ (S. 395).

Im Jahre 1894 lernte Meyer in Chicago das fünf Jahre zuvor von Jane Addams (1860–1935) gegründete Hull House kennen. Dieses in einem vor allem von Einwanderern bewohnten Armenviertel gelegene Zentrum für eine vielseitige Sozialarbeit wurde ein Vorbild für ähnliche Einrichtungen in zahlreichen anderen Großstädten Amerikas. Jane Addams erhielt 1931 für ihr Engagement den Friedensnobelpreis.

Die praktischen Erfahrungen, die Meyer dort auf dem Gebiet der Sozialarbeit machte, wurden ergänzt durch seine Begegnung mit führenden Vertretern der amerikanischen Philosophie des Pragmatismus, die an der Universität von Chicago lehrten. Es entstand eine lebenslange Freundschaft mit dem Pädagogen und Philosophen John Dewey (1859–1952). Außerdem lernte er den Anthropologen George Herbert Mead und den Soziologen Charles H. Cooley kennen und wurde von deren Denken beeinflusst. 1895 wurde Meyer Leiter der Pathologieabteilung der Nervenklinik der Clark University in Worcester, Massachusetts, wo er den Psychologen und Philosophen William James (1842–1910) kennen lernte.

William James stammte wie Meyer aus einem humanistisch gesinnten Pfarrhaus und hatte ebenfalls zunächst eine medizinische Ausbildung absolviert, bevor er Professor für Psychologie an der Harvard University wurde und sich verstärkt der Philosophie zuwandte. Gemäß der von ihm, Dewey und C. S. Peirce (1839–1914) entwickelten Lehre des Pragmatismus kamen James und Meyer unabhängig voneinander zu der Erkenntnis, dass es in Amerika nicht sinnvoll war, sich mit langwierigen Untersuchungen von Kindheitstraumen zu beschäftigen, wie es in Europa von Freud

und seinen Anhängern praktiziert wurde. Der Mensch mache während seines ganzen Entwicklungsprozesses vielfältige Erfahrungen und könne in der Therapie ermutigt werden, aufgrund positiver Erlebnisse in der Vergangenheit neue Hoffnung für seine Zukunft zu schöpfen (vgl. Perry 1982, S. 236). Wie später auch Sullivan lehrte Meyer, dass es darauf ankäme, „die Vorzüge und relativ normalen Ich-Funktionen eines Patienten herauszufinden und zu mobilisieren, damit diese dasjenige verarbeiten und integrieren können, was weniger normal ist.“²⁶

Als einer der ersten Wissenschaftler hat William James die Lebensgeschichten einer Vielzahl verschiedenster Menschen gesammelt und ausgewertet. Dies zeigt sich besonders in seinem 1901/02 erschienen Werk *Die Vielfalt religiöser Erfahrung – Eine Studie über die menschliche Natur* (Originaltitel: *The Varieties of Religious Experience*). Hierauf hat der Sozialpsychologe Gordon Allport hingewiesen und seine Methode mit derjenigen Freuds verglichen: „Anders als James präsentiert Freud nicht zuerst seine Falldarstellungen, um danach seine Schlüsse zu ziehen. Er scheint Fälle als Beweismittel für seine vorher entwickelten Theorien zu benutzen; ... jeder Patient scheint seine Theorien zu exemplifizieren und zu veranschaulichen“ (zitiert in Perry 1982, S. 237). Die neue Vorgehensweise von James und Meyer entspricht der großen Verschiedenartigkeit der aus sehr vielen Herkunftsländern und Kulturen stammenden Menschen in der Neuen Welt. Jedes unterschiedliche Lebensschicksal müsse genau betrachtet werden, lehrte Meyer; man solle sich auf das Leben selbst beziehen, nicht auf den „imaginären Pfuhl des Unbewussten“ (im Original: „not the imagined cesspool of the unconscious“, ebd.).

Das Phänomen des Unbewussten wurde von den Pragmatikern zwar als sehr bedeutsam erkannt, aber anders verstanden als von Freud. Meyer sprach von „mehr oder weniger Bewusstheit“ (more or less consciousness) und William James von „selektiver Aufmerksamkeit“ (selective attention). Diesen Begriff verwendete Sullivan dreißig Jahre später, um genauer das Phänomen der sich verändernden Grade von Bewusstheit bei sogenannten Normalen und bei seelisch Gestörten zu beschreiben, wobei er den Begriff „selektive Unaufmerksamkeit“ (selective inattention) prägte, um damit die Fehlleistungen, Verdrängungen und Lücken im rationalen Denken zu erklären. Er meinte, der „parataktische Prozess“ der selektiven Unaufmerksamkeit überdecke die Welt gleichsam wie ein großes Zelt (Sullivan 1953/1980, S. 341).

James nennt den außerhalb des Tagesbewusstseins liegenden Bereich der Persönlichkeit die „unbewusste Region“ (subliminal region) und schreibt dazu:

²⁶ „To use the patient's assets is a more difficult problem than using something under our control. It means that we have to search for and rouse the relatively normal person-functions so that they may be made to digest what is less normal and needs reassimilation“ (Meyer 1957, S. 157; zitiert in Perry 1982, S. 238).

Diese Region nimmt in jedem von uns den größeren Teil ein, denn sie ist der Wohnsitz von allem, was verborgen ist, und das Sammelbecken von allem, was unbemerkt passiert. Sie enthält z.B. all unsere augenblicklich nichterlebten Erinnerungen, und sie beherbergt die Ursprünge all unserer dunklen Leidenschaften, Antriebe, Vorlieben, Abneigungen und Vorurteile. Ihr entstammen unsere Intuitionen, Hypothesen und Fantasien, unser Aberglauben, unsere Überzeugungen und Gewissheiten und grundsätzlich all unsere nichtrationalen Handlungen. Sie ist die Quelle unserer Träume ... In ihr entstehen alle mystischen Erfahrungen und unsere Automatismen, ... unsere hypnotischen oder „hypnoiden“ Zustände, unsere Wahnvorstellungen, fixen Ideen und hysterischen Einbrüche, unsere auf nicht normalem Wege gewonnenen Erkenntnisse. Sie ist auch der Urquell von vielem, das der Religion Nahrung gibt (W. James 1901/02, S. 472).

Sullivan schreibt diesem, dem wachen Bewusstsein unzugänglichen Bereich ebenfalls größte Bedeutung zu, vermeidet aber den „altmodischen Begriff“ des „Unbewussten“ (Sullivan 1953/1980, S. 314 u. 265) und spricht stattdessen von dem unzugänglichen Bereich des „Nicht-Ich“, auf den später eingegangen werden soll, sowie von „unwissentlichen“ (unwitting) oder „verdeckten Prozessen“ (covert processes).

Von 1902 bis 1910 arbeitete Meyer in New York als Direktor des pathologischen Instituts der staatlichen Nervenlinik Ward's Island und war von 1904 bis 1909 auch Professor für Psychiatrie an der Cornell University in Ithaca, N.Y., wo Sullivan als 16-Jähriger für ein Semester das College besuchte, bevor seine zweijährige Krise begann.

Da für Meyer immer deutlicher wurde, dass die Entstehung von seelischen Störungen mit dem sozialen Umfeld der Patienten in engem Zusammenhang stand, besuchte seine Frau Mary die Familien der Erkrankten, um mit ihnen Gespräche zu führen. Diese Interviews gelten als der Beginn der psychiatrischen Sozialarbeit (Encyclopedia Britannica 2000).

Ab 1910 lehrte Meyer an der weltberühmten medizinischen Fakultät der Johns Hopkins University in Baltimore, Maryland, wo er viele der später führenden Psychiater Amerikas ausbildete. 1913 wurde er dort auch Direktor der neu gegründeten Henry Phipps Psychiatric Clinic, die er bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1941 leitete.

Als Freud und Jung im Herbst 1909 anlässlich des zwanzigjährigen Jubiläums der Clark University in Worcester, Massachusetts, mehrere Vorlesungen hielten, trug auch Meyer eine „eindrucksvolle Abhandlung“ über die dynamischen Faktoren in der Dementia praecox (Ellenberger, S. 1073) vor. Er lernte Freud also persönlich kennen, nachdem er viel von ihm gelesen und 1906 eine positive Rezension über Freuds *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie* (1905) veröffentlicht hatte (Ellenberger, S. 1059). Dennoch entwickelte er unabhängig von Freud seine eigenen Konzepte, die in wesentlichen Punkten von Freuds Lehre abweichen, aber doch zu einer frühen und weiten Verbreitung der Freud'schen Ideen in Amerika geführt haben.

Meyer war ein Vertreter der von Auguste Forel und Eugen Bleuler in der Schweiz entwickelten „dynamischen Psychiatrie“, die sich sowohl der Auffassung entgegenstellte, psychische Störungen seien lediglich auf körperliche, also biologische Ursachen zurückzuführen, als auch der vor allem in Deutschland und Österreich verbreiteten Lehre Emil Kraepelins (1856–1926) widersprach, der zahlreiche naturwissenschaftliche Methoden in die Psychiatrie einführte und eine neue Systematik der vielfältigen psychischen Krankheitszustände entwickelte, mit deren Hilfe die psychiatrischen Patienten genauer diagnostiziert und bestimmten Krankheitsbildern zugeordnet werden sollten.

Der von Kraepelin geprägte Begriff „Dementia praecox“, der ursprünglich eine vorzeitige (praecox), also im Jugendalter, auftretende Geistesschwäche bezeichnete, wurde von ihm zum Oberbegriff für Hebephrenie, Katatonie und Paranoia erweitert. 1911 wurde von Bleuler für die gleiche Gruppe von Erkrankungen die Bezeichnung „Schizophrenie“ eingeführt, die die ältere Bezeichnung verdrängt hat. An dem Begriff „Dementia“ wurde Kritik geübt, „weil eine Demenz im üblichen Sinne nicht eintritt, und an ‚praecox‘, als sei es das unweigerliche Schicksal des Menschen, in Demenz zu enden“ (Peters 2000, S. 119).

Bleulers Begriff der Schizophrenie umfasste auch akute psychische Störungen, die früher als selbstständige Krankheiten angesehen wurden, wobei er die Erfahrung machte und lehrte, dass bei diesen gute Heilungschancen bestehen, wenn man sie in geeigneter Weise behandelt. Er ging in seiner neuen Theorie der Schizophrenie davon aus, dass diese in jeder Phase ihrer Entwicklung stationär bleiben oder rückläufig sein könne. Aufgrund dieser optimistischen Vorstellung führte er – wie Meyer wenig später – psychosoziale Behandlungsmethoden ein, übergab auch schwerkranken Patienten Verantwortung für bestimmte Aufgaben und sorgte für das Funktionieren einer menschlichen Gemeinschaft in der Klinik (vgl. Ellenberger, S. 398 f.).

Da in Freuds Lehre die Psychodynamik, welche aus dem Gegensatz zwischen den Trieben und den Forderungen der Kultur und aus dem Gegeneinander von Lebens- und Todestrieb entsteht, eine bedeutende Rolle spielt, wird der Begriff „dynamisch“ oft mit „psychoanalytisch“ gleichgesetzt. Die Bezeichnung „dynamische Psychiatrie“ oder „dynamische Psychologie“ ist umfassender und bezieht sich auf alle Richtungen, die krankhafte seelische Störungen nicht nur auf körperliche Ursachen zurückführen, sondern auf innerseelische Konflikte und ungünstige Lebenserfahrungen hauptsächlich in der Kindheit und Jugendzeit abheben.

Ein bedeutender Zweig der dynamischen Psychiatrie ist die von Meyer entwickelte Psychobiologie. Diese Ganzheitstheorie geht davon aus, dass physische und psychische Funktionen untrennbar miteinander verbunden sind und dass der Mensch durch

biologische, psychologische und soziale Faktoren beeinflusst wird; somit sollte er als ein bio-psycho-soziales Lebewesen betrachtet und behandelt werden.

Der über Clara Thompson zustande gekommene Kontakt zwischen Meyer und Sullivan führte dazu, dass Meyer zwischen 1924 und 1930 gelegentlich Vorträge an der Sheppard Pratt Klinik hielt und Sullivan seine Vorlesungen an der Phipps Clinic besuchte. Der persönliche Kontakt zwischen den beiden blieb eher formal. Dennoch konnten sie gegenseitig ihre beruflichen und theoretischen Leistungen anerkennen und würdigen. Meyer bezeichnete Sullivan einmal als jemanden, „der jahrelang daran gearbeitet hat, die Anthropologie und die Erforschung der Persönlichkeit unter der Führung der Psychiatrie zusammenzubringen“ (zit. in Perry 1982, S. 241). Sullivan hingegen würdigte 1938 seinen Lehrer Meyer mit folgenden Worten:

The psychobiology of Adolf Meyer is the most distinguished recent effort to find a new locus for problems, a new level of reality and knowledge, and new conceptual tools. Meyer reorganizes the hierarchies of organization and proceeds from a consideration of organismic integrating factors – the nervous systems and autocooid dynamisms, in particular – to bridge the gap between biology and psychiatry by the concept of *mentation*, a peculiarly effective integrating activity by the use of symbols and meanings. So great is the power of his conceptual system that one may easily believe that he has in fact made a great refinement of psychology, has finally emancipated it from its medieval heritage. His primary entity, however, is still the *individual human organism* that in some fashion engages in the wonderfully effective integrative use of symbols and meanings. – This common-sense attitude interpenetrates the culture and is powerfully entrenched in almost everyone (Sullivan 1964, S. 64).²⁷

An anderer Stelle würdigte Sullivan Meyers Konzept als „a very important contribution to the understanding of living,“ da bei ihm Biologie und Psychologie keine getrennten Wissenschaften seien und definiert Meyers Lehre wie folgt:

Psychobiology ... is the study of man as the highest embodiment of mentally integrated life. In other words, it is a more-or-less conscious integration, which makes use of symbols and meanings. This embodiment of mentally integrated life

²⁷„Die Psychobiologie von Adolf Meyer ist der bemerkenswerteste Versuch, einen neuen Ort für Probleme zu finden, eine neue Ebene von Realität und Wissen und neue brauchbare Konzepte. Meyer geht aus von der hierarchischen Organisation im menschlichen Organismus und von organismisch integrierenden Faktoren – insbesondere dem Nervensystem und dem Hormonsystem –, um dann die Kluft zwischen Biologie und Psychiatrie zu überbrücken durch das Konzept der *mentation* (seelische Verarbeitung), eine besonders effektive integrierende Verwendung von Symbolen und Bedeutungen. Die Auswirkungen seines Begriffssystems sind so bedeutsam, dass man ohne Weiteres sagen kann, dass er eine wesentliche Verbesserung der Psychologie zuwege gebracht hat, er hat sie von ihrem mittelalterlichen Erbe befreit. Er beschäftigt sich jedoch hauptsächlich mit dem individuellen menschlichen Organismus, welcher in wunderbar effektiver Weise Symbole und Bedeutungen gebraucht. – Diese dem gesunden Menschenverstand entsprechende Einstellung durchdringt die Kultur und ist in fast jedem Mensch tief verwurzelt“ (Sullivan 1964, S. 64).

includes the peculiar phenomenon of subject organization by which one is able to think of oneself as if objectively (Sullivan 1953, S. 16).²⁸

Von Meyer und Sullivan werden also die Begriffe *embodiment* (Verkörperung) und *mentation* (seelisch-geistige Verarbeitung) verwendet, um das Zusammenspiel zwischen der körperlichen und seelisch-geistigen Sphäre des Menschen zu beschreiben. Diese von Meyer entwickelte Überwindung der Dualität von Körper und Seele ist elementarer Bestandteil der Lehre Sullivans geworden, welcher – auf Meyer aufbauend – seine Theorie der zwischenmenschlichen Beziehungen entwickelte. Der Begriff „interpersonal“ wurde von Sullivan wahrscheinlich erstmals 1926 verwendet (vgl. Perry 1982, S. 240), als er formulierte: „Interpersonal factors seem to be the effective elements in the psychiatry of schizophrenia“ (Sullivan 1962, S. 104). Fünf Jahre später gebrauchte Meyer in seiner *Psychobiology* den Begriff „interpersonal relations“ (S. 163), der zum Synonym für Sullivans Theoriegebäude geworden ist.

Exkurs: Adolf Meyer und das Leib-Seele-Problem

Meyer versuchte Begrifflichkeiten für die Interaktion zwischen Leib und Seele zu finden, die nicht auf die alte Dichotomisierung zurückgreifen. Diese geht hauptsächlich auf René Descartes (1596–1650) und seine Schüler zurück. Descartes selbst hat in seiner sechsten Meditation sehr vorsichtig über das Leib-Seele-Problem geschrieben. Man könne nicht einfach sagen, die Seele sitzt im Leib wie der Schiffer in seinem Boot, das sei noch komplizierter. Man hat ihm zu Unrecht vorgeworfen, er allein habe die Dichotomisierung herbeigeführt. Er lehrte, *res cogitans* (das denkende Ding) und *res extensa* (Materie, Leib) seien getrennt, und es gäbe nur eine Stelle der Interaktion zwischen den beiden, die Zirbeldrüse; ansonsten seien diese Kategorien geschiedene Welten. Seine Schüler und Nachfolger haben daraus eine für die Wissenschaft relevante Dichotomisierung gemacht, ein Konzept, das für die Medizin und die Psychiatrie lange Zeit sehr hilfreich war. Damit wurde das Maschinenmodell entwickelt.

Eine Generation nach Descartes lehrte La Mettrie (1705–1751), der Mensch sei eine Maschine. Dieses Modell wurde in der Medizin jahrhundertlang stark favorisiert, und es wurde sehr erfolgreich angewandt. Viele Bereiche, die man nicht richtig verstanden und als störend erlebt hatte, konnte man unbeachtet lassen und sich somit nur um die *res extensa* kümmern. Schon bei Descartes wird sehr deutlich beschrieben, dass der Körper eine wunderschöne Maschine ist, die von der Seele in Gang gehalten wird.

²⁸ „Psychobiologie ist die Erforschung des Menschen als der höchsten Verkörperung geistig integrierten Lebens. Mit anderen Worten, sie ist eine mehr oder weniger bewusste Integration, die von Symbolen und Bedeutungen Gebrauch macht“ (Sullivan 1953/1980, S. 38).

Entsprechend diesem Modell wurde der menschliche Körper später sehr genau vermessen, diagnostiziert und therapiert.

In der Psychiatrie wurde dieses Modell auch auf Krankheiten angewandt, die sehr komplex waren. Griesinger kam darauf, alle psychiatrischen Krankheiten in das Maschinenmodell zu integrieren und davon auszugehen, dass diese nichts anderes sind als Krankheiten des Nervensystems und des Gehirns. Diese Sichtweise ist mit gewisser Berechtigung anwendbar auf die Ätiologie bestimmter Krankheitsbilder, z.B. für die Syphilis. Diese um 1900 weit verbreitete Krankheit verursacht zahlreiche psychopathologische Symptome. Im dritten Stadium wurden die Patienten wahnsinnig. Dann fand man 1905 einen Erreger, die Syphilis-Spirochäte, welcher das Gehirn massiv beeinträchtigt. Wenn man diesen Erreger früh genug eliminieren könnte, ließen sich alle später auftretenden Symptome verhindern. Es lag also nahe, auch bei anderen Wahnkrankheiten, die nicht durch die Syphilis bedingt sind, oder bei seelischen Störungen wie der Depression nach Krankheitserregern oder sonstigen somatischen Ursachen zu suchen.

Gleichzeitig ist in der Psychiatrie problematisiert worden, ob die Symptome auf die Existenz der Seele oder des gestörten Bewusstsein verweisen. Man versuchte, sowohl die Ursachen der Symptome zu lokalisieren als auch die große Variationsbreite der bei verschiedenen Individuen beobachteten Symptome zu erklären, die von demselben Erreger verursacht wurden. Aber der Bedeutungsgehalt der Symptomatik wurde damit noch nicht berücksichtigt.

Noch Eugen Bleuler waren Symptome seiner Patienten sehr fremd, wenn er sagte, ihm seien die Vögel im eigenen Garten näher als die Irren in seiner Anstalt. Dennoch interessierte er sich für Freuds Theorien als eine mögliche Erklärung für die Entstehung der seelischen Krankheiten und war bereit, die Psychoanalyse als Behandlungsmethode durch C. G. Jung anwenden zu lassen. Fortschrittlich war auch seine Schaffung eines günstigen Milieus und die Einführung von Ergotherapie, wodurch den Patienten Verantwortung übertragen wurde.

Meyer versuchte, den Bedeutungsgehalt der Symptome mit den Lebenserfahrungen der Patienten in Zusammenhang zu bringen. In seinem Konzept der Psychobiologie wird die von Descartes und seinen Nachfolgern vertretene strikte Trennung aufgegeben, indem man die seelisch-geistigen Phänomene nur als die eine Seite des biologischen Geschehens betrachtet. Somit haben wir es bei seelischen Störungen mit einem bio-mental, bio-psychologischen Geschehen zu tun. Je nachdem, welche Perspektive wir einnehmen, hat man entweder die Biologie oder das Mentale vor sich. Es handelt sich nicht, wie noch vielfach vermutet wird, um zwei verschiedene Wesensarten, zwei verschiedene Welten.

Um das zu beschreiben, sind Begriffe notwendig, die nicht dem veralteten dichotomischen Denken entstammen. Meyer verwendete für seine Lehre vom Menschen als biologisch-psychologische Einheit neben der Bezeichnung Psychobiologie auch den Begriff Ergasiologie, der von dem griechischen Wort „erg“ abgeleitet ist, welches Energie oder Arbeit bedeutet. Der zentrale Begriff in seiner Lehre ist Ergasie, womit „eine geordnete und zielgerichtete Aktivität und die Einheit aller somatischen und psychischen Funktionen eines Individuums gegenüber der Tätigkeit einzelner Organe hervorgehoben werden soll“ (Peters 2000, S. 179). Diese Begriffe Meyers haben sich aber ebenso wenig durchgesetzt wie sein Vorschlag, statt Psychiatrie die Bezeichnung Ergasiatrie zu verwenden.

Meyer versuchte zu zeigen, dass in einem biologischen System mit einer bestimmten hierarchischen Struktur die Voraussetzung dafür gegeben ist, dass Impulse zu seelisch-geistigen Phänomenen wie Selbstbewusstsein entstehen. Eine solche neue Qualität erfordert eine gewisse Quantität von Gehirnvolumen. So besitzt das menschliche Gehirn nach heutiger Erkenntnis etwa 100 Milliarden (10^{11}) Neuronen, welche durch ca. 100 Billionen (10^{14}) Synapsen eng miteinander verbunden sind. Dadurch konnte eine Qualität entstehen kann, die man als Geist, Seele oder Bewusstsein oder Selbstbewusstsein bezeichnen kann. Mit nur 10 Milliarden Neuronen hätten wir diese Möglichkeit wahrscheinlich nicht oder in anderem Umfang. Im Laufe der Entwicklungsgeschichte hat das menschliche Gehirn, vor allem das Frontalhirn, immens an Volumen zugenommen.

Bewusstsein zeichnet nicht nur den Menschen alleine aus, sondern kann auch bei anderen Primaten beobachtet werden. Jane Goodall hat nachgewiesen, dass Schimpansen Ansätze von Selbstbewusstsein zeigen, da sie z.B. ihren eigenen Namen lernen können, so dass sie nicht nur auf einen bestimmten Laut reagieren, sondern auch eine Emotion nach außen ausdrücken, wenn ihr Name genannt wird. Auch ihre Stellung innerhalb der Gruppe wird bei Schimpansen ausgehandelt und ist nicht instinkthaft festgelegt.

Wie Kurt Goldstein verwendete auch Meyer Begriffe wie Symbol, Zeichen und Organismus. Der Mensch zeichnet sich dadurch aus, dass er nicht nur Zeichen versteht und verwendet, sondern wesentlich mehr als das Tier in der Lage ist, Symbole zu verstehen und zu generieren. Zeichen sind determiniert und führen zu einem festgelegten Verhalten. Werden sie verändert, beginnt mit Hilfe der Fantasie der Übergang zum Symbolgebrauch, der nach Jane Goodall schon bei Schimpansen zu beobachten ist. Auch Wolfgang Köhler (1921) hat mit seinen Experimenten gezeigt, dass der Mensch nicht das einzige werkzeugschaffende Lebewesen (*homo faber*) ist, sondern auch Menschenaffen diese Fähigkeit besitzen.

Meyer und andere Wissenschaftler, die den Menschen als bio-psycho-soziale Einheit sehen, verwenden Begriffe, die sich sowohl auf ein Individuum als auch auf Gruppen, Sozietäten und die Kultur anwenden lassen. Gemäß Meyers Psychobiologie bestehen zwischen Mensch und Tier zwar gewichtige Unterschiede, die jedoch nur gradueller Natur sind, weil die Biologie so komplex geworden ist, dass der Mensch Kultur entwickeln konnte. Eine organismische Struktur findet sich nicht nur im Individuum, sondern auch zwischen den Menschen als soziale Ordnung und Kultur, welche nicht unabhängig von der Biologie des Menschen existieren – außer den vergegenständlichten Werken der Wissenschaften und Künste wie Bücher oder Kunstwerke, die von Nicolai Hartman als objektivierter Geist bezeichnet werden.

Sobald wir die Bedeutung solcher materiellen Güter inhaltlich verstehen und sie somit revitalisieren wollen, sind wir als biologische Wesen beteiligt. Es kann dabei zu abwegigen oder einseitigen Interpretationen kommen, sowohl beim Individuum als auch in der Kultur insgesamt. So können wie beim psychisch gestörten Individuum auch in totalitären Gesellschaftssystemen bestimmte Möglichkeiten des Denkens oder der Interpretationen von Kulturgütern unterlassen oder verboten und somit eliminiert werden.

Die Zusammenschau von Biologie und der Geist-Seele-Ebene entspricht nicht unserer kulturellen Tradition, die dichotom ausgerichtet ist. Dies gilt für die Leib-Seele-Problematik ebenso wie für die Religion, besonders im Christentum mit den Gegensätzen von Himmel und Hölle sowie Gut und Böse. In fernöstlichen Kulturen wie der chinesischen ist die hiesige Trennung von Körper und Seele unbekannt. Der Mensch wird mehr als Teil eines großen Ganzen und eingebettet in allgemeine Prinzipien gesehen. Dadurch wird weniger Gewicht auf die Entwicklung von Individualität gelegt.

Die Idee des Individuums, der Einzelpersönlichkeit entstand in der Zeit der Renaissance, als die mittelalterliche Integration in Stände und andere feste soziale Gruppen sich auflöste. Das führte zu der Gefahr der Vereinzelung und damit zur Verunsicherung. Seitdem kennen wir die *Furcht vor der Freiheit*, wie sie Fromm beschrieben hat. Besonders deutlich wurde die Vereinzelung von Kierkegaard in seinem Buch *Der Begriff Angst* (1844) beschrieben.

Meyer wurde von Sullivan besonders geschätzt, weil dieser versucht hatte, die problematische Kategorisierung und Aufteilung zwischen Biologie und den sogenannten Geisteskrankheiten oder seelischen Störungen zu überwinden. In dieses neue, umfassende Konzept konnte Meyer viele der Ideen Freuds problemlos integrieren. So haben – wie heute nachgewiesen werden kann – viele Phänomene des von Freud beschriebenen Unbewussten wie Affekte oder verborgene Erinnerungen ihre Entsprechungen auf der biologischen Ebene.

Meyer gehörte zu jenen bedeutenden Forschern, die von der unteilbaren Ganzheit des Menschen ausgingen und sich fast gleichzeitig mit dem Zusammenwirken von Körper und Seele beschäftigten. So hatte Alfred Adler (1870–1937), aufbauend auf seinem frühen Werk *Studie über Minderwertigkeit von Organen* (1907), als ein Pionier der Psychosomatik die Lehre vom Organdialekt entwickelt, wonach sich ein psychosomatischer Patient der körperlichen Symptome wie einer privaten Sprache bedient, mit der er seine psychischen Beschwerden ausdrückt. Er beschrieb die Wirkung des „Seelischen auf die Organe“ als einen Prozess, bei dem eine seelische Erregung im Gehirn so umgewandelt wird, dass die Erregung durch das vegetative Nervensystem „weitergeleitet (wird) in verschiedenster Art, nach der Eigenart des Individuums, nach der Eigenart der Organe, die in Vibration geraten. ... Durch die Eindrücke von außen ist bald das eine, bald das andere Organ mehr beeinflusst. Man darf nicht vergessen, dass der Organismus eine Einheit ist, dass durch einen Anstoß an einer Stelle der ganze Organismus in Vibration gerät“ (Adler 1934/1983, S. 48 u. 53).

Sehr ähnliche Auffassungen vertrat der den Gestaltpsychologen nahestehende Kurt Goldstein (1878–1965), der sein Hauptwerk *Der Aufbau des Organismus* ebenfalls 1934 veröffentlichte, worin er sich gegen die Aufteilung in einen körperlichen und einen seelisch-geistigen Bereich wendet; auf Grund seiner Arbeit mit Hirnverletzten und Psychotikern kam zu dem Schluss, dass es nur einen Grundtrieb gibt, die Notwendigkeit zur Selbstaktualisierung, die er folgendermaßen beschreibt: „Ein Organismus wird von der Tendenz geleitet, so viel wie möglich seine individuellen Kapazitäten, seine ‚Natur‘ in der Welt zu aktualisieren. ... Eine besondere Form der Selbstaktualisierung ist das Streben nach Vollständigkeit und Vollkommenheit“ (Goldstein 1934/1939, S. 196 u. 204, zit. in Ansbacher/Ansbacher 1972, S. 116). Möglicherweise wurde Sullivan auch von Goldstein beeinflusst; zumindest geht aus einer Fußnote in seinem Buch *Conceptions of Modern Psychiatry* (1940/1953, S. 150) hervor, dass er dessen Buch gelesen hat.

Einen ähnlich ganzheitlichen Ansatz vertrat auch der Biologe und Philosoph Jakob von Uexküll (1884–1944), der in seinem Buch *Umwelt und Innenwelt der Tiere* (1909) den Begriff „Umwelt“ einführte, um die Wahrnehmungsinhalte eines Organismus zu beschreiben. In seinem Hauptwerk *Theoretische Biologie* (1928) befasste er sich u. a. mit den biologischen und psychologischen Voraussetzungen der Wahrnehmung von Raum, Bewegung und Zeit. Unsere Sinnesorgane und die mit ihnen korrespondierenden kognitiven Prozesse ermöglichen uns die Raumwahrnehmung. Dabei benutzen wir Zeichen und Bedeutungen, um unsere Raumempfindung zu „konstruieren“, uns zu orientieren und unsere Außenwelt zu gestalten.

3.4. Clara Thompson (1893–1958) und Sándor Ferenczi (1873–1933)

Clara Thompson und Harry Stack Sullivan waren fast zwanzig Jahre lang – vom Kennenlernen im Jahre 1923 bis zu seinem Tod 1949 – in Freundschaft, Zusammenarbeit und Analyse eng miteinander verbunden. Ihr Einfluss auf und ihre Bedeutung für Sullivan waren mehr als nur die einer Freundin, einer Kollegin oder einer Schwester. Auch er hat auf ihre Entwicklung „als Psychiaterin einen stärkeren Einfluss ausgeübt hat als jede andere Person“ (Perry 1982, S. 201 f.). Obwohl er und vielleicht auch sie „schwierige Mitmenschen“ waren, überstanden sie Kränkungen und Krisen und beeinflussten und bereicherten sich gegenseitig. Eine direkte Einflussnahme Clara Thompsons auf Sullivan ist schwer nachzuweisen. Deshalb wird über die Skizzierung ihres Lebenslaufes und ihres Werkes versucht, ihre Bedeutung darzustellen.

Weder Clara Thompson noch Sullivan äußerten sich ausführlich über ihre Kindheit und Jugend, vermutlich wegen unglücklicher und schmerzhafter Erfahrungen. Auf diesen Hintergrund verweist Maurice R. Green, ein Freund und Kollege Clara Thompsons (vgl. Perry, S. 203). Die Biografen konnten Folgendes zusammentragen:

Clara M. Thompson wurde am 3. Oktober 1893 in Providence, Rhode Island, geboren und wuchs sechs Jahre lang als Einzelkind inmitten einer wohlhabenden großen Familie in einer ländlichen, am Stadtrand gelegenen Umgebung auf. Überschattet wurde ihre Kindheit von den religiösen Streitigkeiten, welche die väterliche mit der mütterlichen Verwandtschaft ausfocht und die Ehe der Eltern sowie die Familienatmosphäre beeinträchtigte.

Die Mutter war eine strenggläubige, rigide Baptistin, während der Vater in Glaubensfragen und Haltung tolerant war. Die Beziehung zur autoritären und dominanten Mutter war angespannt und wurde durch die Geburt ihres sechs Jahre jüngeren Bruders und dessen Bevorzugung noch schwieriger. Mabel – so ihr kindlicher Rufname – mied die Nähe zur Mutter, spielte draußen, entwickelte sich zu einem Wildfang und wäre am liebsten wie ihre Spielgefährten auch ein Junge gewesen. Unzufrieden mit der Mutter wandte sie sich emotional ihrem beruflich äußerst erfolgreichen Vater zu, der es in einer Pharmafirma zu einer leitenden Stellung gebracht hatte.

Sie wurde ein Vaterkind und in späteren Jahren beruflich ebenso erfolgreich wie er. Während der Grundschule, der prä-adoleszenten Phase, wurde sie zu einem typischen amerikanischen *tomboy*, einem jungenhaften Mädchen, das mit gleichaltrigen Jungen aus der Nachbarschaft Baseball spielte, zum Angeln ging und in der hügeligen Umgebung wanderte (Perry 1982, S. 203). In dieser Phase trainierte sie ihre sozialen Fähigkeiten für ihre spätere Kooperation in Kollegen- und Freundeskreisen.

Vermutlich gingen ihre Erfahrungen als „tomboy“ sowie Sullivans Erfahrungen einer „Sissy“, eines mädchenhaften Jungen, in die Phasenlehre Sullivans ein. Außerdem beschäftigte sich Clara Thompson in einem *Psychiatry*-Artikel über Homosexualität aus dem Jahre 1947 mit dieser Typisierung. Sie vergleicht darin die gesellschaftliche Bedeutung und Akzeptanz von tomboy mit der von Sissy und stellt fest, dass der weibliche homosexuelle Typus viel weniger stigmatisiert und abgelehnt wird als der männliche homosexuelle. Ihre eigenen Kindheitserlebnisse gingen auch in ihren Beitrag *Towards a Psychology of Women* (1953) ein, in dem sie sich mit der Bedeutung der weiblichen Sozialisation für die spätere weibliche Identität im persönlichen und gesellschaftlichen Bereich auseinandersetzt.

Während der Highschool von 1908 bis 1912 war sie schulisch und kirchlich stark engagiert, wurde Klassenbeste und fasste den Entschluss, Missionsärztin zu werden. Als wissbegierige, lern- und leistungswillige Schülerin übernahm sie bereits damals verantwortungsvolle Führungs- und Organisationsaufgaben und trainierte damit für ihre spätere Leitungsfunktion in dem New Yorker Institut der Washington School of Psychiatry.

Über die Auseinandersetzung mit und Ablösung von der eigenen und der familiären Religiosität während ihres Medizinstudiums geriet die fast Zwanzigjährige in eine verspätete pubertäre Krise, auf die ihre Mutter mit einem jahrzehntelangen Beziehungsabbruch reagierte und die sie selbst in große Verzweiflung und Einsamkeit stürzte. Als dann noch ihre Familie und ihr Bräutigam verlangten, das Studium zugunsten einer traditionellen Ehe aufzugeben, entschied sie sich eindeutig für ihre intellektuelle und berufliche Entwicklung sowie das Ertragen von Einsamkeit, und bis auf eine kurze Liebesbeziehung mit einem amerikanischen Geschäftsmann in Budapest um 1932 verzichtete sie tatsächlich lebenslang auf Ehe und Intimität.

In dieser Wahl der Lebensform ist eventuell eine tiefe Seelenverwandtschaft zu Sullivan begründet, die sie zum psychiatrischen Heilberuf außergewöhnlich befähigte, weil sie sich aufgrund eigener Erfahrungen in die Einsamkeit ihrer schizophrenen Patienten einfühlen und verstehen konnten. Die Entscheidung bewahrte sie selbst auch vor der Wiederholung beängstigender Intimitätserfahrungen, die sie und auch Sullivan während ihrer Kindheit bei ihren Müttern erlebt hatten. Dazu würde die Vermutung von Perry passen:

In Wirklichkeit hatten beide früh in der Familie Techniken entwickelt, Angst zu umgehen, in dem sie gelassen blieben und damit oft die andere Person konfus machten (Perry 1982, S. 208).

Zur psychiatrischen Spezialisierung wurde sie während Ferienjobs in den Hospitälern Johns Hopkins in Baltimore und St. Elizabeth's, Washington. von den dort tätigen

Ärzten William Alanson White, Edward Kempf und Dr. Joseph Thompson motiviert, die zu den ersten Verfechtern der Psychoanalyse in den Vereinigten Staaten zählten. Von 1922 bis 1925 arbeitete sie als Assistenzärztin an der Phipps Klinik unter Adolf Meyer, der damals zu den bekanntesten Psychiatern Amerikas zählte und sie besonders förderte. Er übertrug ihr Verantwortung für seine Patienten und ermutigte sie zu wissenschaftlichen Vorträgen und Arbeiten. Über Clara Thompson kam auch der Kontakt zwischen Adolf Meyer und Sullivan zustande, nachdem Letzterer sich 1923 nach dem Hören ihres ersten Vortrags mit Clara befreundet hatte. Mit seinem psychobiologischen Ansatz beeinflusste Meyer sowohl Thompsons als auch Sullivans Handeln und Denken.

Allerdings enttäuschte Clara Thompson ihren Mentor Adolf Meyer so sehr, als sie wegen persönlicher Schwierigkeiten eine Psychoanalyse mit der Aufnahme eigenen bei Joseph Thompson aufnahm, dass sie die Klinik verlassen musste. Sie stürzte daraufhin in eine Krise, in der sich die Freundschaft zu Sullivan erstmals bewährte. Voller Loyalität stand er zu ihr, wobei er sehr sarkastisch oder kritisch sein konnte und die Gefahr bestand, dass sich Adolf Meyer auch von Sullivan distanzierte. Vielleicht bezieht sich folgende Aussage in ihrer Gedenkrede für Sullivan auf das damalige Geschehen:

Ich selbst hatte einmal guten Grund, ihm für diese Loyalität dankbar zu sein, als er mich in einer Situation verteidigte, in der eine geringere Persönlichkeit sich stattdessen um die mögliche Gefährdung ihres eigenen Status gesorgt hätte. Ich glaube, für Harry hatte das Eigeninteresse nie irgendein Gewicht, wenn es um die Loyalität zu einem Freund ging. Er war in allen Krisensituationen immer zur Stelle (zitiert in: Chrzanowski 1982, S. 358).

Er zeigte in der Freundschaft dieselbe Echtheit und Toleranz, die so typisch für seine Beziehung zu den Patienten war.

1925 eröffnete Clara Thompson eine psychoanalytische Praxis in Baltimore, arbeitete im Johns Hopkins Hospital, lehrte über Themen zu Psychohygiene (mental health) und wurde 1930 die erste Präsidentin der Washington Baltimore Psychoanalytic Society. 1929 gründeten sowohl Clara Thompson als auch Harry Stack Sullivan einen eigenen Haushalt. Zu dem ihren gehörte das Hausmädchen Lilly und eine Katze, zu seinem der Adoptivsohn Jimmy sowie mehrere Hunde. Bis zu ihrem Wegzug aus Baltimore 1931 besuchten sie sich regelmäßig, trafen sich einmal wöchentlich bei ihm, dann wieder bei ihr. Damit wählten sie an Stelle einer Ehe oder Partnerschaft die damals unter Intellektuellen und Künstlern übliche Lebens- und Beziehungsform.

In verschiedenen Artikeln, insbesondere in ihrem Beitrag *Towards a Psychology of Women* (1953) diskutierte Clara Thompson neben anderen Lebensentwürfen auch diese Lebensform, die der Frau mehr Emanzipation und Entwicklung ermöglicht als eine

traditionelle Ehe. Ihrer Kritik an Freuds Theorie als einer Festlegung der Frau auf eine minderwertige Position setzt sie mit der eigenen Lebenswirklichkeit praktisch und theoretisch eine Weiblichkeitstheorie entgegen, die der weiblichen Sexualrolle und ihrer Sexualität positive Aspekte abzugewinnen sucht. Dabei schildert sie deutlich den Konflikt der modernen Frau, die sich entscheiden muss, entweder die von der Gesellschaft geforderte Rolle einer sich selbst aufopfernden Fürsorgerin zu übernehmen oder dem eigenen Wunsch nach Bildung und beruflichem Erfolg nachzugehen.

Die Basis der Freundschaft von Thompson und Sullivan war die berufliche Zusammenarbeit. 1930 und 1931 lud Clara Thompson wöchentlich Sullivan und andere Kollegen ein, um mit ihnen Therapiefälle zu besprechen. Es war vielleicht eine der ersten Intervisionsgruppen oder ein erstes Fallseminar, das die Teilnehmer beinahe therapeutische Wunder vollbringen ließ, so dass sie sich als Miracle Club bezeichneten. Diese Zusammenarbeit endete mit Thompsons Abreise nach Budapest. Sullivan hatte ihr zu einer Analyse bei Sándor Ferenczi geraten, nachdem er – und wahrscheinlich auch Clara Thompson – diesen 1926/27 in Vorlesungen an der New School of Social Research gehört hatte. Von Ferenczis weit über Freud hinausgehenden Ansatz zur Übertragungs- und Gegenübertragungsbeziehung und zur Behandlungstechnik war er tief beeindruckt und erhoffte sich Austausch und Anregung.

Clara Thompson verbrachte daraufhin die Sommermonate 1928 und 1929 sowie die Zeit von Juni 1931 bis zum plötzlichem Tod Ferenczis im Mai 1933 in Budapest. Es waren Jahre, die für sie zur entscheidendsten und wichtigsten Lebensphase werden sollten. „The most important single experience in this period of Clara Thompson’s life“ (M. R. Green 1964, S. 354). Sie erlebte dort die einzige intensive Liebesbeziehung und gewann Ferenczi als inspirierenden Mentor. Während dieser Zeit war sie Sullivans Lehranalytikerin und beeinflusste ihn mit Ferenczis Gedankengut und den bei ihm gemachten Erfahrungen und Erkenntnissen.

Der ungarische Arzt Sándor Ferenczi (1873–1933) war 1907 auf die Psychoanalyse aufmerksam geworden und hielt bereits 1908 nach Kontaktaufnahme mit Freud einen ersten Vortrag auf dem I. Internationalen Psychoanalytischen Kongress in Salzburg. Damit begann eine mehr als zwanzigjährige Freundschaft und Kooperation der beiden Männer, deren Bedeutung für die Entwicklung der psychoanalytischen Theorie, Bewegung und Technik kaum überschätzt werden kann. „Ferenczi hatte als besondere Gabe eine fessellose Freiheit der Fantasie, wie sie kein anderer Analytiker, wohl nicht einmal Freud, in gleichem Maße besaß“, schreibt Michael Balint (zitiert in: Dahmer 1976, S. 161). Er war ein selbstständiger und kühner Denker, entwickelte faszinierende, utopische aber auch befremdliche Theorien, führte „technische Experimente“ durch und suchte biologische Phänomene psychoanalytisch zu deuten. Er soll außerordentlich

liebesbedürftig und vom „Pathos des Helfen-Wollens“ beseelt gewesen sein (ebd., S. 178).

Bereits 1909 war Ferenczi erstmals in den Vereinigten Staaten, als er Sigmund Freud und C. G. Jung begleitete. Siebzehn Jahre später hielt er während eines achtmonatigen Aufenthalts die schon erwähnten Vorlesungen in New York. Diese zweite Reise stand im Zeichen von Meinungsverschiedenheiten über die „Laienanalyse“, die von ihm und Freud gegenüber der Mehrheit der Psychoanalytiker in den USA verteidigt wurde. Seine Einstellung wurde von Sullivan, Thompson, Erich Fromm, Frieda Fromm-Reichmann geteilt und führte 1941 zur Trennung Karen Horney von der Psychoanalytischen Gesellschaft.

Ferenczi gründete 1913 die Ungarische Psychoanalytische Vereinigung und wurde als ein anerkannt hervorragender Redner und Lehrer 1918 auf einen Lehrstuhl für Psychoanalyse – es war der erste weltweit – an die Universität in Budapest berufen. Die Räterepublik war nur kurzlebig, und nach Einmarsch konterrevolutionärer rumänischer Truppen im August 1919 durfte er nicht mehr lehren und wurde als Jude sogar aus der Budapester Ärzteschaft ausgestoßen. Er hatte jedoch schon viele Schüler, die nach den politischen Unruhen und wegen der antisemitischen Politik in die ganze Welt emigrieren mussten. Aus der von Ferenczi gegründeten „Budapester Schule“ gingen zahlreiche später bekannt gewordene Analytiker wie Michael Balint, Sándor Radó, Geza Róheim, Melanie Klein, Franz Alexander, Sándor Lorand, David Rapaport und andere hervor. Über Clara Thompson beeinflusste er auch die Entwicklung Sullivans interpersonaler Theorie.

Zwangsweise verwiesen auf die therapeutische Praxis, baute Ferenczi eine Theorie über grundsätzliche Fragen der psychoanalytischen Technik aus. In der Bemühung um die Förderung und Beschleunigung des therapeutischen Prozesses entwickelte er in den zwanziger Jahren eine „aktive Analyse“. Mit einer aktiven Haltung des Therapeuten in der Behandlung gelang es ihm, sogenannte „hoffnungslose“ bzw. „regredierte Fälle“ wie z.B. Psychosen, Tics und sogar Epilepsien psychoanalytisch zu behandeln (ebd., S. 168).

In diesem Zusammenhang befasste er sich mit den frühen kindlichen Entwicklungsphasen, wobei er die soziale Beziehungsfähigkeit des Menschen betonte. Der Mensch sei ein Wesen, das vom ersten Augenblick seiner Geburt an in einer bestimmten sozialen Beziehung, der Mutter-Kind-Dyade, lebt und sich entwickelt. Auch Verdrängung und Neurose kennzeichnet er in seinen Schriften ausdrücklich als soziale Phänomene. Auch „gehört Ferenczi zu den Pionieren der Anwendung der Psychoanalyse in Pädagogik, Kriminologie und Soziologie“ (ebd., S. 167). Neben den sozialen Aspekten akzentuiert er die phasenspezifische Ich-Bildung bei der Menschwerdung, die

nach seiner Entdeckung parallel zu den Entwicklungsepochen der Menschheit verläuft. Ontogenetische Phasen sind für ihn eine verkürzte Rekapitulation der Menschwerdungs- und Kulturgeschichte (ebd., S. 179 f.).

Ein anderer Aspekt seiner Forschung betraf die Arzt-Patient-Beziehung (Ferenczi nannte seine Patienten Analysanden). Ferenczi spricht vom Primat des Erlebens in der analytischen Kur gegenüber dem bloßen Erinnern vergangener Erlebnisse. Damit unterstreicht er die Realität der aktuellen psychoanalytischen Beziehung und die Bedeutung von Übertragung und Gegenübertragung. Er vertritt die Auffassung, dass „sich fast alles Vergangene und alles unbewusst Angestrebte, insofern es nicht direkt bewusst oder erinnert wird ..., in aktuellen Reaktionen im Verhältnis zum Arzt, respektive zur Analyse, mit anderen Worten in der *Übertragung* auf die analytische Situation“ äußert (ebd., S. 177). Für den Arzt hängt damit eine veränderte Haltung zusammen, denn er darf die fantastischen Rollenzumutungen seiner Patienten nicht a priori abweisen, sondern muss als ein „freundlicher Beobachter und Ratgeber“ in der Haltung eines „Zuschauers bei einem Naturprozess“ ein Stück weit auf sie eingehen. Der Arzt dient dem Patienten, soweit dieser seiner selbst nicht mächtig ist, als Hilfs-Ich, als „geistiger Führer“ (ebd., S. 177).

Diese Theorie zur aktiven Analyse vertrat Ferenczi bis 1926. Er las darüber in New York und muss Sullivan beeinflusst haben, denn all die genannten Aspekte finden wir in seiner Theorie wieder:

- die aktive Vorgehensweise bei Patienten mit schizophrenen Erkrankungen;
- die Erforschung der Mutter-Kind-Beziehung und der zwischenmenschlichen Beziehung in den frühkindlichen Phasen;
- die Haltung des Therapeuten als ein „freundlicher Beobachter“ bei Ferenczi und als „teilnehmender Beobachter“ bei Sullivan.

Als sich Clara Thompson Anfang der dreißiger Jahre zur Analyse in Budapest aufhielt, hatte Ferenczi seine aktive Technik wegen ihres autoritären Charakters geändert, denn „das Verhältnis zwischen Arzt und Patienten (wurde) gar zu sehr einem Schüler-Lehrer-Verhältnis ähnlich“ (Bausteine zur Psychoanalyse, Bd. III, S. 474). Nun entwickelte er eine „Technik der Mutterzärtlichkeit“, die „man mit Recht eine Verzärtelung nennen“ (Bd. II, 503 f.) kann. Der Arzt soll unter Aufopferung aller Rücksichten auf eigene Bequemlichkeit den Wünschen und Regungen soweit als irgend möglich nachgeben. „Man verfährt also etwa wie eine zärtliche Mutter, die abends nicht schlafen geht, ehe sie alle schwebenden kleinen und großen Sorgen, Ängste, bösen Absichten, Gewissensskrupel mit dem Kinde durchgesprochen und in beruhigendem Sinne erledigt hat“ (ebd.).

Der therapeutische Prozess wird damit zu „einer korrigierenden, und das heißt vor allem gewährenden Nacherziehung“ (Dahmer, S. 178). Mit diesem Verfahren eröffnete Ferenczi die Therapie ich-schwacher, zur Regression neigenden Patienten. Sie knüpfte an das Modell der frühen Mutter-Kind-Symbiose an. Dementsprechend veränderte sich das Arbeitsbündnis und die Haltung des Analytikers, der sich eher mütterlich, emotional-zugewandt und lenkend auf den Analysanden einstellte. Es ist eine um das Mütterliche erweiterte Grundhaltung des Psychotherapeuten, die bei ich-schwachen Patienten angezeigt ist.

Clara Thompson erlebte die modifizierte Therapietechnik in der eigenen Analyse und setzte sich auch theoretisch während ihres Aufenthaltes in Budapest damit auseinander. Sie scheint in der Auseinandersetzung mit ihrer Mutterbeziehung und mit ihrer Weiblichkeit während der Analyse korrigierende Erfahrungen gemacht zu haben, wofür die Tatsache spricht, dass sie sich in eine sexuelle, sie beglückende Liebesbeziehung einlassen konnte. Theoretisch beschäftigte sie sich noch häufig in späteren Aufsätzen mit Fragen der Weiblichkeit und Emanzipation.

Nach ihrer Rückkehr in die USA im Jahre 1933 verlegte sie ihren Wohnsitz von Baltimore nach New York, wo sie auch nach William Alanson Whites Tod und Sullivans Wegzug im Jahre 1937 blieb. Sonntags fanden bei ihr häufig Einladungen statt, wo sich außer Kollegen, Patienten und Ausbildungskandidaten auch Schriftsteller, Künstler und Schauspieler trafen. Die wöchentlichen Treffen mit Kollegen, die in Thompsons Apartment in Baltimore stattgefunden hatten, wurden in New York für mehrere Jahre fortgesetzt. Zu dieser als Zodiac Club bekannt gewordenen Diskussionsrunde gehörten außer Clara Thompson, Silverberg, Sullivan und dessen Adoptivsohn auch Edward Shipley, Karen Horney und Erich Fromm, der ebenso wie Horney nach seiner Emigration 1933 zunächst nach Chicago gegangen war und ab 1934 in New York lebte. Bei Erich Fromm setzte Clara Thompson ihre Lehranalyse ab 1934 fort und wurde Mitglied der New York Psychoanalytic Society (Funk 1983, S. 100). Bis 1939 pendelte sie wie Sullivan, Silverberg und Karen Horney zwischen New York und Washington, um dort zu dozieren.

Ihre Lehrtätigkeit am New Yorker psychoanalytischen Institut, zu dem auch Horney gehörte, endete 1941, als Letztere wegen ihrer abweichenden Ansichten gezwungen wurde, diese Vereinigung zu verlassen. Thompson und drei weitere Mitglieder schlossen sich ihr an und gründeten zusammen noch im selben Jahr die Association for the Advancement of Psychoanalysis mit einem angeschlossenen neuen Ausbildungsinstitut. Sullivan wurde auf Vorschlag Thompsons zum Ehrenmitglied ernannt. Als Horney 1943 darauf bestand, dass Erich Fromm, der großen Einfluss gewonnen hatte, seine Lehrtätigkeit beendete, weil er kein Arzt, sondern „nur“ Laienanalytiker war, stellte sich

Clara Thompson an seine Seite und verließ mit ihren Ausbildungskandidaten das Institut. Wie schon zwei Jahre vorher, solidarisierte sie sich ihrem Charakter gemäß mit einem unterlegenen Außenseiter.

Im selben Jahr übernahm sie die Leitung der neu gegründeten Filiale der Washington School of Psychiatry in New York, welche 1946 unabhängig wurde und sich in William Alanson White Institute of Psychiatry umbenannte. Nach Sullivans Tod 1949 wurde die Verbindung nach Washington gelöst, und sie führte das New Yorker Institut, in welchem außer den verschiedenen psychoanalytischen und neoanalytischen Konzepten auch Anthropologie und Sozialpsychologie gelehrt wurden, bis zu ihrem Tod 1958 selbstständig weiter. Bis heute wurde und wird sie dort als eine große und unabhängige Analytikerin, die ihren eigenen Weg ging, verehrt (Peters 1992, S. 307).

In drei Jahrzehnten schrieb sie 35 Artikel in führenden Zeitschriften, in denen sie sich zum großen Teil mit der Stellung der Frau in der Gesellschaft und der weiblichen Sexualität auseinandersetzte. In ihrem Hauptwerk *Psychoanalysis – Evolution and Development* (1950) beschäftigte sie sich mit der Theorie der Psychoanalyse, kritisierte Freuds biologistischen Ansatz und stellte ausführlich die positiven Aspekte der von Freud abweichenden Schulrichtungen sowie die Konzepte der Neo-Psychoanalytiker dar. Das Buch, welches auf Wunsch ihrer Ausbildungskandidaten entstanden war, wurde in mehrere Sprachen übersetzt. Auf Deutsch erschien es 1952 unter dem Titel *Die Psychoanalyse – Ihre Entstehung und Entwicklung*.

Im Vorwort zu diesem Werk stellt sie sich selber in folgenden Worten vor, die ihren breiten Ansatz und ihre Rolle als Vermittlerin zwischen den Schulrichtungen deutlich machen:

I was first trained by Adolf Meyer, who was always skeptical of the Freudian concepts. However, almost at the same time I came under the influence of psychoanalytic thinking at St. Elizabeth's Hospital, where Edward Kempf and Lucile Dooley, as early as 1920, were applying psychoanalytic methods to the treatment of psychotics. Thus almost from the beginning I had to reconcile two quite different systems of therapy. I found elements in each which supplemented the other. About 1925 I first met Harry Stack Sullivan and became interested in his therapeutic approach to schizophrenia. In 1928 I went to Budapest to study with Ferenczi and found myself in the midst of his experimentation with his "relaxation" therapy. I found Sullivan's and Ferenczi's approach more in keeping with my own way of thinking than the classical Freudian methods. Since then I have also been impressed by the ideas of Erich Fromm. In short my slant is towards the cultural interpersonal school.²⁹

²⁹ „Ich wurde zunächst von Adolf Meyer ausgebildet, der stets skeptisch gegenüber Freuds Konzepten war. Gleichzeitig wurde ich von dem psychoanalytischen Denken am St. Elizabeth's Hospital beeinflusst, wo Edward Kempf und Lucile Dooley schon 1920 psychoanalytische Methoden in der

Dieser Selbsteinschätzung entspricht, was ihr Freund und Kollege Erich Fromm 1964 über sie schrieb:

Clara Thompson was one of those rare persons who could take a leading role in the formation of an independent psychoanalytic group and continue to guide it. She was a thoroughly independent person, averse to rules and principles with which she did not agree; at the same time she did not endow her own theoretical principles with a halo that would make her fight all others. But while she was never a fanatic or one to intimidate others, it was one of her remarkable characteristics that she could not be intimidated. ... All these qualities made it possible for her to lead the Institute without ever permitting it to become a center of a "school in which one special theory was taught as the right and orthodox one" (Vorwort zu M. Green 1964, S. VI).³⁰

Behandlung von psychotisch Erkrankten anwandten. Daher musste ich von Anbeginn zwei ganz unterschiedliche Therapie-Systeme miteinander verbinden. Ich fand in jedem System Elemente, die das andere ergänzten. Etwa 1925 lernte ich Harry Stack Sullivan kennen und interessierte mich für seinen therapeutischen Ansatz zur Schizophrenie. 1928 ging ich nach Budapest, um von Ferenczi zu lernen, und erlebte unmittelbar seine Versuche mit seiner Entspannungstherapie. Ich fand, dass Sullivans und Ferenczis Ansatz mehr mit meinem eigenen Denken übereinstimmten als die klassischen freudianschen Methoden. Seitdem haben mich stets die Ideen Erich Fromms beeindruckt. Kurzgefasst: ich tendiere zur kulturellen interpersonellen Schulrichtung.“ (Eigene Übersetzung H.S.)

³⁰ „Clara Thompson war eine jener seltenen Persönlichkeiten, die eine führende Rolle bei der Gründung einer unabhängigen psychoanalytischen Gruppe spielen und diese kontinuierlich leiten konnten. Als äußerst unabhängige Person war sie gegen Regeln und Prinzipien, mit denen sie nicht einverstanden war; gleichzeitig umgab sie ihre eigenen theoretischen Grundsätze nicht mit einem Heiligenschein, der sie zur Gegnerin aller andern gemacht hätte. Aber während sie nie rechthaberisch war oder andere brüskierte, gehörte es zu ihren bemerkenswerten Charakterzügen, dass sie nicht eingeschüchtert werden konnte. ... All diese Fähigkeiten ermöglichten es ihr, das Institut so zu leiten, dass es nicht zum Zentrum einer Schulrichtung wurde, in der eine spezielle Theorie als die einzig richtige gelehrt wurde.“ (Eigene Übersetzung H.S.)

3.5 Edward Sapir (1884–1939)

Im Herbst 1926 lernte Sullivan Edward Sapir kennen, damals Professor für Kulturanthropologie an der Universität von Chicago. Sapir machte Sullivan mit der Chicagoer Schule bekannt, zu der die bedeutendsten Sozialwissenschaftler Amerikas gehörten, wie z.B. George Herbert Mead (1863–1931), die Soziologen Charles H. Cooley (1864–1929), William Isaak Thomas (1863–1947) und Robert E. Park (1864–1944), die Kulturanthropologin Ruth Benedict (1887–1948), der Philosoph und Pädagoge John Dewey (1859–1952) und der Politikwissenschaftler und Psychologe Harold D. Lasswell (1902–1978) (vgl. Evans 1996, S. 37 f.).

Sapir stammte aus einer jüdischen Familie, die – wie Sullivans Vorfahren – aus Europa nach Amerika gekommen war. Seine Mutter stammte aus Kaunas in Litauen; der Vater war ein Kantor, der von einer Gemeinde zur anderen reiste. Daher zog die Familie nach der Geburt des Sohnes – 1884 in Lauenburg, Pommern – zunächst nach London, dann nach Virginia und 1894 nach New York City. Bald nach der Ankunft in Amerika verließ der Vater seine Frau mit den zwei Söhnen. Nachdem der Jüngere gestorben war, widmete sich die Mutter ganz der Erziehung ihres Sohnes Edward, der wegen seiner hervorragenden Schulleistungen Stipendien erhielt, die ihm ein Universitätsstudium ermöglichten. Anschließend studierte und forschte er vier Jahre lang an der Columbia University unter dem aus Deutschland eingewanderten Anthropologen Franz Boas auf den Gebieten Linguistik und Kulturanthropologie. Da er schon früh ein unabhängiger Denker war und mit seinem Lehrer nicht gänzlich konform ging, wurde ihm an der Columbia University nie eine Stelle angeboten.

Schon 1917, als er 33 Jahre alt war, las er mit großem Interesse psychoanalytische Literatur und meinte wie andere amerikanische Anthropologen, dass Freuds neue Ideen auch Eingang finden sollten in die anderen Disziplinen, die das Wesen des Menschen erforschen.

Im Alter von 27 Jahren heiratete er Florence Delson (vormals Seidelson), die mit ihren Eltern aus der litauischen Hauptstadt Vilnius (Wilna) in die U.S.A. gekommen war und an dem angesehenen Radcliffe College studierte, dem Pendant zur Harvard University für weibliche Studierende in Cambridge, Massachusetts. Die heitere und sehr gebildete junge Frau brach ihr Studium ab, gebar innerhalb von fünf Jahren drei Kinder und musste sich in dem abgeschiedenen und wenig anregenden Ottawa mit einem gesellschaftlich und kulturell sehr eingeschränkten Leben abfinden. Ihr Ehemann, der diese Zeit als sein „kanadisches Exil“ erlebte, hatte damals eine Stelle als Abteilungsleiter am Canadian National Museum und vertiefte sich ganz in seine

wissenschaftliche Arbeit. Wegen der für sie extrem belastenden Situation erkrankte sie bereits vor der Geburt ihres ersten Kindes, und nach der Geburt des dritten Kindes musste sie wieder stationär behandelt werden und fand nie mehr zu ihrer früheren Stabilität zurück. 1921 erlebte sie einen völligen Realitätsverlust, kurz nachdem Edward Sapir sein für ein Laienpublikum geschriebenes Buch *Language* in wenigen Monaten fertiggestellt hatte, um mit den erwarteten Einnahmen die Kosten für die Behandlungen seiner Frau zu decken. Er konsultierte William Alanson White, der ihm Edward Kempf als Therapeuten seiner Frau empfahl. Sapir ging auf diesen Vorschlag jedoch nicht ein, da er starke Vorbehalte gegen die Psychoanalyse hatte und meinte, sich eine so langwierige Behandlung nicht leisten zu können. Der Aufenthalt in einer psychiatrischen Klinik führte allmählich zu einer Besserung ihres Zustandes, aber 1924 verstarb sie an einem Lungenabszess (vgl. Perry 1982, S. 243-245).

Kurz danach verließ Sapir Ottawa, um eine Professur an der Universität von Chicago anzutreten, und heiratete eine psychiatrisch arbeitende Sozialarbeiterin, die die Erziehung der drei Kinder aus der ersten Ehe und zweier eigener Kinder übernahm. Sapir litt noch viele Jahre an dem Schicksal seiner ersten Frau und machte sich Selbstvorwürfe, dass er die Schwere ihrer Depression nicht rechtzeitig genug erkannt hatte. Da er jemanden suchte, mit dem er darüber ausführlich sprechen konnte, und er einen Artikel von Sullivan mit Interesse gelesen hatte, trafen sich die beiden in Sullivans Hotelzimmer, als dieser sich anlässlich eines Kongresses im Herbst 1926 in Chicago aufhielt. Die beiden Männer führten ein intensives achtstündiges Gespräch, welches nicht nur für Sapir ein hilfreiches Verstehen seiner familiären Tragödie bedeutete, sondern für beide zu einem Gedankenaustausch darüber führte, dass an dem Beziehungsgeschehen der beiden Ehepartner auch allgemein menschliche, verstehbare Verhaltensweisen erkannt werden können. Zu der raschen und intensiven Verständigung zwischen Sapir und Sullivan wird es auch deshalb gekommen sein, weil dieser kurz zuvor seine Mutter verloren hatte, deren Leben viele Parallelen aufwies zu dem Schicksal von Sapirs verstorbener Ehefrau, und weil Sullivan die Entstehung von psychischen Störungen aus prekären zwischenmenschlichen Beziehungen persönlich erlebt und jahrelang als Therapeut studiert hatte.

Obwohl Sapir durch seine gebildete Mutter einen günstigeren Zugang in die Kulturwelt fand als Sullivan und aus einem anderen religiösen und ethnischen Milieu stammte, entdeckten sie beide so viele Gemeinsamkeiten, dass sich aus ihrem Kennenlernen eine enge Freundschaft und eine äußerst fruchtbare Zusammenarbeit entwickelte. Da beide ohne günstige Vater-Vorbilder als Einzelkinder aufgewachsen waren, nachdem ihre Brüder sehr früh verstorben waren, kannten sie den Status des einsamen Außenseiters. Sie nutzen aber die Chancen, höhere Bildung zu erwerben, und

beide versuchten, ihre Lebenserfahrungen für ihre Forschungen und Theorien nutzbar zu machen. Auf beide trifft die Erkenntnis des Soziologen Robert Park (1864–1944) zu, dass ein Außenseiter (marginal person) potenziell psychisch gefährdet ist, da er den schwierigen Übergang in eine andere Kultur bewältigen muss, wobei er aber „ein relativ zivilisierterer Mensch“ ist (Zitiert in: Perry 1982, S. 249), sich also mehr als die voll Angepassten für zwischenmenschliche Problemen und Kulturfragen interessiert.

Die von Sullivan aufgrund seiner privaten und beruflichen Erfahrungen gewonnene Erkenntnis, dass die Gemeinsamkeiten aller Menschen weit bedeutsamer sind als ihre Unterschiede, wurde von Sapir durch seine Untersuchungen bei nordamerikanischen Indianern bestätigt. Dieser richtete nach dem erschütternden Schicksal seiner ersten Ehefrau und nach seinem – durch die Gespräche mit Sullivan angeregten – neuen Interesse für Psychiatrie seine Aufmerksamkeit auf die Unterschiede zwischen den Menschen innerhalb einer Kultur. Beide Forscher stimmten darin überein, dass das, was einen Menschen von seinen Mitmenschen unterscheidet – abgesehen von äußeren, rein konstitutionellen Merkmalen –, durch Erfahrungen entstanden ist, die durch Ereignisse und die Begegnungen mit anderen Menschen ausgelöst werden. Diese lebenslang wirksamen Erfahrungen prägen das Verhalten des Betreffenden gegenüber seinen Mitmenschen. Er kann jedoch durch die Begegnung mit einer bisher fremden Person neue Erfahrungen positiver oder negativer Art machen, die seine zwischenmenschlichen Beziehungen und damit sein Verhalten verändern.

Sullivan fühlte sich durch die Freundschaft und den Austausch mit Sapir, einem hochgebildeten Intellektuellen, sehr bestätigt in seinem Denken und gewann dadurch auch mehr Selbstsicherheit. Sapirs Ideen sind stark in seine neuen und eigenständigen Konzepte eingegangen, die er in den 30er und 40er Jahren entwickelte. Insbesondere übernahm er von Sapir die Erkenntnis, dass sowohl der Spracherwerb als auch das Verstehen und Erlernen von Gesten für die Entwicklung jedes Einzelnen von eminenter Bedeutung sind. Hierzu finden sich sehr detaillierte Äußerungen in Sullivans Hauptwerk *Die interpersonale Theorie der Psychiatrie* (1953/1980), besonders in der Darstellung der ersten Kindheitsphasen. Beide hatten sich schon vorher für die Zusammenhänge von Spracherwerb und Persönlichkeit interessiert. Sapirs Forschungen betrafen abgeschieden lebende Indianerstämme mit eigenen Sprachen, während Sullivan das Verhältnis von Denken und Sprachverhalten seiner schizophrenen Patienten erforscht hatte.

Auch für Sapir ergaben sich durch die Begegnung mit Sullivan im Jahre 1926 – kurz nach dem Tod seiner Ehefrau und seiner Übersiedlung nach Chicago – und durch seine Teilnahme an den Kolloquien (1928 und 1929) entscheidende Veränderungen in seinem Leben und seinem Denken. Wie der Anthropologe Clyde Kluckhohn 1944 schrieb, gab

Sapir zwischen 1928 und 1939 die entscheidenden Anstöße zur Annäherung zwischen Anthropologie und Psychiatrie. Damit bestätigt er indirekt den Einfluss Sullivans auf Sapir. Dieser habe keine formale psychiatrische Ausbildung erhalten und sei seines Wissens auch nicht analysiert worden, habe aber engen Kontakt zu Psychiatern gehabt, besonders zu Sullivan. Obwohl er von der Psychoanalyse stark beeinflusst sei, habe er doch in vielerlei Hinsicht Vorbehalte gegenüber der Freud'schen Theorie gehabt (vgl. Perry 1982, S. 259).

Im Jahre 1931 trat Sapir eine Professur an der berühmten Yale University in New Haven, Connecticut, an. Schon im Herbst desselben Jahres begann Sullivan, wöchentlich dorthin zu reisen, um an Sapirs Seminaren über Kultur und Persönlichkeit teilzunehmen (Perry, S. 344 u. 357). Als Begleitlektüre wurde Sullivans lange unveröffentlichtes Manuskript *Personal Psychopathology* gelesen. Gelegentlich kam auch der junge Politologe und Psychologe Harold D. Lasswell aus Chicago zu den Seminaren und zum privaten Gedankenaustausch. Es entstand eine kontinuierliche interdisziplinäre Zusammenarbeit, wie sie ursprünglich Jahre zuvor in Chicago geplant gewesen war. Die sehr lebendigen Diskussionen waren äußerst anregend für viele junge Wissenschaftler wie den Mediziner und Sozialpsychologen Otto Klineberg, der ihren direkten Einfluss auf die Anthropologie und die Soziologie (vgl. Mullahy 1952/1995, S. 215-221) hervorgehoben hat, und die Anthropologin Hortense Powdermaker, die 1932 eine wichtige Studie über Farbige im Staat Mississippi vorbereitete. Sie beschrieb sehr anschaulich, wie sie ihren Lehrer Sapir und Sullivan bei ihren Diskussionen erlebte. „Die Gedanken des einen entzündeten diejenigen des anderen. Mein Eindruck war, dass die ungewöhnlich flüssige Konversation zwischen ihnen nicht nur auf ihre besonderen geistigen Fähigkeiten und ihr gemeinsames Interesse an den Zusammenhängen zwischen Individuum und Gesellschaft zurückzuführen war, sondern auch auf ihre Persönlichkeiten – jeder schien in sich die Fähigkeiten des Wissenschaftlers und des Dichters zu vereinigen“ (zit. in Perry 1982, S. 358).

1933 gründeten Sullivan, Sapir und Lasswell auf Anregung von Earnest Hadley die William Alanson White Foundation, eine Stiftung, durch die Gelder beschafft werden sollten zur Finanzierung von Forschungsvorhaben und auch zur Unterstützung von Sapir und seiner Familie. Denn dieser litt ab Mitte der 30er Jahre zunehmend an Herzproblemen, die bedingt waren durch anhaltenden Stress an der Yale University. Er stand unter einem Konkurrenzdruck ehrgeiziger Kollegen, wie er ihn in seiner Zeit in Chicago nicht gekannt hatte, und fühlte sich als Jude diskriminiert, da er nicht in den Fakultätsklub aufgenommen wurde. Obwohl ihm sein Arzt 1937 riet, ein ruhigeres Leben zu führen, änderte er seine Pläne nicht und führte eine Feldstudie in Denver, Colorado, durch, wo er seinen ersten größeren Herzanfall erlitt. Daraufhin legte er ein

Sabbatjahr ein, währenddessen er in New York lebte. Nach Yale wollte er nicht mehr zurückkehren. Da aber die erhoffte Finanzierung einer vollen Stelle für ihn durch die Stiftung trotz intensiver Bemühungen durch Sullivan und Lasswell nicht zustande kam, musste er in Yale bleiben. So oft wie möglich besuchte Sullivan seinen Freund und besprach mit ihm neben vielfältigen anderen Themen auch Pläne für die Zukunft der Foundation und die bevorstehende erste Ausgabe der neuen Zeitschrift *Psychiatry*, die 1938 erscheinen sollte. Sie enthielt drei Aufsätze des Triumvirats von New Haven: Sapir, Lasswell und Sullivan. Der Leitartikel stammte von Sapir und trug den Titel „*Why Cultural Anthropology Needs the Psychiatrist*.“ Lasswells Beitrag behandelte die Frage „What Psychiatrists and Political Scientists Can Learn from One Another.“ Diese Themen zeigen den sehr breiten Ansatz dieser „ersten bedeutsamen interdisziplinären Zeitschrift in Amerika“ (Perry 1982, S. 259).

Sapirs Gesundheitszustand verschlechterte sich so sehr, dass er im Februar 1939 im Alter von nur 55 Jahren verstarb. Sullivan schrieb in *Psychiatry* einen Nachruf auf seinen Freund, in dem er sein Ableben als schweren Verlust kennzeichnet und ihn als großartigen Forscher und Lehrer sowie als äußerst sprachgewandtes Genie, als Poeten, Musiker und Intellektuellen würdigt, dem viel Verehrung zuteil wurde. Einer seiner Schüler, Weston La Barre, schrieb 1961 über seinen Einfluss auf die Sozialwissenschaften und auf seine Schüler:

Es war Edward Sapir, mehr als jeder andere, der als Erster die Psychoanalyse in die amerikanische Anthropologie einführte. Vor etwa zehn Jahren machte ich eine Studie über Lehrveranstaltungen im Fach Anthropologie zum Thema „Kultur und Persönlichkeit“ in den USA, und die Zusammenstellung der Namen der Dozenten liest sich wie eine Liste Sapirs ehemaliger Schüler und anderer Personen, die direkt von ihm beeinflusst wurden. Zu einer Zeit, als die offiziellen anthropologischen Zeitschriften die Psychoanalyse systematisch ignorierten und als das vorherrschende Klima kühl bis feindselig war, verlangte er von seinen Schülern die Lektüre der Werke Abrahams, Jones', Ferenczis und anderer Klassiker. ... Leider hat er auf diesem Gebiet nur programmatische Artikel geschrieben; einer seiner Kollegen sagte mir einmal ohne Ironie: „Sapir verausgabte sich für seine Studenten“ (zitiert in Perry 1982, S. 374).

4 Werkanalyse

4.1 Grundlegende Begriffe

4.1.1 Der Begriff „Psychiatry“

Der von Sullivan verwendete Begriff Psychiatry entspricht nicht dem, was im deutschen Sprachraum unter Psychiatrie verstanden wird. Psychiatrie bedeutet Seelenheilkunde und gilt als „Teilgebiet der Medizin, das sich mit der Erkennung und Behandlung von seelischen Störungen und Geisteskrankheiten befasst“ (Duden Fremdwörterbuch 1990, S. 646). Geprägt wurde der Begriff von dem Hallenser Arzt Johann Christian Reil (1758–1813), der vehement die Missstände in der Behandlung der seelisch Kranken anprangerte und ein Vorkämpfer für Beschäftigungstherapie und Psychotherapie war.

Nach ihm begann die naturwissenschaftlich-positivistische Epoche der Psychiatrie, die von Wilhelm Griesinger (1817–68) eingeleitet wurde, der die These formulierte: „Geisteskrankheiten sind Gehirnkrankheiten.“ Diese lange vorherrschende und bis heute verbreitete Auffassung, dass seelische Störungen körperliche Ursachen haben, führte in den 1930er Jahren zu der Anwendung von kalten Bädern, Elektroschocks, Insulinschockbehandlung und Lobotomie (Gehirnoperationen). Diese gefährlichen und oft wesensverändernden Methoden wurden ab 1953 abgelöst durch die vermehrte Vergabe von immer besser und genauer wirkenden Psychopharmaka.

Die geisteswissenschaftlich orientierten Verfahren der sich ab 1895 von Freud entwickelten Psychoanalyse sowie andere philosophisch ausgerichteten Richtungen der Psychotherapie stießen lange auf große Skepsis der etablierten Psychiater und fanden nur zögerlich Eingang in die psychiatrischen Kliniken. Daher besteht weiterhin die Auffassung, dass sich die Tätigkeiten von Psychiatern und Psychotherapeuten grundsätzlich unterscheiden.

Im angelsächsischen Bereich hat sich kein solcher Gegensatz entwickelt, da besonders in den USA die zahlreichen aus Europa emigrierten Psychoanalytiker und andere Tiefenpsychologen großen Einfluss in den psychiatrischen Kliniken und in der ambulanten Krankenbehandlung gewannen.

Sullivan legte Wert auf eine genaue Klärung des Begriffs Psychiatrie und unterscheidet zwei Definitionen. Zunächst nennt er eine Definition, die er der vorwissenschaftlichen Ära zuschreibt. Danach ist die Psychiatrie „eine Kunst oder eine

Gesamtheit empirischer Praktiken zur Behandlung oder Verhütung psychischer Störungen.“

Er favorisierte jedoch eine andere Begriffsbestimmung, die seinem Anspruch am ehesten gerecht wurde. Diese besagt, dass „Psychiatrie eine Wissenschaft mit den dazugehörigen Techniken“ ist, die „aus der Arbeit mit seelisch Gestörten erwachsen ist“ (Sullivan 1953/1980, S. 407). Da psychiatrische Patienten Menschen sind, die in einem besonderen kulturellen Umfeld leben, müsse die Psychiatrie „eine Wissenschaft des Lebens unter jenen Bedingungen werden, die in der jeweils gegebenen sozialen Ordnung vorherrschen“ (ebd.). Hieraus ergibt sich die Notwendigkeit, interdisziplinär zu denken und zu forschen, also mit anderen Disziplinen der Sozialwissenschaften wie Sozialpsychologie, Soziologie, Anthropologie und Sprachwissenschaft zusammenzuarbeiten. Sullivan schreibt hierzu:

Die allgemeine Wissenschaft der Psychiatrie scheint mir ... das gleiche Feld abzustecken wie die Sozialpsychologie, denn wissenschaftliche Psychiatrie muss als die Erforschung interpersonaler Beziehungen definiert werden, und das verlangt letztlich den Einsatz eines konzeptionellen Rahmenwerks, das heute als Feldtheorie bezeichnet wird (ebd., S. 408).

Wie die Forscher in den genannten Disziplinen war er sich der Bedeutung kultureller Bedingungen als Faktoren der Persönlichkeitsentwicklung bewusst und folgerte daraus, dass

ein dringender Bedarf für einen Wissenschaftsbereich vorhanden ist, der sich zum Ziel setzt, nicht nur das einzelne menschliche Individuum oder das soziale Erbe, sondern die interpersonalen Situationen zu erforschen, mittels derer die Menschen seelische Gesundheit oder psychische Störungen manifestieren (ebd., S. 18).

Da also stets ein Interaktionsfeld mit Hilfe verschiedener wissenschaftlicher Disziplinen zu untersuchen ist, gab Sullivan seiner interdisziplinären Zeitschrift *Psychiatry* den Untertitel *The Journal of the Biology and Pathology of Interpersonal Relations*.

4.1.2 Drei Arten des Welterlebens

Nach Sullivan gibt es drei Arten der Wahrnehmung (modes of experience), die auch als Formen der Welt- und Selbsterfahrung – und somit auch der Entfaltung des Bewusstseins – zu verstehen sind. In der kindlichen Entwicklung treten sie nacheinander auf, spielen aber während des ganzen Lebens als Arten der Erlebnisverarbeitung eine entscheidende Rolle.

Der *prototaktische Modus* ist der größte oder einfachste, früheste und wahrscheinlich weitaus umfassendste Wahrnehmungsmodus. In den ersten Lebensmonaten nimmt der Säugling die Welt noch ähnlich diffus wahr wie eine Amöbe und erlebt sich noch

nicht als getrennt von seiner Umwelt. Er reagiert aber auf angenehme und unangenehme Empfindungen wie z.B. Gestillt-Werden, Nahrungsmangel, Schmerzen, Licht und Dunkelheit, Wärme und Kälte. „Die Prototaxis ... lässt sich beschreiben als eine unverknüpfte Kette von Augenblickszuständen des sensitiven Organismus, mit besonderer Beziehung zu den Bereichen der Interaktion mit der Umwelt“ (Sullivan 1953/1980, S. 52).

Im *parataktischen Modus* nimmt das Kind die unterschiedlichen Erlebnisse und Sinneseindrücke differenzierter wahr, kann sie aber noch nicht in einen logischen Zusammenhang setzen. Es legt ihnen aber subjektive Bedeutungen zu, indem verschiedene Erfahrungen, die gleichzeitig erfolgen, in Zusammenhang gebracht und im Gedächtnis gespeichert werden. Solche rein zufälligen Assoziationen, die nicht der Logik und dem Common Sense entsprechen, treten auch in späteren Lebensphasen als störende parataktische Wahrnehmungsverzerrungen auf, und zwar vor allem im Umgang mit unseren Mitmenschen und besonders in der Übertragungsbeziehung in einer Psychotherapie.

Der *syntaktische Modus* ist die Stufe der Sprache, des Symbolgebrauchs und der allgemeinen Vernunft, wo Erfahrungen in Worten ausgedrückt und an den Erfahrungen anderer überprüft und korrigiert werden. „Das Kind lernt die ‚konsensuell validierte‘ Sprache erst nach und nach – Sprache im weitesten Sinne verstanden –, und zwar durch Gruppenaktivitäten, interpersonale Aktivitäten und soziale Erfahrung. Konsensuell validierte symbolhafte Aktivität beinhaltet einen Appell an Prinzipien, die vom anderen als wahr akzeptiert werden. Und wenn es dazu kommt, dann hat der junge Mensch den syntaktischen Erfahrungsmodus erworben oder gelernt.“³¹ Sprechen und Denken werden also im kommunikativen Sinne gebraucht, und der Mensch hat sich damit in seine kulturelle Umgebung eingefügt.

4.2. Das Konzept der Angst

4.2.1 Angst als Gegenstand der Philosophie

Der Begriff der Angst spielt besonders seit Beginn des 19. Jahrhunderts in der Philosophie eine zentrale Rolle, namentlich im Zusammenhang mit Spekulationen über Abgrund, Nichts und Unendlichkeit. Er wird schon von dem Mystiker und Philosophen Jakob Böhme (1575–1624) in seinem Werk *Von der Menschwerdung Jesu Christi* (1620) erörtert, wo er schreibt, jedes Leben sei „in der Angst“, die mit Sterben zu tun

³¹ Mullahy, Patrick: *Oedipus, Myth and Complex*, New York 1948, Hermitage Press, S. 286 f; zitiert in: Sullivan 1953/1980, S. 52.

hat, in der aber „auch das Leben selber ist ... Denn ohne die Angst ist kein Leben, ... sonderlich im Menschsein“. Der Mensch muss sich ängstigen, muss „durch die Angst, als ein Sterben oder Ersinken durch den Tod“ hindurch; durch die Überwindung der Angst „wird aus dem Nichts ein ewiges Leben“. Außer diesem Begriff des Nichts, der später besonders in der Existenzphilosophie Bedeutung gewinnt, erscheint bei Böhme auch schon ein Zusammenhang zwischen Angst und Freiheit, denn er schreibt, der Mensch müsse „mit großem Sehnen die Freiheit begehren“, um der Angstqual zu entgehen.³²

Obwohl der schwer verständliche Mystiker Böhme seine Philosophie stark mit düsteren religiösen Vorstellungen verbindet, hat er u.a. Hegel, Goethe, Lichtenberg, Novalis und Schelling beeinflusst. Für Friedrich Wilhelm Schelling (1775–1854), einem Hauptvertreter des deutschen Idealismus, der den Übergang zur Romantik bildet, ist Angst „die Grundempfindung jedes lebenden Geschöpfs“ (in: *Die Weltalter*, 1813). In seiner Frühzeit hatte er im Sinne der Aufklärung vor einem mangelhaften Gebrauch der Vernunft gewarnt und sprach von den „Schrecken der objektiven Welt“, die den Menschen überfalle, wenn er die subjektiv-rationalen Schranken seiner Welt aufhebt (in seinen Briefen über Dogmatismus und Kritizismus).

Zu den Hörern seiner Vorlesungen gehörte auch der dänische Philosoph und Theologe Sören Kierkegaard (1813–1855), der sich in den Jahren 1841/1842 in Berlin aufhielt. Später wandte er sich schroff sowohl gegen den von Schelling und Hegel vertretenen Idealismus als auch gegen die abstrakte Theorie des absoluten Geistes. Er betonte, die Philosophie solle sich der existierenden Wirklichkeit und der Frage nach dem menschlichen Dasein zuwenden. In diesem Sinne schrieb er nach seinem berühmten Buch *Entweder – Oder* (1843) seine Abhandlungen *Furcht und Zittern* (1843) und *Der Begriff Angst* (1844). In diesen Werken führte er den Begriff Angst als Phänomen, das zur Existenz des Menschen gehöre, zum ersten Mal in die Philosophie ein und erweist sich damit als Vorläufer der Tiefenpsychologie und Begründer der Existenzphilosophie.

Aus eigenem Erleben kannte er das verzweifelte Ängstlichsein sowie religiöse Angsteffekte sehr genau, da er in seiner Kindheit stark unter seinem autoritären Vater gelitten hatte. Er verweist in *Furcht und Zittern* auf die Angst Abrahams, der von Gott die Weisung erhielt, seinen geliebten Sohn Isaak zu opfern. Er gerät in ein unlösbares Dilemma, da er sich entscheiden muss, zwischen der ethischen Pflicht, seinen Sohn zu lieben, und der religiösen Pflicht, Gott zu gehorchen und damit einen Mord zu begehen. Er löst das Problem durch den Sprung in den Glauben. Nach Sartres Auslegung (in *Der Existenzialismus ist ein Humanismus*, 1946) fragt sich Abraham, ob die Botschaft

³² Zitiert in: Hoffmeister, Johannes: *Wörterbuch der philosophischen Begriffe*, Hamburg 1954, S. 44.

wirklich von einem Engel Gottes oder einer anderen Macht gebracht wurde und ob es nicht eine Halluzination gewesen sein kann. Wie Abraham müsse jeder Mensch alle Zeichen, die er deutet, befragen, ob er sie auch richtig interpretiert, und müsse dann in eigener Verantwortung eine Entscheidung treffen. Dies sei stets mit Angst verbunden; Angst und Menschsein seien untrennbar voneinander.

In *Der Begriff Angst* unterscheidet Kierkegaard – wie später auch andere Autoren – die Angst deutlich von der Furcht, die sich stets auf Bedrohungen der Außenwelt, auf etwas Bestimmtes bezieht. Angst hingegen ist ein Zustand in uns selbst, ein Gestörtsein des ganzen Ich. Da Tiere keinen Geist besitzen, findet man bei ihnen keine Angst. Der menschliche Geist aber kann den Unterschied zwischen dem eigenen Selbst und der außerhalb befindlichen Realität wahrnehmen und reflektieren. Er kann zu sich selbst Stellung beziehen; dieses nennen wir heute Selbstbewusstsein. Der Geist hat die Freiheit, Möglichkeiten hervorzulocken, aber er kann sich auch die Abwesenheit von Möglichkeiten, das Nichts vorstellen, „das nur ängstigen kann.“ Der Mensch ist zur Vorausschau in die Zukunft fähig und kann vor dem, was er erwartet, erschrecken. „Angst ist die Wirklichkeit der Freiheit als Möglichkeit vor der Möglichkeit“ (Kierkegaard 1844/2005, S. 50).

Der Mensch ist nach Kierkegaard eine Synthese des Seelischen und des Leiblichen, und diese beiden werden – im Sinne der von Hegel entwickelten Dialektik – „in einem Dritten geeint“, welches der Geist ist. Dieser stört zwar ständig das Verhältnis zwischen Seele und Leib, andererseits ist er „eine freundliche Macht, da er ja ... das Verhältnis konstituieren will“ (ebd., S. 52).

Wenn das Ich schwach ist, ist mehr oder weniger alles Mögliche Angst erregend, besonders aber der Umstand, dass man tief im Inneren weiß, wie wenig Kraft man dem Zukünftigen entgegensetzen kann. „Angst kann man mit dem Schwindel vergleichen. – Wer in eine gähnende Tiefe hinunterschaut, der wird schwindlig.“ Man wird aber vom Abgrund gleichsam angezogen, weshalb Kierkegaard die Angst eine „sympathetische Antipathie und eine antipathetische Sympathie“ nennt (ebd., S. 50). Er erinnert an den Sprachgebrauch, wo man von einer „süßen Angst, einer seltsamen, wunderlichen oder scheuen Angst“ spricht. Unser Verhältnis zur Angst ist also ambivalent. Besonders bei Kindern finden wir „ein Suchen nach dem Abenteuerlichen, dem Ungeheuren, Rätselhaften“ (ebd., S. 51). Diese Zweideutigkeit der Angst wird später auch von dem Psychoanalytiker Michael Balint (1896–1970) unter dem Begriff Angstlust erörtert. Darunter versteht man die häufig zu beobachtende Freude am Thrill (Nervenkitzel) beim schnellen Fahren, bei gefährlichen Sportarten und riskanten Vergnügungen auf Jahrmärkten.

Nach Kierkegaard besteht eine enge Beziehung zwischen Angst und Sinnlichkeit. Je stärker die Sinnlichkeit, um so ausgeprägter ist die Ängstlichkeit. Frauen haben mehr Angst als Männer, weil sie sinnlicher sind (ebd., S. 77 ff.). „In der Kulmination des Erotischen“, also auf dem Höhepunkt der sexuellen Vereinigung, ist die Angst besonders groß, da der Geist, d.h. die Reflexion des Menschen, nicht dabei sein kann. Im Augenblick der Geburt steigert sich die Angst der Frau zum zweiten Mal (ebd., S.86).

Kierkegaard führt die Angst vor der Sexualität auch auf die Leibfeindlichkeit des Christentums zurück, wodurch die Sinnlichkeit zur Sündhaftigkeit geworden ist. Für ihn ist das Sexuelle nicht als Sünde aufzufassen. Eine Synthese von Leib und Seele, die vom Geist bejaht werden kann, gelingt in der von Liebe getragenen Vereinigung. Er spricht von dem „Sieg der Liebe in einem Menschen, in welchem der Geist so gesiegt hat, dass das Sexuelle vergessen ist und nur als vergessen erinnert wird. Wenn dies geschehen ist, dann ist die Sinnlichkeit im Geist verklärt und die Angst vertrieben“ (ebd., S. 95).

Seine Erörterung der Angst führt Kierkegaard auch zu Überlegungen über das Problem des Zeiterlebens, welche Heideggers Darlegungen in *Sein und Zeit* (1927) vorwegnehmen. Das Individuum ängstigt sich vor den vor ihm liegenden Möglichkeiten, d.h. vor der Freiheit; somit wird das Zukünftige zur Angst. Der Mensch vollzieht dauernd eine Synthese von Vergangenheit und Zukunft. Beide Kategorien begegnen sich im Augenblick, welcher nicht als ein winziger Abschnitt im Zeitablauf, als ein „Atom der Zeit“ zu verstehen ist, sondern als ein „Atom der Ewigkeit“ (Kierkegaard 1844, S. 103) und insofern als Möglichkeit des Selbstsein, also der Gestaltung der Gegenwart und damit der Zukunft. Das Zukünftige hat einen höheren Rang als das Gegenwärtige und das Vergangene, denn „das Zukünftige ist in gewissem Sinne das Ganze, von dem das Vergangene nur ein Teil ist“ (ebd., S. 104). Diesen Sinn der Zukunft können wir nach Kierkegaard nur als ethische oder religiöse Existenz begreifen und verwirklichen. Wer als Genussmensch beispielsweise diesen Sinn verfehlt, indem er nur im Augenblick lebt, wird die aufgeblähte Gegenwart als wichtigste Zeiterfahrung ansehen, was eine verzweifelte Lebenseinstellung ist.

Kierkegaard untersucht auch die Schuldangst, also die Angst, durch Übertretung von Gesetzen und Regeln schuldig zu werden (ebd., S. 120 ff.). Hat sich jemand durch ein Fehlverhalten schuldig gemacht und empfindet daraufhin Reue, befindet er sich in der Unfreiheit. Er könnte hingegen frei werden, wenn er Möglichkeiten ergreift, seine Verfehlungen durch gute Handlungen auszugleichen.

Neben der Angst vor dem Bösen gibt es nach Kierkegaard auch die Angst vor dem Guten, welche er das Dämonische nennt. „Im Dämonischen ist das Individuum im

Bösen und ängstigt sich vor dem Guten“ (ebd., S. 138). Der dämonische Mensch will sich von den Mitmenschen abschließen und begibt sich damit in die Unfreiheit. Er hat Angst vor der Kommunikation und übt durch seine Verschlossenheit Macht über andere aus, die versuchen, sein Schweigen zu brechen (ebd., S. 146). Die Unfreiheit zeigt sich auch in Störungen des Verhältnisses von Leib, Seele und Geist, die sich in „überspannter Sensibilität, Irritabilität, Neurasthenie, Hysterie oder Hypochondrie“ äußern (ebd., S. 158). Durch die Verschlossenheit kommt es also zu mehr oder weniger schweren somatischen oder psychischen Störungen, die die Entwicklung des Menschen blockieren. Kierkegaard verurteilt die entsetzliche Strenge, mit der man bis dahin die seelisch Kranken moralisch beurteilt und „verfolgt, untersucht, abgestraft hat.“ Er lehnt es auch ab, solche Seelenstörungen auf somatische Ursachen zurückzuführen und medikamentös zu behandeln (ebd., S. 140 f.). Die Tatsache, dass Geisteskrankheiten anders als Körperkrankheiten plötzlich und diskontinuierlich auftreten, ist für ihn der Beweis, dass sie seelisch-geistigen Ursprungs sind (ebd., S. 151).

Daher kann die Verschlossenheit und Einsamkeit des seelisch Kranken nur durch den Dialog durchbrochen werden. Er wird mit Freiheit durchdrungen und allmählich befähigt, eine dialogische Existenz zu führen. Dem kommt entgegen, dass das Stumme, Verborgene unfreiwillig nach außen drängt. „Das Verschlossene ist nämlich das Stumme; die Sprache, das Wort ist das Erlösende, das von der leeren Abstraktion der Verschlossenheit erlöst. ... In der Sprache liegt nämlich die Kommunikation“ (ebd., S. 144 f.).

Dabei geht es um die Befreiung des Menschen von lähmender Angst und Verschlossenheit, um das Streben nach Wahrhaftigkeit. Kierkegaard schreibt: „Der Inhalt der Freiheit ... ist Wahrheit, und die Wahrheit macht den Menschen frei. Eben darum ist die Wahrheit auch die Tat der Freiheit; insofern nämlich, als diese beständig die Wahrheit hervorbringt. ... Die Wahrheit ist für den Einzelnen nur da, indem er selbst handelnd sie produziert“ (ebd., S. 159 f.). Hier nimmt Kierkegaard die Erkenntnis Sartres vorweg, der Mensch sei „zur Freiheit verurteilt“, er müsse sich durch seine Handlung selbst erfinden, sich selbst entwerfen. Er formulierte: „Wirklichkeit ist nur im Handeln ... der Mensch ist nichts anderes als sein Entwurf, er existiert nur in dem Maße, in dem er sich verwirklicht, er ist also nichts anderes als die Summe seiner Handlungen, nichts anderes als sein Leben“ (Sartre 1946, S. 161). Auch das Thema Verschlossenheit wird von Sartre wieder aufgegriffen und ausführlich in seinem Hauptwerk *Das Sein und das Nichts* (1943) behandelt.

Auch Martin Heidegger (1889–1976), der stark von Kierkegaard beeinflusst wurde, hat sich in seiner Antrittsvorlesung *Was ist Metaphysik?* (1929) und im Abschnitt 40 seines Hauptwerks *Sein und Zeit* (1927) ausführlich mit der Angst beschäftigt. Dabei löst er sich ganz von dem religiösen Hintergrund, der bei Kierkegaard eine zentrale

Rolle spielte. Er setzt in gewissem Sinne die Arbeit Nietzsches fort, der den Tod Gottes proklamierte und die „letzten Menschen“ kritisierte, die sich mit kümmerlichen Ersatzexistenzen behelfen und das Entsetzen über das Verschwinden Gottes gar nicht zulassen (vgl. Safranski 1994, S. 178). Heidegger nennt die Angst die „Grundbefindlichkeit des Menschen“, also eine bevorzugte Art des Gestimmtseins. Anders als die Furcht richtet sie sich nicht gegen etwas Konkretes, sondern ist unbestimmt und so grenzenlos wie die Welt. Er schreibt :

Was beengt, ist nicht dieses oder jenes, aber auch nicht alles Vorhandene als Summe, sondern die Möglichkeit von Zuhandenem überhaupt, d.h. die Welt selbst. ... Wovor die Angst sich ängstigt, ist das In-der-Welt-Sein selbst. ... Die Angst vereinzelt das Dasein auf sein eigenstes In-der-Welt-Sein" (§ 40, S. 187).

Während für Kierkegaard Angst im Wesentlichen Angst vor der Freiheit ist, betrachtet sie Heidegger als das Erfassen des Nichts, das „Hineingehalten-Sein in das Nichts“. Diese beiden Beschreibungen der Angst sind nach Sartre nicht kontradiktorisch; sie implizieren einander (Sartre 1943, S. 91). In die Betrachtung des Daseins, also des menschlichen Lebens, bezieht Heidegger auch den Tod mit ein, mit dem wir nicht nur dadurch konfrontiert sind, weil andere Menschen sterben, sondern auch, weil wir in jedem Augenblick den Fluss der Zeit erleben können, „lauter kleine Abschiede, lauter kleine Tode“ (Safranski 1994, S. 182). Er formuliert: „Das Dasein ist ein Sein zum Tode“ und „Das Sein zum Tode ist wesentlich Angst“. Tod und Angst sind aber nicht negativ zu sehen, da sie den Menschen vereinzeln und ihm die Einzigartigkeit des Augenblicks und seiner Existenz verdeutlichen. Heidegger propagierte den „Mut zur Angst“ und meinte, der Mensch solle sich nicht von der „Verfallenheit“ an das alltägliche „Man“ bestimmen lassen, sondern ein wesentliches, intensives und „eigentliches“ Leben führen. Je stärker der Mensch seinem Leben Ziel und Inhalt gibt, desto weniger ist er der nihilistischen Angsterfahrung ausgesetzt.

Dass Heidegger die Angst als die bevorzugte Grundstimmung des Menschen beschreibt und sich nicht mit anderen Stimmungen wie der Freude oder Heiterkeit beschäftigt hat, ist sowohl auf seine theologische Vergangenheit zurückzuführen als auch auf die allgemein krisenhafte Stimmung der zwanziger Jahre. Nach dem Zusammenbruch der alten Ordnung infolge des Weltkrieges, nach dem Trauma der Geldentwertung, der großen Wirtschaftskrise und wegen der noch sehr unsicheren Weimarer Demokratie dominierte in der Politik und „auch in der Krisenphilosophie jener Jahre das Ausweichen in extreme Lösungen“ (Safranski 1994, S. 184). Heidegger aber folgte mit seiner Existenzphilosophie nicht dem Trend, einfache Lösungen anzubieten und das unheile Ganze aus einem Punkt zu kurieren.

Jean-Paul Sartre (1905–1980) geht in *Das Sein und das Nichts* (1943) zunächst auf Heideggers Lehre vom Nichts ein und stellt einen Zusammenhang her zwischen Bewusstsein, Negation, Freiheit und Angst. Er beschreibt die Freiheit als das Wesen des menschlichen Bewusstseins. Wir können uns mittels des Bewusstseins frei in Raum und Zeit bewegen und sind fähig zur Nichtung. D.h. wir können etwas bejahen oder verneinen und können denken, dass etwas ist oder nicht existiert. Dadurch stehen wir vor dem Nichts und erleben Angst. „In der Angst gewinnt der Mensch Bewusstsein von seiner Freiheit, oder, wenn man lieber will, die Angst ist der Seinsmodus der Freiheit als Seinsbewusstsein, in der Angst steht die Freiheit für sich selbst in ihrem Sein in Frage“ (Sartre 1943/1991, S. 91).

Nach Sartre ängstigen wir uns weniger vor dem Wesen der Welt, sondern eher vor uns selbst, vor unseren infolge unserer Freiheit undeterminierten und unvorhersehbaren Verhaltensweisen. Er greift Kierkegaards Bild eines Menschen auf, der an einem tiefen Abgrund steht und schwindlig wird: „Das Schwindelgefühl ist Angst, insofern ich davor schaudere, nicht etwa in den Abgrund zu fallen, sondern mich hinabzustürzen“ (ebd., S. 91). Die Angst ist also unweigerlich mit dem menschlichen Dasein verbunden. Sie ist ein Beleg dafür, dass wir uns in unserem Sein nicht gesichert fühlen, sondern uns selbst wählen müssen. Jede Wahl oder Entscheidung ist aber ein Sich-Losreißen von der eigenen Vergangenheit, indem diese „genichtet“ wird.

Sartre sagt: „Der Mensch ist Angst“ (Sartre 1946, S. 151). Damit meint er die Erfahrung der eigenen Nichtigkeit und zugleich der eigenen Freiheit sowie der Verantwortung. Der Mensch kann dem Gefühl seiner totalen und tiefen Verantwortung nicht entinnen. Er trifft nicht nur für sich selber die Wahl, wie er lebt und handelt, sondern muss die ganze Menschheit im Blick haben und sich fragen, ob er „das Recht hat, so zu handeln, dass die Menschheit sich nach seinen Taten richten kann.“ Wer sich das nicht fragt, verhülle die Angst und flieht vor ihr in die Unaufrichtigkeit. Diese Angst hindert verantwortungsbewusste Menschen nicht am Handeln, sie ist die Bedingung ihres Handelns (vgl. Sartre 1946, S. 152 f.).

4.2.2 Angst in der Literatur

Seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts haben sich parallel zu den Philosophen auch viele Schriftsteller in ihren Werken mit dem Thema der Angst und Unheimlichkeit auseinandergesetzt. Besonders eindrücklich geschah dies in den Kurzgeschichten des Amerikaners Edgar Allan Poe (1809–1849) *The Masque of the Red Death* (*Die Maske des Roten Todes*) (1842) und *The Tell-Tale Heart* (*Das verräterische Herz*) (1843). In Deutschland hat vor allem E. T. A. Hoffmann (1776–1822) diese Thematik verarbeitet. In seiner Erzählung *Der Sandmann* (1817) geht es um wahnhafte Sinnestäuschungen,

Angst vor Gespenstern und um Unheimlichkeit, die dadurch erlebt wird, dass etwas Lebloses wie eine Puppe als ein lebendiges Wesen erscheint.

In Frankreich hat sich Guy de Maupassant (1850–1893) von Poe und Hoffmann anregen lassen und schrieb kurz vor dem Ende seines Lebens ähnlich unheimliche Erzählungen. Bei seinem sehr freizügigen Existenzvollzug hatte er sich mit Syphilis angesteckt, wodurch es zu Wahnerscheinungen der progressiven Paralyse kam. In der Erzählung *Wer weiß* erlebt der einsame Erzähler, der sich als Sonderling, Grübler und Träumer bezeichnet, eines Nachts, dass die Möbel in seinem Hause lebendig werden, ihn beiseite schieben und sich entfernen. Er findet einen Teil von ihnen später bei einem Antiquitätenhändler, von dem er sie wieder erwirbt. Die Möbel verschwinden erneut, aber schließlich werden sie im Hause des geisteskranken Mannes wieder entdeckt. Hier wird dramatisch veranschaulicht, was die Existenzphilosophie später als Definition der Angst bezeichnet hat; diese sei das „Abrücken des Seienden im Ganzen“ (vgl. Rattner 1996, S. 21). In der Erzählung *Der Horla* wird der Ausbruch eines schweren Angstwahns geschildert. Der Erzähler hat besonders nachts den Eindruck einer drohenden Gefahr, von der er sich verfolgt fühlt, und seinen Körper erlebt er voller Schrecksymptome. Schließlich wird die Angst so universell, dass er sie personifiziert und den „Horla“ nennt. Dieser verfolgt ihn ständig und schränkt jede Willenstätigkeit ein, so dass der Kranke am Ende der Geschichte keine Kraft mehr hat, der Angst und Sinnlosigkeit zu enttrinnen.

Franz Kafka (1883–1924) hat sich in fast allen seinen Werken sehr deutlich mit der Angst beschäftigt, da er sie selber stark erlebt hat. In seinem *Brief an den Vater* (1919) beschreibt er eindrücklich seine überwältigende kindliche Angst vor der massiven Autorität seines Vaters. Das angstvoll erlebte Ausgeliefert-Sein begegnet uns besonders drastisch in den Erzählungen *Das Urteil* (1913), *In der Strafkolonie* (1914) und *Die Verwandlung* (1915), aber auch in den Romanen *Das Schloss* (1922) und *Der Prozess* (erschienen 1925). In den 30er Jahren wurden Kafkas Werke von Jean-Paul Sartre und Simone de Beauvoir mit Begeisterung aufgenommen. Schon Sartres erster Roman *Der Ekel* (1938) ist stark von Kafka beeinflusst (vgl. Cohen-Solal 1988, S. 158 u. 163).

Thomas Mann hat das Thema der Angst in mehreren seiner Romane und Erzählungen bearbeitet. In *Buddenbrooks – Verfall einer Familie* (1901) hat der zarte, sensible Hanno Angst vor dem Leben und gibt sich einer schweren Krankheit hin, die zum Tod führt. Sein Vater Thomas Buddenbrook, der Züge des Autors trägt, ekelt sich vor Schmutz und hat starke Angst davor, in den Dreck zu fallen. Alle von Thomas Mann geschaffenen Hauptfiguren können als Versuche verstanden werden, seine eigene Angst zu kompensieren. Es geht bei ihm häufig um die Angst vor dem Tod, welche

eigentlich eine Angst vor dem Leben ist, und die Angst vor den eigenen lustvollen, sexuellen Strebungen.

Auch im *Zauberberg* (1924) haben die Patienten Angst vor dem Leben. Statt zu leben wird viel diskutiert, sie sind dem Leben entrückt. Neben dem Thema der Zeit ist dieses das zentrale Thema des Romans. Alle Versuche, wirklich zu leben und zu lieben, sind prekär und zum Scheitern verurteilt. Während sie mit der Angst vor dem Leben beschäftigt sind, verrinnt den Romanfiguren die Zeit.

Doktor Faustus (1947) lässt sich ebenfalls als ein Roman lesen, in dem es um die Angst geht. Diese Künstler- und Philosophen-Biografie (Nietzsche) behandelt die Angst vor dem Mittelmäßigen, vor dem Sich-festlegen-Müssen, vor dem Normal-Sein wie die anderen. Die Angst des Hysterikers treibt Leverkühn zu immer neuem Aufbrechen.

Der *Hochstapler Felix Krull* (1954) wird vom Autor als ein hysterischer Charakter dargestellt, der bindungsunfähig ist. Er hat Angst davor, in einer dauerhaften Beziehung festgelegt und somit unfrei zu sein. Er flieht in ein Leben im Schein, welches er einem authentischen Leben im Sein vorzieht.

Das Unheimliche als eine Bedrohung, der sich die Menschen ausgeliefert fühlen, wird in der Novelle *Der Tod in Venedig* (1912) als Reise in Krankheit und Tod thematisiert. Als Anspielung auf die drohende Gefahr des Faschismus erscheint das Unheimliche sowohl in der Erzählung *Mario und der Zauberer* als auch im Roman *Doktor Faustus*. Darin werden der Teufelspakt und das durch Ansteckung mit Syphilis frühzeitig endende Leben des Protagonisten mit Berichten über das seinem Untergang entgegengehende nationalsozialistische Deutschland miteinander verknüpft wird.

4.2.3 Psychologische Angsttheorien

Friedrich Nietzsche (1844–1900), der mit seinen tiefgründigen Gedanken über das menschliche Dasein als wichtiger Vorläufer der Tiefenpsychologie gilt, war auch einer der Begründer der Existenz- bzw. Lebensphilosophie. Nach Rollo May (1909–1994), dem bekannten existentialistischen Psychologen und Lehranalytiker am William Alanson White Institute, gehört Nietzsche zu den Existentialphilosophen Kierkegaard, Heidegger und Sartre, weil er psychologische Begriffe in ontologischer Bedeutung verwendet. So sind Angst, Schuld, Verzweiflung oder Einsamkeit nicht nur psychische Zustände, sondern Zustände des Seins. Angst ist für Nietzsche nicht einfach ein Affekt, den man hin und wieder fühlt, sondern ein Zustand der menschlichen Existenz, etwas was wir nicht haben, sondern was wir sind (vgl. R. May 1980, S. 13).

In der psychologischen Literatur spielt der Begriff der Angst bei den Vertretern der Tiefenpsychologie eine zentrale Rolle. Sigmund Freud war sich sehr früh darüber klar, dass die Angst im Mittelpunkt aller psychischen Störungen steht. Lebenslänglich

bemühte er sich um die Ausarbeitung einer psychoanalytischen Angsttheorie, die sowohl dem normalen wie dem pathologischen Seelenleben Rechnung trägt..

Gewöhnlich unterscheidet man bei Freud drei Angsttheorien. Bereits 1894 beschäftigte er sich in seiner Schrift *Über die Berechtigung, von der Neurasthenie einen bestimmten Symptomkomplex als „Angstneurose“ abzutrennen* (G.W., Bd. I, S. 313–342) systematisch mit der Frage des Ursprungs der Angst. Zunächst sah er in ihr ein Triebphänomen. Sie entstehe infolge einer Libidostauung, die durch ungelöste Triebspannungen hervorgerufen wird. Unterdrückte oder fehlgeleitete Sexualbetätigung ohne echte Befriedigung führe zu Neurasthenie oder Angstneurose. Um die somatische sexuelle Erregung zu beherrschen, müsse sie in „psychische Libido“ umgewandelt werden. Anderenfalls werde sie direkt in Form von Angst abgeleitet, die sich in psychischen und somatischen Erregungszuständen äußert. Als Ursachen für Angstneurosen bei Frauen und Männern nennt er den Coitus interruptus, die Masturbation, die mangelnde Potenz, die virginale Angst sowie die durch absichtliche Abstinenz hervorgerufene Angst.

In seiner *Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben* von 1909 (G.W., Bd. VII, S. 243–377) fand er den Schlüssel für die Pferdephobie des „kleinen Hans“ in dessen Ödipuskomplex. Die auf die Mutter gerichtete Libido des Knaben wird zur Angst, die sich an ein Pferd fixiert, welches symbolisch an die Stelle des Vaters tritt, von dem das Kind meinte, er werde ihn wegen der Rivalität in Bezug auf die mütterliche Zuneigung „kastrieren“. Freud meinte, durch Sexualaufklärung könne man solche Ängste beseitigen. Von diesem einfachen Konzept sind sowohl Freud als auch seine Nachfolger abgerückt. Ein Zusammenhang zwischen Sexualstörungen und Ängsten ist jedoch nicht von der Hand zu weisen. So stellt vor allem Sullivan einen engen Zusammenhang zwischen Sexualproblemen in der Adoleszenz und psychotischen Störungen her.

Seine zweite Angsttheorie, die seinem Interesse für die Ich-Psychologie entsprach, entwickelte Freud 1917 in seinen *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse* (Vorlesung XXV in G.W., Bd. XI, S. 407–426). Er unterschied zwischen Realangst, die der Furcht vor etwas Konkretem entspricht, und neurotischer Angst. Bei dieser kommt die Gefahr von innen, und zwar dann, wenn Verdrängtes aus dem Es ins Bewusstsein stößt. Das Ich gerät in einen Alarmzustand. Je mehr Verdrängungen ein Mensch aufweist, desto eher ist er für Angst anfällig. Durch die Reize der Außenwelt wird das Verdrängte aus seinem Dämmerzustand erweckt und beunruhigt das Ich, welches die Flucht zu ergreifen versucht. Dies geschieht durch Rationalisierungen, Projektionen, Suchtmittelkonsum oder fieberhafte Tätigkeit. Auch die Symptombildung ist nach Freud ein Entlastungsversuch, da das Verdrängte ebenso wie die Angst in das Symptom eingebunden wird.

Die dritte Angsttheorie hat Freud 1926 in *Hemmung, Symptom und Angst* (G.W., Bd. XIV, S. 111–205) und in *Angst und Tribleben* (1933, G.W., Bd. XV, S. 87–118) dargelegt. Er vertritt hier die Auffassung, dass Angst stets auf psychisch traumatisierende Gefahrensituationen zurückzuführen ist. Sie tritt immer dann auf, wenn sich das Ich durch Reizüberflutung bedroht sieht, welche von der Außenwelt, vom Es und vom Über-Ich ausgehen kann. Ein starkes Ich, welches diesen Instanzen standhalten kann, bleibt relativ angstfrei. Aber ich-schwache Menschen sind anfällig für Ängste, weil sie nicht gelernt haben, zwischen den Forderungen der Umwelt, der Triebe und der Moral zu vermitteln. Würde den Kindern von der Gesellschaft ein milderes, repressionsfreies Über-Ich vermittelt, könnten sie vermutlich mit weniger Angst leben.

In seiner späten Angsttheorie nimmt Freud Bezug auf seine *Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben*, wo er dessen Angst auf den Kastrationskomplex zurückführt. Die Kastrationsangst ist aber auch die Ursache vieler Verdrängungen. Je mehr Angst ein Mensch hat, desto stärker verdrängt er. Unter Kastration ist nicht nur der Verlust des männlichen Gliedes zu verstehen, sondern auch die vielfältigen Verlusterlebnisse, die den Aktionsradius des Ich einschränken, wie z.B. Objektverlust (Trennung von einer geliebten Person), Geldeinbuße, Krankheit und Tod. Bei der Suche nach dem Ursprung der Kastrationsangst in der frühen Kindheit greift Freud die These Otto Ranks (1884–1939) auf, wonach das Vorbild für alle spätere Angst in der Trennung von der Mutter durch das Geburtstrauma zu sehen ist (O. Rank 1924). Das Austreten aus dem schützenden Uterus in die kalte, gefährliche Außenwelt ist somit das Urmodell der menschlichen Angst.

C. G. Jung (1875–1961) verfolgte in seiner Psychotherapie das grundsätzliche Ziel, den Patienten zur Realität zurückzuführen und ihm dazu zu verhelfen, die Aufgabe der Individuation zu bewältigen, d.h. die Selbstentfremdung zu überwinden und eine individuelle Persönlichkeit zu werden. Er betonte die große Bedeutung der Bewusstheit und die Überwindung der Unbewusstheit. Viele Neurosen hätten ihren Ursprung in der Unbewusstheit, viele andere in der Flucht der Menschen vor den Aufgaben, die das Leben ihnen stelle. Diese Angst vor den Lebensaufgaben finde sich z.B. beim Schulschwänzer, beim Spätpubertierenden, beim ewigen Studenten, bei Männern, die ihre Pflichten als Väter oder Bürger nicht erfüllen und bei älteren Menschen, die wie Jugendliche leben wollen (vgl. Ellenberger, S. 973).

Nach Jung zeigt sich Angst auch als Zurückweichen vor der Auseinandersetzung mit den unterhalb der „Persona“ (der nach außen gerichteten Rolle des Menschen) befindlichen dunklen Seiten, unserem „Schatten“. Das Akzeptieren unserer Unzulänglichkeiten, die Auseinandersetzung mit unseren verdrängten Bedürfnissen und Eigenschaften stärkt das Ich und mindert die Angst. Die nicht gelungene Integration des

gegengeschlechtlichen Seelenbildes – bei der Frau der „Animus“, beim Mann die „Anima“ – kann ebenfalls Angst oder intensiven Hass gegenüber dem anderen Geschlecht bewirken. Diese Affekte werden gemildert, wenn mit Hilfe der Therapie diese Seelenbilder ins Ich integriert werden, so dass die oft einseitigen männlichen und weiblichen Einstellungen überbrückt werden, wodurch ein besserer Zugang zum anderen Geschlecht ermöglicht wird.

Jung betrachtete – anders als Freud – die positiven und negativen Übertragungsentwicklungen in der Psychotherapie als bloße Artefakte, die die Behandlung unnötig verlängern oder sie scheitern lassen können. Die Übertragung ist nach Jung nicht nur eine entwürdigende Knechtschaft für den Patienten, sondern auch eine Gefahr für den Therapeuten, da dieser von der Neurose des Patienten angesteckt werden kann. Denn die Übertragung besteht nicht nur aus erotischen Gefühlen, sondern außerdem aus einer Mischung von Machtstreben und Angst (vgl. Ellenberger, S. 962).

Auch in Jungs Lehre vom kollektiven Unbewussten und den Archetypen spielt die Angst eine bedeutende Rolle. So deutet er in seiner Schrift *Ein moderner Mythos - Von Dingen, die am Himmel gesehen werden* (1958, G.W. Bd. 10) die Ufos (unbekannte Flugobjekte) als archetypische Symbole einer Vermittlung zwischen zwei inkommensurablen Welten und als Mythos, der in der Angst vor einer kollektiven Zerstörung der Menschheit seinen Ursprung hat.

Alfred Adler (1870–1937), der bis 1911 zum Freud-Kreis gehörte, entwickelte ein eigenes tiefenpsychologisches Konzept, welches er Individualpsychologie nannte. Diese ist ebenso wie die Psychoanalyse eine Zusammenhangsbetrachtung und untersucht, welche Rolle Phänomene wie die Angst im psychischen Gesamtkontext und im sozialen Beziehungsgefüge spielen. Dabei wird weniger nach den Ursachen als nach den Zielen und Absichten geforscht, die mit einem neurotischen Symptom verfolgt werden. Gemäß dieser teleologischen Betrachtungsweise sind neurotische Ängste durch ihre Finalität gekennzeichnet. Die Vorwegnahme einer erwarteten Niederlage, also einer Minderung des Selbstwertgefühls, führt zum „Arrangement der sichernden Angst“ (Adler 1928, S. 198). Das neurotische Ziel der Sicherung des Selbstwertgefühls kann auf zweierlei Weise erreicht werden: durch Ausweichen vor dem Gefürchteten, d.h. Vermeidung, oder durch Appell an andere Personen, die Hilfe leisten sollen. Dieser Appellcharakter der Angst ist vor allem bei Kindern, aber auch bei Erwachsenen zu finden.

Gemäß Adlers Konzept ist bei der psychischen Beurteilung einer Person stets nach deren Minderwertigkeitsgefühl, dem Geltungsstreben und ihrem Gemeinschaftsgefühl (Sozialinteresse) zu fragen. Ein ängstlicher Mensch hat demnach eine geringe Selbstachtung, ein erhöhtes Mittelpunktstreben und eine mangelhafte Beziehung zu den Mitmenschen oder eine insgesamt feindselige Haltung zu seiner Umwelt (vgl. Adler

1927, S. 206). Wer Angst hat, leidet nach Adler an einer „zögernden Attitüde“, er will nicht vorangehen, denkt oft an die Vergangenheit oder den Tod und weicht damit vor der Bewältigung der anstehenden Lebensaufgaben – Beruf, Liebe und Gesellschaft – aus. Die Ängstlichkeit eines Menschen kann nach Adler nur überwunden werden, indem er ein Mitspieler in der menschlichen Gemeinschaft wird und seine Selbstachtung auch dadurch stärkt, dass er seine irrealen Sicherheits- und Geltungsziele aufgibt und seine Aufgaben trotz Angst zu bewältigen versucht.

Der Neo-Psychoanalytiker Harald Schultz-Hencke (1892–1952) hat in seinem Hauptwerk *Der gehemmte Mensch* (1940) eine Synthese der Konzepte Freuds und Adlers vorgelegt. Er geht von einer Reihe ursprünglicher Antriebe aus, die durch eine unsachgemäße Erziehung gehemmt werden können, und ordnet sie drei grundlegenden „Strebungen“ zu. Diese sind das Geltungsstreben (Bewegungsdrang, gerichtete Aktivität, Aggression im Sinne von Herangehen, Expansion), das Besitzstreben (Habenwollen und Behaltenwollen) sowie das Streben nach Sexualität und Zärtlichkeit. Werden diese expansiven Tendenzen verdrängt, entsteht eine ängstliche Haltung als „häufiger Begleiter der Gehemmtheit“ (Schultz-Hencke 1940, S. 206). Jedes Mal, wenn das Gehemmte sich dennoch zu regen droht, tritt der Angsteffekt auf. Dieser soll die unausgelebte Vitalität niederhalten. Der Angstkranke hat also im Wesentlichen Angst vor seinen inneren Impulsen, aber er hat auch eine enorme Lebensangst, also davor, sich in Zukunft so, wie er ist, im Leben behaupten zu können (vgl. ebd., S. 268).

In Anlehnung an die Antriebslehre von Schultz-Hencke hat Fritz Riemann (1902–1979) in seinem bekannten Werk *Grundformen der Angst* (1961) vier Grundängste beschrieben, die organisch zu unserem Leben gehören, weil sie mit körperlichen, seelischen oder sozialen Entwicklungsschritten einhergehen: 1. die Angst vor der Selbstwerdung, die als Ungeborgenheit und Isolation erlebt wird; 2. die Angst vor der Selbthingabe, Öffnung zur Welt und den Mitmenschen, die als Ich-Verlust und Abhängigkeit erlebt wird; 3. die Angst vor der Wandlung und Weiterentwicklung, die als Unsicherheit und Vergänglichkeit erlebt wird; und 4. die Angst vor der Notwendigkeit, Dauer und Stabilität anzustreben, welche als Unfreiheit und Endgültigkeit erlebt wird (vgl. Riemann 1961, S. 15). Diese Grundängste ordnet er vier neurotischen Persönlichkeitstypen zu, bei denen sie jeweils in besonderer Weise auftreten.

Auch Karen Horney (1885–1952) hat eine eigene Angsttheorie entwickelt, die Ähnlichkeiten mit den Konzepten Adlers und Sullivans aufweist. Während Adler beim neurotischen Menschen verstärkte Minderwertigkeitsgefühle konstatiert, die sich zu einem Minderwertigkeitskomplex steigern können, spricht sie von gesteigerter Grundangst. Diese kommt von innen, ist irrational und führt zu einem Gefühl des Ausgeliefert-Seins. Als Ursache sieht sie mangelnde Geborgenheit in der frühen

Kindheit aufgrund bedrückender Erlebnisse, die zu Angst vor den Erziehern, Angst vor Liebesverlust und Schuldgefühlen führen. Wer unter einer solchen Grundangst leidet, kann kein „wahres Selbst“ entfalten, sondern entwickelt ein „idealisiertes Selbst“, welches zu Selbstentfremdung und Distanz gegenüber den Mitmenschen führt. Übersteigerte Ansprüche an sich selbst – die „Tyrannei des Sollens“ – bringen den Menschen in immer neue Konflikte, die Ängste auslösen, welche durch neurotische Symptome unter Kontrolle gehalten werden sollen (vgl. Horney 1950, S. 15 ff., 21 f. u. 70 ff.)

4.2.4 Sullivans Konzept der Angst

4.2.4.1 Vorbemerkungen

Sullivans Konzept der Angst steht im Zusammenhang mit seiner Theorie der Persönlichkeit, die daher zunächst in Grundzügen erläutert werden soll. Er geht davon aus, dass „der Mensch als Tier geboren wird“, also zunächst ein rein biologisches Wesen ist, das „für lange Zeit nach der Geburt auf sich allein gestellt nicht lebensfähig ist, und dass die Fähigkeiten, die es kennzeichnen, periodisch, über eine Spanne von nicht weniger als zehn bis zwanzig Jahren heranreifen“ (Sullivan 1953/1980, S. 43). Das „menschliche Tier“ ist daher zunächst total abhängig von der fürsorglichen Kooperation (tender cooperation) seiner menschlichen Umwelt. Diese starke Abhängigkeit bleibt etwa fünf bis sechs Jahre bestehen, wenn auch mit abnehmender Tendenz.

Nach Sullivan steht zu Beginn des Lebens die biologische Existenz des Menschen im Vordergrund, aber auch in den folgenden Lebensabschnitten bleibt der Mensch – mehr als es ihm meistens bewusst ist – von der Biologie nicht nur abhängig, sondern auch stark beeinflusst. Dabei verweist er darauf, dass wir von Geburt an nicht nur als biologische Wesen, sondern permanent in zwischenmenschlichen Beziehungen existieren und auf diese angewiesen sind.

Euphorie und Spannung

Sullivan geht davon aus, dass das Leben sich zwischen zwei extremen Polen abspielt, zwischen absoluter Euphorie und absoluter Spannung. Absolute Euphorie definiert er als Zustand äußersten Wohlbefindens. Als die beste beobachtbare Annäherung an diesen Zustand nennt er den tiefen Schlaf eines Neugeborenen (ebd., S. 58). – Euphorie ist das Erleben von einem Wohlbefinden, welches durch die Verminderung oder die Abwesenheit von Spannungen hinsichtlich der biologischen und psychosozialen Bedürfnisse des Menschen entsteht (vgl. Evans 1996, S. 64). Freud hingegen ging von

seinem Konzept des Lustprinzips aus und sah Euphorie als Folge der Erfüllung psychosexueller, d. h. oraler, analer, phallischer und genitaler Bedürfnisse.

Unter absoluter Spannung versteht Sullivan die größtmögliche Abweichung von der absoluten Euphorie, also ein Zustand, wie er in dem relativ kurzfristigen Erleben des Schreckens oder Entsetzens (terror) auftritt. Das Leben spielt sich nach Sullivan nur selten nahe den absoluten Werten ab, sondern eher in der Mitte, „das heißt, es ist etwas Spannung vorhanden, und dementsprechend ist das Niveau der Euphorie nicht so hoch, wie es sein könnte“ (Sullivan 1953/1980, S. 58). Er verweist in diesem Zusammenhang auf die Arbeiten von Kurt Lewin (1890–1947), der seines Wissens die erste systematische Abhandlung über das Spannungskonzept verfasst hat.

Bedürfnisspannungen und Angstspannung

Sullivan unterscheidet zwei verschiedene Kategorien von Spannungen: die Bedürfnisspannung (tension of needs), welche sich auf die biologisch-physikalischen Bedürfnisse bezieht, und die Angstspannung (tension of anxiety), welche durch einen Mangel an Sicherheit in den zwischenmenschlichen Beziehungen ausgelöst und durch interpersonale Sicherheit (interpersonal security) gemildert oder aufgelöst wird. Dieses Konzept der Angst, welches eine zentrale Stellung in seiner interpersonalen Theorie einnimmt und sich wesentlich von den psychoanalytischen Angsttheorien unterscheidet, soll im anschließenden Abschnitt näher erläutert werden.

Sullivans Konzept der Bedürfnisspannungen ähnelt der in Freuds Libidotheorie enthaltenen Lehre von den psychosexuellen Bedürfnissen in den Phasen der kindlichen Entwicklung. Er beschrieb die kindlichen Bedürfnisse differenzierter als Freud und zählte zu ihnen neben Hunger und Durst auch das Bedürfnis nach Ausscheidung flüssiger und fester Bestandteile des Verdauungstraktes, das Bedürfnis nach Wärme, Atemluft, Schlaf, Hautkontakt und ein damit verbundenes Bedürfnis nach menschlicher Zuwendung.

Theorem der Zärtlichkeit

Wie eng die Befriedigung körperlich bedingter Bedürfnisse – besonders beim Kleinkind – mit dem Bedürfnis nach mitmenschlicher Zuwendung verbunden ist, zeigt Sullivan anhand seines Theorems der Zärtlichkeit. Dieses lautet:

The observed activity of the infant arising from the tension of needs induces tension in the mothering one, which tension is experienced as tenderness and as an impulsion to activities towards the relief of the infant's needs (1953, S. 39).³³

Die mütterliche Zuwendung wird nach Sullivan als zärtliches Verhalten erfahren, so dass diese Bedürfnisse im Kinde zu einem allgemeinen Zärtlichkeitsbedürfnis werden. Das Zärtlichkeitsbedürfnis ist von Anfang an als ein interpersonales Bedürfnis vorhanden, da die Bedürfnisse sich zwar auf die physikalisch-chemische Umwelt beziehen, aber nur durch die zärtliche Kooperation eines anderen Menschen befriedigt werden können. Das dazu komplementäre Bedürfnis in der mütterlichen Bezugsperson ist „ein Bedürfnis, angemessenes Handeln zu zeigen; ... ein allgemeines Bedürfnis, Zärtlichkeit zu geben oder sich zärtlich zu verhalten“ (1953/1980, S. 64).

Dieses – nach seinen eigenen Worten – ungemein wichtige Konzept unterscheidet sich nach Sullivan „ganz erheblich von dem im Allgemeinen nichtssagenden Begriff der ‚Liebe‘, der in unserer Zeit zu einem Sammelbegriff für alles Mögliche geworden ist“ (ebd., S. 63). Den Begriff des Zärtlichkeitsbedürfnisses hat Sullivan möglicherweise von Alfred Adler übernommen, der dieses Konzept schon 1908 in seinem Aufsatz *Das Zärtlichkeitsbedürfnis des Kindes* entwickelt hatte.

Ähnlich wie Alfred Adler machte Sullivan die wichtige Beobachtung, dass alle Bedürfnisse des Kleinkindes nur durch die Kooperation eines oder mehrerer Mitmenschen gestillt werden können und dass auch in den späteren Lebensphasen die Befriedigung von Bedürfnissen nie ohne die Interaktion mit den Mitmenschen gedacht werden kann. Während der Heranwachsende die verschiedenen Entwicklungsstufen durchläuft, ändern sich seine Bedürfnisspannungen, da z.B. die Bedürfnisse nach Freundschaft, Intimität und Sexualität entstehen, und er muss immer komplexere Formen der zwischenmenschlichen Kooperation erwerben. Somit ist die Art und Weise, wie ein Mensch sich in die menschliche Gemeinschaft integriert und mit anderen kooperiert, nach Sullivan entscheidend für die Entwicklung seiner Persönlichkeit; Mängel oder Störungen in der interpersonalen Kooperation können deshalb zu mehr oder weniger schweren seelischen und auch psychosomatischen Störungen führen.

³³ Die beobachtbare Aktivität des Säuglings, die aus Bedürfnisspannung erwächst, erzeugt Spannung in der mütterlichen Bezugsperson, die ihrerseits erfahren wird als Zärtlichkeit und als Impuls für Aktivitäten, die auf die Bedürfnisbefriedigung des Säuglings abzielen (1953/1980, S. 63).

4.2.4.2 Furcht, Terror und Angst

Furcht

Sullivan betont sehr eindringlich die Unterschiede zwischen dem mit dem Begriffen Furcht (*fear*) und Angst (*anxiety*) Gemeinten, was im allgemeinen Sprachgebrauch meistens nicht getrennt wird.. Während sich Angst nach Sullivan stets auf interpersonale Situationen oder ein Absinken des Selbstwertgefühls bezieht, ist Furcht ein Affekt, der sich auf eine für das Individuum deutlich erkennbare Gefahr bezieht, die als äußere Bedrohung erlebt wird. Im Gegensatz zur Angst hat sie eine Energiezufuhr für erhöhte Muskelaktivität zur Folge, löst eine erhöhte Aufmerksamkeit aus und lässt den Menschen nach Möglichkeiten suchen, die Situation zu bewältigen.

Sullivan nennt vier Bewältigungsmechanismen, die einem Erwachsenen in einer bedrohlichen Situation zur Verfügung stehen. Der erste Mechanismus besteht darin, die furchtauslösenden Bedingungen zu beseitigen oder zu zerstören. Eine weitere Art der Bewältigung besteht darin, dass man versucht, der Gefahrensituation zu entfliehen. Diese beiden Verhaltensweisen entsprechen dem, was heutzutage in der psychosomatischen Medizin als Fight-and-Flight-Reaktion bezeichnet wird. Als dritten Mechanismus nennt Sullivan das „Neutralisieren der furchtauslösenden Bedingungen“, z.B. indem man dem Angreifer verständlich macht, dass man mit der gleichen Erfolgchance ebenfalls gewalttätig werden könnte. Die vierte Möglichkeit besteht darin, die furchtauslösenden Bedingungen zu ignorieren, so wie wir beispielsweise im Alltag die Gefahren im Straßenverkehr ignorieren, obwohl wir wissen, dass das Risiko beim Überqueren einer verkehrsreichen Straße mindestens genau so groß ist wie bei einer Flugreise (vgl. Sullivan 1953/1980, S. 74).

Für den Therapeuten ist es besonders wichtig, zwischen Angst und Furcht eines Patienten zu unterscheiden, da er im Falle einer übertriebenen Furcht dem Betroffenen dazu verhelfen kann, die Situation klarer zu sehen und in Worte zu fassen, so dass er sie als relativ harmlos oder nur als ungewohnt erlebt. In dieser Weise mit einem Patienten umzugehen, der von Angst erfasst ist, wäre ein „sinnloses Gerede“ und könnte den Kontakt zum Therapeuten abbrechen lassen (vgl. Sullivan 1956, S. 94 f.).

Terror

Die extremste Form der Furcht wird von Sullivan als Terror bezeichnet. Damit meint er ein furchtbares Entsetzen, das auch als extreme Form von Angst erlebt werden kann. Solch ein extremes Bedrohtheitsgefühl oder panische Angst stellt sich immer dann ein, wenn wir in der Gefahr stehen, wegen unzureichender Sauerstoffzufuhr zu ersticken, da der Mensch Sauerstoff nicht speichern kann wie Kohlenhydrate oder Wasser und schon

nach wenigen Minuten ohne Sauerstoff stirbt. Diese lebensbedrohliche Gefahr, welche in der Medizin als Asphyxie (Pulslosigkeit, Atemstillstand) bezeichnet wird, erlebt jeder Mensch kurzfristig im Zeitpunkt der Geburt, da die Verbindung mit dem mütterlichen Kreislauf unterbrochen wird und die Sauerstoffversorgung durch die eigene Atmung des Neugeborenen noch nicht sofort einsetzt.

Der Beginn des Atemzyklus wird begleitet durch den Geburtsschrei, den Sullivan als erste infantile Aktivität bezeichnet, die in der Mutter Zärtlichkeit dem Kind gegenüber auslöst. Wenn im späteren Leben wieder eine Erstickenngsgefahr oder eine andere gravierende Gefahrensituation auftritt, wird Terror erlebt, wodurch beim Säugling und auch beim erwachsenen Menschen Aktivitäten ausgelöst werden, die einem Wutanfall ähneln (vgl. Sullivan 1953/1980, S. 73). Angst, Zorn und Wut stehen in engem Zusammenhang. Auch in Wutausbrüchen agitiert ein Mensch und kann ebenso wie bei starker Verängstigung in solch starke Erregung geraten, dass ihm „die Luft wegbleibt“.

Ein Säugling, dem z.B. die Bettdecke die Atmung erschwert, kann sich durch heftige motorische Aktivität eventuell selbst von dem Hindernis befreien oder durch sein Strampeln und Schreien die Mutter aufmerksam machen, die dem Kind zur Hilfe kommt. Schreien bleibt für einige Zeit, in welcher der Säugling noch ganz im prototaktischen Wahrnehmungsmodus lebt, das wirksamste Verhalten zur Linderung von Furcht und Terror, sofern es angemessenes zärtliches Verhalten der Mutter auslöst. Auf diese Weise kommt eine frühe nonverbale Form der Kommunikation zustande.

Angstspannung

Sullivans Konzept der Angstspannung ist nach Barton Evans das außergewöhnlichste und zentrale Konzept in seiner interpersonalen Theorie und seiner klinischen Praxis. Es hat keine Parallele zu Freuds Triebtheorie, da es die Angst als rein interpersonales Geschehen erklärt, welches die Hauptursache für unangepasstes Verhalten, Störungen der zwischenmenschlichen Beziehungen und seelische Krankheiten darstellt (Evans 1996, S. 66 u. 205).

Angst ist nach Sullivan ein massiver Spannungszustand, der sowohl beim Kleinkind als auch beim Erwachsenen nicht auf Mangel an Bedürfnisbefriedigung beruht, sondern auf Störungen in den zwischenmenschlichen Beziehungen. Die Hauptquelle dieser Angstspannung liegt beim Kleinkind in der gestörten Beziehung zu seiner Mutter. Wenn diese verängstigt, unglücklich, nervös oder angespannt ist, überträgt sie diese Gespanntheit unwillkürlich auf das Kind. Denn Mutter und Kind sind durch eine unmittelbare Gefühlsansteckung miteinander verbunden, die von Sullivan Empathie genannt wird:

Spannung infolge von Angst in der mütterlichen Bezugsperson induziert im Säugling Angst. Das Grundprinzip dieser Induktion – das heißt die Frage, wie mütterliche Angst im Säugling Angst induzieren kann, – ist noch völlig ungeklärt. Diese Kluft ... hat zu einigen bestechend plausiblen und vielleicht sogar zutreffenden Erklärungen geführt, ... ich selbst überbrücke diese Kluft einfach, indem ich sie als Manifestation eines undefinierten – das heißt bislang noch nicht definierten – interpersonalen Prozesses darstelle, den ich als *Empathie* bezeichne. ... Mit dem Thema Angst habe ich jetzt eine Sache angesprochen, die auch nicht das geringste mit den physikalisch-chemischen Bedürfnissen des Kindes zu tun hat. Die Spannung namens Angst ist primär eine Sache der *kommunalen Existenz* des Säuglings wie auch der Mutter mit einer *personalen Umwelt*, die etwas grundlegend anderes ist als die physikalisch-chemische Umwelt. ... Die Entspannung der Spannungsangst – die Wiederherstellung des Gleichgewichts in diesem spezifischen Aspekt – ist nicht die Erfahrung von Befriedigung, sondern von interpersonaler *Sicherheit* (1953/1980, S. 65 f.) (kursiv im Original).

Der Mensch, und insbesondere der Säugling, hat also ein Bedürfnis nach interpersonaler Sicherheit und strebt deshalb nach Reduzierung oder Beseitigung der Angstspannung. Anders als bei den biologischen Bedürfnissen, die bestimmte Zonen des Körpers betreffen (zonal needs) und spezifische Ursachen wie Wärme- oder Nahrungsmangel haben, kann das Kind keine spezifischen Quellen seiner Angst ausmachen und hat keine Möglichkeit wie bei den Bedürfnisspannungen, in Richtung Angstbeseitigung zu handeln.

Angst lässt sich nicht steuern, sie wird von einem anderen Menschen ausgelöst; und der Säugling hat zunächst nur die Fähigkeit, einen anderen Menschen zu beeinflussen, indem er Bedürfnisse äußert und so zärtliche Gefühle auslöst. Aber der Mensch, der in dieser Situation mit zärtlicher Zuwendung reagieren müsste, ist hierzu „momentan relativ unfähig, denn es ist ja gerade die Angst der elterlichen Person, die die infantile Angst induziert hat – und Angst wirkt sich ... auf jede gleichzeitig vorhandene Spannung immer störend aus“ (ebd., S. 67). Deshalb ist Angst vom Beginn der empathischen Verkettung an nicht steuerbar, sie stört die wachsende Funktionsfähigkeit des Säuglings in seiner kommunalen Existenz und behindert auch seine Saug- und Schluckaktivität: „Angst beeinträchtigt Bedürfnisbefriedigung schlechthin“ (ebd., S. 68).

4.2.4.3 Wirkungen der Angst

Störung der Zeitdimensionen Vergangenheit und Zukunft

Wenn das Kind Bedürfnisse äußert und anschließend deren Befriedigung durch die Mutter erlebt, macht es schon im sehr frühen prototaktischen Modus die Erfahrung dieses Zusammenhangs. Das zunächst als diffuses Unbehagen gespürte Bedürfnis wird allmählich differenziert im Hinblick auf die Richtung seiner Befriedigung, so dass es zu

einer „Vorhersagbarkeit der Befriedigung durch angemessenes Handeln“ kommt, welche sich auf die unmittelbare Zukunft bezieht (Sullivan 1953/1980, S. 62). Auf diese Weise entwickelt der Mensch mit seinen allerersten Aktivitäten eine Fähigkeit, die später als vorausschauende Funktion erkennbar ist. Die Fähigkeit der Voraussicht, also mit Hilfe des Zeiterlebens Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in Beziehung zu setzen, nennt Sullivan „eines der auffallendsten Merkmale des Menschen gegenüber allen anderen Lebewesen“ (ebd., S. 62).

Beim Erleben von Angst ist eine solche Vorhersagbarkeit und damit eine Antizipation der nahen Zukunft nicht gegeben, da für den Säugling keine speziellen Quellen des Unwohlseins lokalisiert werden können. Er kann keine Fähigkeiten entwickeln, durch angemessenes Handeln die Angstspannung zu beseitigen. Da die frühen Angsterfahrungen nicht wie im Falle der Bedürfnisse im parataktischen und später im syntaktischen Modus verarbeitet werden können, fällt es dem Kind und dem Erwachsenen schwer, frühe Angsterfahrungen mit gegenwärtigen Ängsten in Zusammenhang zu bringen. Sullivan meint, man könne fast sagen: Angst verhindert Vorhersage. Je ängstlicher ein Mensch ist, um so mehr ist sein Vorhersagevermögen beeinträchtigt, das sich auf die Wahl angemessener Handlungen zur Beseitigung von Spannungen bezieht (ebd., S. 68).

Bei einem Säugling, der Verlässlichkeit durch die Mutter erfährt, entsteht die Vorstufe einer Zukunftsdimension, die schon über das hinausgeht, was einem Tier möglich ist. Das Kind fängt an, in die Zukunft vor auszuplanen, vor auszudenken, indem es seine aktuellen Aktionen auf ein Nachher bezieht. Dies wird auch im späteren Leben bei überflutender Angst nicht mehr erlebt, da die drei zeitlichen Dimensionen zusammenfallen. Ein Sich-zurück-Erinnern an frühere Angsterlebnisse, die bewältigt wurden, ist nicht möglich und damit auch kein positiver Ausblick auf die als bedrohlich erlebte Zukunft. Das lässt die Angst so massiv und bedrückend werden.

Behinderung der Bedürfnisbefriedigung

Angst verringert also nicht nur die Fähigkeit zur Voraussicht und zur genauen Erinnerung an die zur Angst führenden Umstände. Sie ist nach Sullivan eine Bedrohung für den gesamten Organismus. Sie beeinträchtigt außer der Bewegungs- und Handlungsfähigkeit des Menschen auch seine Stoffwechselforgänge. Dies trifft besonders für den Säugling zu. Sein Schreien, das im Normalfall die zärtliche Zuwendung und die Bedürfnisbefriedigung durch die mütterliche Person bewirkt, ist im Falle von Angst oft unwirksam und kann seine Lage noch verschlimmern, da es die Unsicherheit der ängstlichen Mutter verstärkt, so dass sie unfähig wird, das Richtige für das Kind zu tun.

Das wiederum steigert die Angst des Säuglings und sein Unzufriedenheitsgefühl, weil sein Bedürfnis nach Nahrung oder Zuwendung unbefriedigt bleibt und eventuell noch ansteigt. Es verliert beim Stillen eventuell die Brustwarze, sucht sie nicht mehr oder weist sie zurück und kann sich sogar erbrechen. So kommt es beim Säugling zu einer „doppelten Behinderung“ – wegen der nicht aufgelösten Bedürfnisspannung und der Angstspannung – und zu einem Mangel an Kooperation zwischen Mutter und Kind. Die ängstliche, verzweifelte Mutter hält das Kind steif und macht beunruhigende Gesten, die seine Angst enorm steigern können. Wenn beide sich häufig in solche sich steigenden Angstzustände hineinmanövrieren, entartet die Entwicklung des Kindes ins Pathologische.

Todesangst durch Atemnot

Das verstärkte Strampeln und Schreien kann wegen der damit verbundenen biologischen Vorgänge zu einer sehr bedrohlichen Situation führen. Denn Schreien beeinträchtigt das Ausatmen und kann bei heftigem Schreien auch das Einatmen behindern. Die dadurch ausgelöste Gefährdung der Sauerstoffversorgung kann lebensbedrohlich werden und zu Todesangst (terror) führen. Sullivan verweist hierbei auf häufig zu beobachtende Fälle in der pädiatrischen Praxis, bei denen Säuglinge infolge solcher Entwicklungen unter Konvulsionen (Krämpfen) leiden und blau anlaufen, weil im Blutkreislauf Sauerstoffmangel herrscht (ebd., S. 78). Dass es in solchen Fällen meistens nicht zum Tod kommt, verdanken wir dem Vagus-Nerv, der die Herzaktivität kurzfristig senken und auch beschleunigen kann, um durch verstärkte Blutzirkulation die Versorgung des Organismus mit Sauerstoff und Nahrungsstoffen zu erhöhen. Dieser Mechanismus funktioniert immer, solange der Mensch einigermaßen gesund ist und den vorübergehenden Herzstillstand überlebt hat. Beim Säugling jedoch „kann die Verbindung von Angst und Terror durchaus zum Tod führen“ (ebd., S. 81).

Apathie

Sullivan beschreibt einen von ihm als Dynamismus bezeichneten biopsychologischen Mechanismus, der den Menschen sowohl im frühen Stadium als auch im späteren Leben in Gefahrensituationen dadurch schützt, dass der extreme Spannungszustand stark gemildert wird. Es ist die Fähigkeit, unter bestimmten Bedingungen in den Zustand der Apathie zu verfallen. Dieser Dynamismus entspricht der Reaktionsweise, die in der Stressforschung als „conservation and withdrawl“ (Bewahrung und Rückzug) beschrieben wurde. Sowohl die Bedürfnisspannungen als auch die Angstspannung werden in der Apathie merklich reduziert. Die Bedürfnisse werden nicht beseitigt, sondern nur erheblich gedämpft, um den Organismus lebensfähig zu erhalten. Wenn eine

außergewöhnliche äußere Gefahr droht, ist er jedoch in diesem Zustand sehr gefährdet, weil er auf eine akute Gefahr nicht angemessen reagieren kann (ebd., S. 80).

Wenn ein unter extremer Bedürfnisspannung und Angst leidender Säugling sich nach längerem Schreien beruhigt und allmählich einschläft, werden seine unbefriedigten Bedürfnisse nicht mehr so schmerzlich empfunden und die verängstigende Umgebung wird nicht mehr so intensiv oder überhaupt nicht wahrgenommen. Der Kontakt zur Umwelt wird stark reduziert. Die Angst der Mutter wird – zumindest vorübergehend – erheblich zurückgehen, wenn ihr Kind sich nach dem heftigen Erregungszustand beruhigt.

Ein der Apathie entsprechender Dynamismus ist nach Sullivan die somnolente Gleichgültigkeit (somnolent detachment), d.h. die schläfrige Ablösung von der Umwelt, welche durch lang anhaltende, unentrinnbare Angst ausgelöst wird. In diesem Dämmerzustand bricht der Mensch alle Brücken zur beunruhigenden Umgebung ab und lässt mit seinem Bewusstsein auch die Angst weitgehend erlöschen. Ebenso wie die Apathie bewirkt auch dieser „Sicherheitsdynamismus, der die Empfindlichkeit für die interpersonal induzierte Angst dämpft“ (ebd., S. 81), ein Hinübergleiten aus einem unerträglichen in einen erträglichen Zustand. Es ist zweifelhaft, ob dieser Dynamismus schon im frühesten Säuglingsalter in Erscheinung tritt. Er ist aber bei phlegmatischen Menschen zu beobachten, die sich damit vor ihrer übergroßen Empfindlichkeit gegen Angst schützen. Dieser Vorgang tritt auch bei Schizophrenen auf, die dazu neigen, sich in diesen Zustand zu flüchten, um ihrer extremen Lebensangst zu entfliehen.

Die grundsätzlich lebenserhaltende Apathie kann für den Säugling jedoch gefährlich werden, wenn er sich häufig in diesen Zustand flüchtet. Sullivan verweist auf die außerordentlich hohe Wachstumsrate des Kindes in den ersten Phasen nach der Geburt. Da der Säugling viele Nahrungsstoffe aufnimmt, kommt es zu einer relativ raschen Gewichtszunahme. Diese ist aber sehr reduziert, wenn er viel Zeit im Zustand der Apathie verbringt (ebd., S. 85). In diesem Zusammenhang verweist Sullivan auf die Forschungen von Margaret Ribble über die lebensbedrohlichen Auswirkungen anhaltender infantiler Apathie infolge stark gestörter Kooperation zwischen Mutter und Kind.³⁴ Die von René Spitz 1945 und 1946 veröffentlichten Untersuchungen über die Hospitalismus-Schäden bei Säuglingen bestätigen, dass diese über die Befriedigung körperlicher Bedürfnisse hinaus auf liebevolle emotionale Zuwendung durch eine mütterliche Person angewiesen sind.

³⁴ Ribble, Margaret A.: *Clinical Studies of Instinctive Reactions in New Born Babies*, in: *American Journal of Psychiatry*, 95, 1938, S. 149-158.

Im späteren Leben hat Apathie nach Sullivan zwar kaum solche dramatischen Folgen, kann aber insofern zum Tode führen, als sie den Menschen unfähig macht, auf plötzlich auftretende Gefahren rasch zu reagieren (ebd., S. 85).

Wenn ein Kind, das sich häufig durch Apathie oder somnolente Gleichgültigkeit von der Umwelt zurückzieht, gefährdet damit sowohl seine physische als auch seine psychische Entwicklung, da es sich daran gewöhnt, zwischenmenschlichen Konfliktsituationen auszuweichen, statt mit den Mitmenschen zu kommunizieren und sich mit ihnen auseinanderzusetzen. Ein Kleinkind, das sich nicht mehr mit Schreien, Gebärden oder Lächeln an die Umgebung wendet, stimuliert die mütterliche Person auch weniger zur liebevollen Zuwendung. Sie wird beunruhigt, verängstigt oder lustlos im Umgang mit dem Kind, das somit zu wenig Impulse zum Weiterwachsen erhält (vgl. Rattner 1969, S. 49). In Extremfällen führt die Gleichgültigkeit der Mutter, hinter der in der Regel Überforderung durch schwierigste Lebensumstände steht, zu Vernachlässigung des Kindes kommen, die bis zu dessen Tod führen kann.

Störung des Schlafs

Der Dynamismus der Apathie verhilft dem Kind zwar dazu einzuschlafen, aber sowohl die durch unbefriedigte Bedürfnisse ausgelöste Spannung als auch die durch mütterliche Angst induzierte Angstspannung wirken sich störend auf den Schlaf aus, den besonders der Säugling in hohem Maße benötigt; anderenfalls würde er sterben. Das Bedürfnis des Menschen nach Schlaf sowie dem phasenweisen Wechsel von Schlaf- und Wachzustand bezeichnet Sullivan als Schlafspannung (tension of sleep) und stellt diese als dritte Art von Spannung neben die Bedürfnisspannung und die Angstspannung (Sullivan 1953/1980, S. 83 f.). Die beiden Letztgenannten stehen insofern im Gegensatz zu Schlafspannungen, als sie das Einschlafen erschweren und den Tiefschlaf erheblich behindern, so dass es trotz Müdigkeit zum Aufwachen kommt.

Im Schlaf sind wir „von der Notwendigkeit befreit, unsere Sicherheitsoperationen aufrechtzuerhalten“; diese werden im Schlaf mehr oder weniger außer Kraft gesetzt. Um einschlafen zu können, müssen wir uns weitgehend angstfrei fühlen, also „frei von Gefahren für die eigene Selbstachtung“ (ebd., S. 368). In Fällen von schwerer Angst besteht der Schlaf aus sehr kurzen Tiefschlafphasen und langen Leichtschlafphasen, die sich kaum vom Wachzustand unterscheiden lassen. Angstpatienten haben oft einen so leichten Schlaf mit sehr kurzen Tiefschlafphasen, dass sie berichten, sie hätten überhaupt nicht geschlafen, obwohl sie mit Unterbrechungen tatsächlich insgesamt fünf bis sieben Stunden geschlafen haben. Sullivan erklärt dies damit, dass diese Patienten nicht in den „Genuss der Befreiung von den Sicherheitsoperationen“ kamen und aus ihrem Schlaf somit keinerlei Gewinn ziehen konnten (ebd., S. 369).

Wenn im Therapiegespräch keine offensichtlichen Gefahren für die Selbstachtung oder andere Quellen der Angst gefunden werden konnten, stellte sich nach genauerer Untersuchung heraus, dass es doch Angst auslösende Situationen gab, wie zum Beispiel Auseinandersetzungen mit schwierigen Mitmenschen (ebd., S. 368).

Hieran wird deutlich, dass die Sicherheitsoperationen des Selbst-Systems im Schlaf nicht gänzlich außer Kraft gesetzt sind. Am deutlichsten zeigt sich dies bei der Erstmanifestation von schizophrener Erkrankung während des Schlafs. „Es kommt gelegentlich vor, dass Menschen, die im Wachzustand verspannt sind und sich extrem unwohl fühlen, eines Nachts einen grauenhaften Albtraum haben, aus dem sie dann nicht mehr erwachen können, auch wenn sie objektiv ‚wach werden‘; und nicht lange danach werden diese Menschen dann in ihrem gesamten ... Wachleben eindeutig schizophren“ (ebd., S. 370). Ein Albtraum oder ein ähnlich beunruhigender Traum, der uns nachts aufwachen lässt, deutet darauf hin, dass dissoziierte Teile des Seelenlebens, die dem wachen Bewusstsein nicht zugänglich sind, im Schlaf nicht unter Kontrolle gehalten werden können, wie es beim gesunden Schlaf der Fall ist. „Je mehr Bereiche der Persönlichkeit dissoziiert sind, um so weniger erholsam und um so gestörter wird der Schlaf sein“ (ebd., S. 370).

Dissoziation

Unter Dissoziation versteht Sullivan etwas Ähnliches wie die von Freud beschriebene Verdrängung. Er bezeichnet als Dissoziation jenen Prozess des Selbst-Systems, durch den bestimmte Bedürfnisse – wie z.B. das Intimitätsbedürfnis – und Motivationen abgespalten, dem wachen Bewusstsein entzogen und ins psychische Halbdunkel verwiesen werden, um damit verbundene unheimliche Emotionen zu verhindern. Dissoziation schützt uns also vor der Angst, „in jenen extrem unangenehmen Zustand zu geraten, der durch unheimliche Gefühle gekennzeichnet ist“ (S. 354). Dieses findet in jedem Menschen tagtäglich statt. Meistens weiß man gar nichts von diesen Vorgängen, die für das seelische Gleichgewicht von großer Bedeutung sind.

Sullivan meint, Dissoziation sei „vielleicht die weitaus komplexeste Leistung der menschlichen Persönlichkeit und ... mit Sicherheit die gefährlichste Art, mit irgendeiner wesentlichen Motivation im Leben umzugehen“ (S. 363). Wenn also wesentliche Teile der Persönlichkeit und sehr unangenehme Erinnerungen dissoziiert werden, besteht die Gefahr, dass dieser Sicherheitsmechanismus versagt und dass es wegen der aufbrechenden unerträglichen Ängste zu Katastrophen kommt, die zu Panik oder zum Ausbruch von Psychosen führen.

Lernen durch Angst

Nach Sullivan steht „der Anfang allen Lernens in direktem Zusammenhang mit Angst“ (1953/1980, S. 178). Schwere Angst allerdings behindert das Lernen und die Entwicklung des Menschen in erheblichem Maße. Hierzu schreibt er:

Schwere Angst steuert vermutlich keine eigentliche Information bei. Die Auswirkung schwerer Angst ist in gewisser Weise einem schweren Schlag auf den Kopf vergleichbar, und zwar insofern, als sie einfach auswischt, was mit ihrem Auftreten zeitlich zusammenfällt. Bei einem schweren Schlag auf den Kopf stellt sich eine absolute Amnesie ein, die sich auf wenige Augenblicke unmittelbar vor dem Ereignis erstreckt. Angst hat einen ähnlichen Effekt. Sie erzeugt nutzlose Verwirrung und eine nutzlose Störung jener Faktoren der Sinneswahrnehmung, die unmittelbar vorausgegangen waren. – Deshalb kommt es in der Psychotherapie darauf an, den Patienten dahin zu bringen, dass er erkennt, wann genau die Angst eingetreten ist, denn dieser Bereich ist derart gestört, dass es fast ist, als sei er nie gewesen (ebd., S. 179).

Weniger schwere Angst erlaubt ein allmähliches Erkennen der Situation, in der sie auftritt, und verhilft uns dazu, uns entsprechend zu verhalten. Von größter Bedeutung für die Entwicklung des Kleinkindes zu einem „akzeptablen Wesen für die jeweilige Gesellschaft, in der wir leben“, ist das „Lernen auf der Basis des *Angst-Gradienten*.“ Darunter versteht Sullivan zu lernen, „wachsende von abnehmender Angst zu unterscheiden und die Aktivität in Richtung der Letzteren zu lenken“ (ebd., S. 179).

Ähnlich wie Amöben sich im Wasser aus Temperaturzonen fortbewegen, die ihnen unverträglich sind, lernt der Mensch schon früh im Leben, Unwohlsein – wenn man ängstlicher wird – zu vermeiden und nach größtmöglicher Sicherheit, d.h. nach Euphorie zu streben. Denn nach Sullivan ist das vorherrschende Motiv des menschlichen Organismus das Vermeiden von Angst und das Streben nach Sicherheit und Euphorie. Das Verhalten des Menschen bewegt sich also stets zwischen den Extremen schwere Angst und absolute Sicherheit, d.h. Euphorie.

Um sich sicher zu fühlen, muss das Individuum lernen, sich in die umgebende Kultur einzufügen, indem es direkte Bedürfnisbefriedigungen vermeidet und durch kompliziertere, sozial akzeptable Verhaltensweisen zu ersetzen. Diesen Prozess nennt Sullivan Sublimierung, wobei ihm bewusst war, dass seine Verwendung dieses Begriffs sich wesentlich von Freuds Theorie der Sublimierung unterscheidet. Er definiert Sublimierung als

das unbewusste Ersetzen eines Verhaltensmusters, welches Angst hervorruft oder das mit dem Selbst-System kollidiert, durch ein sozial annehmbares Aktivitätsmuster, das teilweise jenes Bedürfnissystem befriedigt, durch das die Schwierigkeiten ursprünglich entstanden sind (1953/1980, S. 221).

Es handelt sich also um einen Vorgang, der bis ins Erwachsenenalter unbewusst bleibt und der nur zu einer partiellen Bedürfnisbefriedigung führt. Stets bleibt ein unbefriedigtes Restbedürfnis zurück, das sich im Schlaf oder in Fantasien äußert. Besonders die sexuellen Bedürfnisse, die in der Adoleszenz eine große Rolle spielen, lassen sich nach Sullivan nur sehr begrenzt sublimieren. Wenn man den gesamten Bereich der Sexualität ausschließlich mit der Sublimierung bewältigen wolle, werde man „rasch in arge Schwierigkeiten kommen, wenn man nicht bereits mittendrin steckt“ (ebd., S. 223). Ein Übermaß an Sublimierung, welches durch eine autoritäre, triebverdrängende Erziehung erzwungen wird, führt zu Zwangsneurosen oder anderen schweren Charakterstörungen.

Unheimliche Gefühle

Sullivan geht davon aus, dass „primitive Furcht“, die durch vehemente Störungen in der unmittelbaren Umgebung des Säuglings – wie z.B. ein plötzliches schrilles Geräusch – ausgelöst wird, sowie „primitive Angst“, die durch bestimmte emotionale Störungen der mütterlichen Person induziert wird, im späteren Leben unter besonderen Bedingungen wiederkehren können. Sie kommen häufig im Frühstadium schizophrener Störungen vor, treten aber bei vielen Menschen in Zeiten starker Beunruhigung in Form von Alpträumen auf, insbesondere während der Pubertät.

Unter solchen Bedingungen kann fast alles – von leichten Andeutungen von Kritik bis zu massiven Ängsten – unheimliche Gefühle (uncanny emotions) auslösen. Zu diesen rechnet Sullivan den Schrecken (dread), das Grauen (horror), den Ekel (loathing) sowie Ehrfurcht bzw. heilige Scheu (awe). All diese extrem unangenehmen, unheimlichen Gefühle haben „eine Komponente des Schauderns, des Nicht-von-dieser-Welt“ (Sullivan 1953/1980, S. 32 f.). Sie können aber auch mit einer solchen Faszination verbunden sein, dass der Betreffende es nicht vermeiden kann, sich in Situationen zu begeben, die diese Gefühle auslösen (ebd., S. 399). Sullivan stellt einen Zusammenhang mit „unheimlichen Tabus“ her, die er als Dinge bezeichnet, die man zu machen aufhört, weil man dabei sehr beängstigend Schiffbruch erlitten hat (ebd., S. 188).

Solch ein Tabu entsteht infolge einer extrem negativen emotionalen Reaktion eines Elternteils, wenn ein Kleinkind z.B. mit den Händen an seinem Geschlechtsorgan spielt und die Eltern die „subpsychotische Furcht“ haben, ihr Kind könne „ein lustbesessenes Monster“ werden. Auf diese Weise wird massive lähmende Angst erzeugt; die tabuisierte Körperzone und sexuelle Wünsche werden in das „Nicht-Ich“ verdrängt und lösen unheimliche Gefühle aus, sobald die Tabuzone berührt wird oder sexuelle Gefühle in Bewusstsein treten (vgl. ebd., S. 352 f. u. 416).

Schon Sigmund Freud hatte sich in seiner Studie *Das Unheimliche* aus dem Jahre 1919 mit dem Phänomen des Unheimlichen beschäftigt. Darin bestätigt er den Gedanken, dass unheimliche Gefühle bei der Begegnung mit etwas Unbekanntem, Nichtvertrauten entstehen. Er leitet aber aus der engen sprachlichen Verbindung von „heimelig, heimatlich, heimlich, geheim und unheimlich“ die These ab, dass das Unheimliche „jene Art des Schreckhaften sei, welche auf das Altbekannte, Längstvertraute zurückgeht“ (Freud 1919, G.W. Bd. XII, S. 231). Es komme zustande, „wenn verdrängte infantile Komplexe durch einen Eindruck wieder belebt werden, oder wenn überwundene primitive Überzeugungen wieder bestätigt scheinen“ (ebd., S. 263). Als Beispiel schildert er eine eigene Begegnung mit unheimlichen Gefühlen, als er beim Gang durch die ihm unbekanntem, menschenleeren Straßen einer italienischen Kleinstadt in eine Gasse geriet, wo geschminkte Frauen unzweideutig ihre Dienste anboten. Er beeilte sich, diesem Ort zu entkommen, geriet aber noch zweimal zufällig in dieselbe Gasse, woraufhin er schließlich an einen bekannten Ort zurückfand und „auf weitere Entdeckungsreisen verzichtete“ (ebd., S. 249).

4.2.4.4 Angst und Psychopathologie

Nach Sullivan stehen die Erfahrungen von Angst und Einsamkeit im Zentrum jeglicher Psychopathologie. Die Angst ist mehr oder weniger verborgen und muss vom Therapeuten aufgespürt werden. Seelische Störungen sind Ausdruck und Abwehr von erhöhter Lebensangst. Da diese nach Sullivan fast immer aus gestörten zwischenmenschlichen Beziehungen stammt, gerät der Patient in einen Teufelskreis. Die aufgrund der vermehrten Angst ausgebildeten neurotischen oder psychotischen Symptome, die als Sicherheitsmanöver (security operations) der Verminderung oder Vermeidung von Angst dienen, behindern die Beziehungsaufnahme zu den Mitmenschen. Daraus erwächst wiederum Angst, die die Sicherheitsmanöver verstärkt.

Solch gravierende Angst wirkt sich in extrem schädlicher Weise auf die Entwicklung der Persönlichkeit aus, und zwar in allen Reifungsphasen. Besonders in der Zeit der Vorpubertät und der Adoleszenz kommt es wegen des häufig frustrierten Bedürfnisses nach Freundschaft und Intimität zu der Erfahrung von Einsamkeit, welche noch bedrückender als die Angst erlebt wird.

Die wichtigsten Sicherheitsoperationen (Abwehrmechanismen) – welche später genauer erläutert werden sollen –, zu denen der verunsicherte junge Mensch mit seinem geringen Selbstwertgefühl (low self-esteem) Zuflucht sucht, sind:

- selektive Unaufmerksamkeit (selective inattention),
- Dissoziierung (dissociation),
- Sublimierung (sublimation),

- Verbalismen (verbalisms),
- Als-ob-Verhalten (as-if performances) und
- Transformation in Feindseligkeit (malevolent transformation).

Die zwei zuerst genannten Sicherheitsoperationen sind von besonderer Bedeutung für die Entstehung einer Schizophrenie oder Paranoia. Sublimierung, Verbalismen und Als-ob-Verhalten sind nach Sullivan sogenannte Ersatzprozesse (substitutive processes), welche im Zentrum seines Konzepts der Zwangsstörungen stehen. Mit seinem Konzept der Transformation in Feindseligkeit (malevolent transformation) hat Sullivan einen wesentlichen Beitrag zum Verständnis der menschlichen Grausamkeit und Aggression geliefert.

Wenn diese Operationen des Selbst-Systems, welche der Vermeidung oder Minimierung von Angst dienen, zu extremer Isolierung führen oder wenn insbesondere die Dissoziierung von verdrängten Bedürfnissen versagt, entsteht eine massive Verunsicherung und unerträgliche Angst mit schwerwiegenden psychischen und somatischen Symptomen, welche den Beginn einer Psychose begleiten. Um dieser unerträglichen Angst zu entfliehen, vermeidet der Betroffene die soziale Interaktion mit seinen Mitmenschen, um Angst auslösende Situationen zu vermeiden. Er regrediert auf eine frühe Entwicklungsstufe, so dass er sich nicht mehr im syntaktischen Wahrnehmungsmodus befindet, in dem der Mensch den gesunden Menschenverstand – Common Sense (nach A. Adler) – gebraucht. Stattdessen erlebt er die Umwelt hauptsächlich im parataktischen oder prototaktischen Modus in dem er wegen erheblicher Wahrnehmungsverzerrungen und somnolenter Gleichgültigkeit vor unheimlichen Gefühlen geschützt ist. Er hat sich von normalen zwischenmenschlichen Beziehungen zurückgezogen und nimmt nur noch in rudimentärer Weise Kontakt zur Mitwelt auf (vgl. Evans 1996, S. 152 f.).

Nach dem Eintreten des Patienten in seinen Wahn, hat er sich eine neue Sicherheit geschaffen, die ihm seine Angst nimmt oder leichter erträglich macht. Dieser Gleichgewichtsstatus ist jedoch äußerst labil, da die durch die neurotische oder psychotische Symptomatik niedergehaltenen Ängste und unheimlichen Gefühle wieder aufbrechen können, wenn verdrängte Impulse – z.B. nach Zärtlichkeit und Intimität – aus dem Bereich des Nicht-Ich ins Bewusstsein treten oder wenn es zu unerwarteten menschlichen Begegnungen oder besonders beunruhigenden Ereignissen kommt.

Ohne Hilfe von außen durch einen erfahrenen, einfühlsamen Therapeuten kann der Patient kaum einen Ausweg finden. Dies kann nach Sullivan gelingen, wenn er einen emotionalen Zugang zum Therapeuten finden kann und die Sicherheitsmanöver allmählich in Sprache gefasst und somit ins Bewusstsein gehoben werden.

4.2.4.5 Angst in der Psychotherapie

In der Psychotherapie sollte sich der Therapeut nach Sullivan stets bewusst sein, dass Ängste vielfältiger Art nicht nur beim typischen Angstpatienten und psychotisch Erkrankten, sondern bei allen Formen psychischer und psychosomatischer Störungen im Hintergrund stehen. Die Angst muss in einfühlsamer Weise aufgespürt und im Gespräch bearbeitet werden. Dabei ist darauf zu achten, dass der Patient zwar geheilt werden möchte, aber Unsicherheit dem Therapeuten gegenüber empfindet, dieser könne ihn falsch verstehen oder bloßstellen. Durch Gesten, Mimik und verbale Aussagen soll der Therapeut deshalb zeigen, dass er „ein Mensch ist; und das ist beruhigend genug, vermittelt dem Patienten genügend Wohlbehagen, damit er weitermachen kann, ohne seiner Unsicherheit und Angst völlig zum Opfer zu fallen“ (Sullivan 1976, S. 96). Durch geschicktes Befragen sollte der Therapeut keine unnötige Angst erwecken, aber gleichzeitig versuchen, Hinweise darüber zu bekommen, was der Analysand an sich als missglückt ansieht und welcher Art seine Ängste gegenüber anderen Menschen sind. Sobald das Gespräch ins Stocken gerät, der Befragte ausweichend antwortet oder sich gegen eine Frage wehrt, sollte der Therapeut lernen, die versteckte Angst zu erkennen, die diesen Sicherheitsmanövern des Analysanden zugrunde liegt (Sullivan 1976, S. 101).

Im therapeutischen Gespräch kann auch beim Therapeuten Angst auftreten, die sich z.B. als Irritation oder als Ärger zeigt. „Ärger, ob in seinen leichteren oder schwereren Formen, ist eine der häufigsten Verschleierungstaktiken der Angst“ (ebd., S. 124). Sullivan meint, als Therapeut dürfe man seinen Ärger nicht gegenüber dem Analysanden äußern oder aus der Fassung geraten; er könne aber eventuell Zeichen leichter Irritation verwenden oder sogar Ärger ansprechen. Wenn er aber tatsächlich ärgerlich ist, hieße das gewöhnlich, dass er selbst therapeutische Hilfe benötige.

Andererseits lasse sich Angst beim Therapeuten kaum vermeiden, besonders bei Patienten, die sich im Anfangsstadium der Psychose befinden. Heutzutage wird das sogenannte Praecox-Gefühl (nach H. C. Rümke, 1958), welches Therapeuten wegen „der eigentümlichen zwischenmenschlichen Kommunikation im Umgang mit Schizophrenen“ in solchen Fällen erleben, als bedeutsames Diagnostikum verwendet (Peters 2000, S. 421). Auch in anderen therapeutischen Gesprächen „sollte der Therapeut auf die geringsten Regungen der Angst ‚bei sich selbst‘ achten, damit er schon im Voraus eine Ahnung von den darauffolgenden Prozessen hat“ (Sullivan 1976, S. 124). Er sollte dieses in der Gegenübertragung auftretenden Gefühl nicht ignorieren, sondern genau beobachten und „als Verbündeten“ nutzen, um sowohl die eigene Beteiligung an den Störungen in der Arzt-Patient-Beziehung als auch die negativen Übertragungsgefühle des Analysanden zu erforschen. Sullivan lehrte:

Der Psychotherapeut kann sich nicht wie ein unbeteiligter Zuschauer abseits stellen und seine Sinnesorgane ... lediglich dazu verwenden, das Verhalten eines anderen Menschen zu konstatieren, ohne persönlich in diesen Vorgang hineingezogen zu werden. Sein Hauptinstrument der Untersuchung ist sein Selbst – seine Persönlichkeit, er als Mensch (Sullivan 1976, S. 1).³⁵

Als „teilhabender Beobachter“ erlebt er in der Therapiesituation direkt und persönlich die parataktischen Wahrnehmungsverzerrungen seines Gesprächspartners, welche sich störend auf seine zwischenmenschlichen Beziehungen und sein Selbstwertgefühl auswirken. Im therapeutischen Gespräch können die den Wahrnehmungsverzerrungen zugrunde liegenden Ängste somit verbalisiert und ins Bewusstsein gehoben werden.

³⁵ „... the psychiatrist cannot stand off to one side and apply his sense organs ... without becoming personally implicated in the operation. His principal instrument of observation is his self – his personality, him as a person” (Sullivan 1954, S. 3).

4.3 Sullivans Entwicklungstheorie

4.3.1 Einführung

Sullivans Entwicklungstheorie bildet die Grundlage seiner gesamten interpersonalen Theorie, mit der er entscheidende Beiträge zum Verstehen sowohl der gesunden als auch der pathologischen Persönlichkeitsentwicklung geliefert hat. Er geht davon aus, dass nicht vererbte Faktoren, sondern die Art und der Umfang der zwischenmenschlichen Beziehungen die Entwicklung eines jeden Menschen bestimmen.

Nach Sullivan ist der Mensch kein von seinen Trieben beherrschtes Wesen und nicht von Natur aus böse – gemäß des von Thomas Hobbes verwendeten Postulats *homo homini lupus* (Der Mensch ist dem Menschen ein Wolf) – und damit andern Menschen gegenüber primär feindselig eingestellt. Menschen, die in einer gesunden, förderlichen sozialen Umgebung aufwachsen können, entwickeln ein relativ spannungsfreies Verhältnis zu sich und ihren Mitmenschen und streben danach, ihre emotionalen und intellektuellen Fähigkeiten zu entwickeln; sie erwerben die Fähigkeit, sich in andere Menschen – auch außerhalb des eigenen Kulturkreises – einzufühlen und mit ihnen in relativer Harmonie zu leben.

Diese dynamische Entwicklungstheorie mit ihrer ganzheitlichen, vorwiegend positiven Sicht des Menschen und seiner Möglichkeiten steht im Gegensatz zu der schon von Adolf Meyer kritisierten traditionellen psychiatrischen Diagnostik, wie sie von Kraepelin geprägt wurde, in der die Zuordnung der Patienten zu relativ genau definierten Krankheitsbildern gemäß ihrer Symptome im Vordergrund steht. Gleichzeitig setzt sich Sullivan damit – ebenso wie Alfred Adler – auch von Freuds pessimistischem Menschenbild ab, der von einem angeborenen Aggressionstrieb ausging und später den Begriff des Todestriebs (Thanatos als Gegenpol zum Eros) in seine Lehre eingeführt hat (in *Jenseits des Lustprinzips*, 1920).

Andererseits übernahm Sullivan aber von Freud dessen grundlegende Erkenntnis, dass die Art und Weise, wie die kindlichen Entwicklungsstufen bewältigt werden, die Basis für die Persönlichkeitsentwicklung eines Menschen ist. Freud postulierte beim Säugling eine polymorph-perverse Sexualität und beschrieb die seelische Entwicklung des Kindes als Abfolge von prägenitalen Stadien der Libido-Entwicklung, also der oralen, analen, phallischen und ödipalen Phase, die von der als Übergangsphase beschriebenen Latenzphase abgelöst wird, bis in der Zeit der Pubertät die genitale Stufe erreicht wird.

Sullivan lehnte diese Theorie als spekulativ ab, schloss sich aber Freuds Beobachtung an, dass die Beziehung des Kleinkindes zur Umwelt über bestimmte Körperzonen erfolgt, die in phasenmäßiger Abfolge im Mittelpunkt des Interesses stehen. Sullivan nennt diese allmählich ins Bewusstsein tretenden Körperbereiche „Zonen der Wechselwirkung“ (zones of interaction) oder auch „Interaktionszonen der kommunalen Existenz“ (1953/1980, S. 87 u. 155). Wie Freud betont er die große Bedeutung der oralen Zone für das Überleben und die Entwicklung des Kleinkindes, da über sie nicht nur die Nahrungsaufnahme stattfindet, sondern auch die Atmung, und die stimmliche Kommunikation mit den Beziehungspersonen durch „die Erzeugung jener hörbaren Laute, die für die Interaktion im interpersonalen Bereich von so grundlegender Bedeutung sind“ (ebd., S. 88).

Sullivans Entwicklungstheorie verbindet die biologische Reifung mit der durch die interpersonalen Beziehungen geprägten psychosozialen Entwicklung sowie der geistig-intellektuellen Reifung des Menschen. Mit seiner Theorie gibt er Antwort auf die Frage, wie der Mensch zu einer Person wird und wie er sich an das Leben in seiner sozialen Umwelt anpasst. Der Mensch wird nach Sullivan als ein Tier geboren, das kurz nach der Geburt in einen etwa zwanzigjährigen Prozess eintritt, in welchem sich dieses Wesen zu einem reifen Individuum entwickelt. Das „menschliche Tier“ ist für lange Zeit nach der Geburt alleine nicht lebensfähig und bleibt für viele Jahre „total abhängig von der fürsorglichen Kooperation seiner menschlichen Umgebung“ (ebd., S. 42 f.).

Der Mensch ist von Natur aus mit einem sehr hoch entwickelten Nervensystem ausgestattet, welches ihm ermöglicht, alle Sinnesorgane und die Motorik miteinander zu koordinieren sowie das komplizierte System der Sprache und die Fähigkeit zum Denken zu entwickeln. Dieser biologische Vorzug ermöglicht uns, weitgehend ohne Instinkte auszukommen, die stabile Entwicklungs- und Verhaltensmuster vorgeben, wie sie bei den Tieren gegeben sind. Der Reifungsprozess ist bei Menschen folglich nicht stabil und eindeutig vorgeprägt, sondern „bemerkenswert labil“ und unterliegt „relativ dauerhaften Veränderungen infolge von Erfahrungen“ (ebd., S. 43).

Wegen seines Instinktmanagements muss der Mensch im Laufe von Jahren vielfältige Fähigkeiten erlernen, eigene Erfahrungen machen und sich die Erfahrungen anderer Menschen zunutze machen. Daher besitzt er eine potentiell sehr große Lernfähigkeit und ist in hohem Maße erziehbar, aber auch – hinsichtlich seiner Erfahrungen und Entwicklungsmöglichkeiten – äußerst abhängig und geprägt von dem ihn umgebenden kulturellen und mitmenschlichen Milieu.

Die Verschiedenheiten der Menschen sind nach Sullivan kulturell begründet. Die Sprache, Sitten und Gebräuche der jeweiligen Kultur sind die modellierenden Kräfte im Menschenleben. Von der Kultur hängen alle Erfahrungen ab, die ein Individuum im

Laufe seines Lebens machen kann. Diese Auffassung der kulturellen Bedingtheit des Menschen kennzeichnet Sullivan als einen Vertreter der von Sozialforschern um George Herbert Mead begründeten sogenannten „kulturellen Schule“ (Chicago School of Thought). Sullivan verweist auf die Kulturanthropologin Ruth Benedict (1887–1948), die er mit folgenden Worten zitiert:

Vom Augenblick der Geburt an formen die Sitten und Gebräuche, in die der Mensch hineingeboren wird, seine Erfahrungen und sein Verhalten. Zu dem Zeitpunkt, da er sprechen kann, ist er bereits ein kleines Geschöpf seiner Kultur; und zu dem Zeitpunkt, da er erwachsen ist und an ihren Aktivitäten teilhaben kann, sind seine Gewohnheiten ihre Gewohnheiten, seine Anschauungen ihre Anschauungen, seine Tabus ihre Tabus. ... Es gibt kein soziales Problem, das zu verstehen wir mehr verpflichtet sind, als das der Rolle der Sitten und Gebräuche. Solange wir deren Gesetze und Mannigfaltigkeit nicht verstehen, müssen uns die entscheidenden, das menschliche Leben komplizierenden Gegebenheiten unverständlich bleiben.³⁶

Dies gilt auch für die Erforschung und Behandlung seelischer Störungen einschließlich psychotischer Erkrankungen. Nach Sullivans Entwicklungstheorie verläuft die Reifung des Menschen in unserer westlichen Kultur in sieben Phasen (developmental epochs), die nicht durch triebhafte Vorgänge, sondern durch zwischenmenschliche Prozesse bestimmt sind. Die Art, wie diese Stufen mit den jeweiligen Entwicklungsaufgaben durchlaufen werden – abhängig vom Verständnis und Verhalten der Umwelt –, entscheidet über die spätere seelische Gesundheit oder Krankheit.

Ähnlich wie bei Freud spielt die Mutter nach Sullivan in unserer gesamten Kindheit die entscheidende Rolle. Aber im Gegensatz zu Freud ging er davon aus, dass die Persönlichkeitsentwicklung nicht mit dem Ende der Pubertät abgeschlossen ist, sondern sich bis ins Erwachsenenalter fortsetzt. Alle Phasen werden stets in der gegebenen Reihenfolge durchlaufen, aber der zeitliche Umfang jeder Phase und der Beginn einer neuen Phase hängen wesentlich von den durch die Umwelt bedingten Erfahrungen jedes Menschen ab.

Sullivans besonderes Interesse – womit er sich von anderen Phasentheorien unterscheidet – gilt den durch die Pubertät bedingten Schwierigkeiten des Jugendalters, welche er in drei seiner Entwicklungsphasen genauer beschreibt. Denn er erkannte – auch aufgrund eigener Erfahrungen –, dass die Probleme, die jemand als Erwachsener hat, hauptsächlich auf die aufwühlenden Erfahrungen der vorausgehenden Phasen der Pubertät und Adoleszenz zurückzuführen sind.

³⁶ Ruth Benedict: *Patterns of Culture*, Boston 1934, S. 2-3; zitiert in Sullivan 1953/1980, S. 49.

Sullivan unterteilt die menschliche Entwicklung von der Geburt bis zum Erwachsenenalter in folgende sieben Phasen:

- Am ausführlichsten hat er sich mit der Entwicklung im ersten Lebensjahr, dem Säuglingsalter (*infancy*) beschäftigt, in dem die Grundlagen für die gesamte spätere Entwicklung gelegt werden. Sie reicht bis zum Erwerb des aufrechten Ganges und der artikulierten Sprache.

- Es folgt die Phase der Kindheit (*childhood*), die hauptsächlich in der Familie erlebt wird und die sich bis zum Schuleintritt erstreckt.

- Die dritte Phase ist das Knaben- bzw. Mädchenalter (*juvenile era*), welches die Zeit des Schulbesuchs bis etwa zum neunten Lebensjahr umfasst.

- Diese wird von der Vorpubertät (*preadolescence*) abgelöst, in der das Bedürfnis nach einer engen gleichgeschlechtlichen Freundschaftsbeziehung bedeutsam wird und das Liebenkönnen geübt wird.

- Es folgt als fünfte Phase die oft mit erheblichen Selbstzweifeln verbundene Pubertät (*early adolescence*), die ungefähr im 13. Lebensjahr mit der sexuellen Reifung beginnt und in der ein starkes Interesse an Vertretern des anderen Geschlechts entsteht.

- Diese Phase geht etwa im 18. Lebensjahr über in das frühe Erwachsenenalter (*late adolescence*), in dem es darum geht, das Bedürfnis nach Sicherheit (*security*), Freundschaft (*intimacy*) und sexuelle Bedürfnisse (*lust*) in einer stabilen Zweierbeziehung miteinander in Einklang zu bringen und eine adäquate soziale Anpassung an die Erfordernisse des Erwachsenenlebens zu finden.

- Die letzte Entwicklungsphase, die etwa im Alter von 23 Jahren beginnt, nennt Sullivan das Erwachsenenalter (*adulthood*) oder Reife (*maturity*). Nach einer günstigen Bewältigung der voraufgehenden Phasen ist der Mensch in der Lage, mit Mut und Verantwortungsbewusstsein sein Leben selbstständig zu gestalten, eine dauerhafte Liebesbeziehung zu führen und andere stabile Beziehungen zu pflegen.

4.3.2 Das Säuglingsalter (*infancy*)

4.3.2.1 Vorbemerkungen

In seinem Hauptwerk *Die Interpersonale Theorie der Psychiatrie* (1953/1980) sind dem Säuglingsalter mehr Seiten gewidmet als den übrigen sechs Phasen zusammen genommen. Dies lässt die Frage aufwerfen, wie es ihm möglich war, so detaillierte Beobachtungen und Überlegungen über die frühe Kindheit anzustellen, obwohl er selbst keine eigenen Kinder hatte und auch keine klinischen Erfahrungen im Umgang mit Kleinkindern machen konnte, wie dies bei Anna Freud, Melanie Klein, René Spitz, John

Bowlby, Donald Winnicott, Erik H. Erikson und Margaret Mahler der Fall war. Andere Forscher und Therapeuten wie Sigmund Freud, Alfred Adler, Jean Piaget, William Stern, W. Ronald D. Fairbairn und Heinz Kohut waren verheiratet und hatten Kinder, deren Entwicklung sie teilweise sehr genau studiert und dokumentiert haben.

Sullivans Biografen Helen Swick Perry berichtet jedoch, dass er sich in den 30er Jahren häufiger bei der Familie seines engen Freundes Edward Sapir aufhielt, in der damals mehrere Kinder heranwuchsen. Es handelte sich zwar nicht um systematische Studien, aber Sullivan war ein besonders einfühlsamer teilnehmender Beobachter (participant observer) und hat wahrscheinlich sowohl Schilderungen seiner Patienten über deren Kindheit als auch seine Erfahrungen in der Pädiatrie während seiner medizinischen Ausbildung ausgewertet (vgl. Evans 1996, S. 75). Erstaunlicherweise wurden seine Beobachtungen größtenteils durch die in jüngster Zeit veröffentlichten Ergebnissen der Säuglingsforschung und der Bindungstheorie bestätigt.

Sullivans Lehre der Entwicklungsphasen und damit seine gesamte interpersonale Theorie ist nach Evans das Ergebnis „seiner außergewöhnlichen Fähigkeiten zur Beobachtung und Reflexion über die *Conditio humana*, welche er aufgrund seiner Erfahrungen als Außenseiter erworben hatte.“³⁷ Wenn er Aussagen über die Erlebnisweisen des Säuglings machte, war ihm bewusst, dass er zu diesen nur auf indirektem Wege gelangen konnte. So verknüpfte er gesicherte Erkenntnisse über psychische Prozesse im späteren Leben mit den frühkindlichen Reaktionen und kam zu Schlussfolgerungen, die „völlig gerechtfertigt“ sind. So sagt er über seine Vorgehensweise wörtlich:

„Wir haben hier indirekt etwas erschlossen, was meiner Ansicht nach logisch und in jeder Hinsicht vertretbar ist.“ – „Ein Großteil unserer Mutmaßungen und Schlussfolgerungen über frühe Lebensstadien beruhen darauf, dass wir später deutlich unterscheidbare Zustände bis zu ihren ersten Manifestationen zurückverfolgen“ (1953/1980, S. 99 u. 81).

4.3.2.2 Erste frühkindliche Erfahrungen und Reaktionen

Die bereits weiter oben (im Kapitel über das Konzept der Angst) erwähnten Postulate über die drei Wahrnehmungsmodi, über Spannung und Euphorie, über Bedürfnis- und Angstspannung sowie das Zärtlichkeitstheorem bilden die Grundlage für Sullivans detaillierte Darstellung der biopsychosozialen Entwicklung des kleinen Kindes. Das allererste Erlebnis des Säuglings beim Geburtsvorgang ist die bereits beschriebene lebensbedrohliche Atemnot, welche – wie auch im späteren Leben – extreme

³⁷ „His interpersonal theory was a testament to his exceptional powers of observation and reflection on the human condition, gathered from his experience as one of life’s outsiders“ (Evans 1996, S. 75).

Todesangst (terror) und heftige motorische Aktivität auslöst. Diese einem Wutanfall ähnliche Reaktion und der vehemente Schrei rufen eine bemutternde Zuwendung durch Menschen hervor, von denen der Säugling umgeben ist.

Damit konstituiert sich unmittelbar eine interpersonale Situation; das Kind ist in jeder Weise von seiner mitmenschlichen Umgebung abhängig und von Geburt an auf die Welt bezogen. Entscheidend für das Überleben ist zunächst hauptsächlich die zärtliche Kooperation durch die bemutternde Person. Aber auch das Kind ist an dem Zusammenspiel in der Mutter-Kind-Dyade in kooperativer Weise beteiligt, indem es seine Bedürfnisse durch Schreien äußert und durch das aktive Saugen an der Brust der Mutter Erleichterung und Wohlgefühl vermittelt.

Sullivan betonte – ebenso wie vor ihm Alfred Adler und später auch Bowlby, Winnicott und Fairbairn – die Eigenaktivität und Beziehungsfähigkeit des Kleinkindes, während Freud (1911, S. 297) und auch Margaret Mahler (1968) meinten, der Säugling sei ursprünglich autistisch und narzisstisch. D. J. Lichtenberg und Daniel Stern forderten deshalb, das Mahler'sche Konzept des „normalen Autismus“ müsse aufgegeben werden (vgl. Evans 1996, S. 77). Auch Sullivans Beobachtung, dass frühkindliches Wut- und Protestverhalten durch mangelnde oder inadäquate Zuwendung durch Bezugspersonen induziert wird, widerspricht der These Freuds vom angeborenem Aggressionstrieb (in *Jenseits des Lustprinzips*, 1920), welche auch später von Melanie Klein vertreten wurde,³⁸ und entspricht dem von Bowlby (1973) empirisch begründeten Konzept des durch die Trennung von der Bezugsperson ausgelösten kindlichen Protestverhaltens. Schon die an der Yale University tätige Forschergruppe um Dollard und Miller hatte 1939 den Zusammenhang von Frustration und Aggression nachgewiesen.

Wie bereits weiter oben genauer dargestellt (im Kapitel über Sullivans Angstkonzept), kann von einer ängstlichen oder feindseligen Mutterperson schon sehr früh im Säugling durch Gefühlsansteckung (Empathie) mehr oder weniger schwere Angst hervorgerufen werden, die kurzfristig zu somatischen und zwischenmenschlichen Anpassungsstörungen und langfristig zu erheblichen Entwicklungsschäden bis hin zur Psychopathologie führen kann. Wie das Zusammenspiel zwischen Mutter und Kind von Sullivan darüber hinaus dargestellt wird, soll im Folgenden anhand seiner Konzepte des Dynamismus und der Interaktionszonen (zones of interaction) erläutert werden.

³⁸ M. Klein: *Envy and Gratitude*, 1946-1963, New York 1975

4.3.2.3 Das Konzept des Dynamismus

Am Anfang seiner psychiatrischen Tätigkeit wies Sullivan darauf hin, dass verschiedene psychologische Denkrichtungen mit Begriffen arbeiteten, die der Mechanik, dem ältesten Zweig der Physik, entstammten. So wirken nach der Freud'schen Lehre unterschiedlich starke Kräfte auf die Instanzen des Es, des Ich und des Über-Ich ein und erzeugen psychische Konflikte, Schuldgefühle und Symptome. Er hielt dieses von ihm als „hydraulisches System“ bezeichnete Konzept für ungeeignet, um das emotionale und zwischenmenschliche Verhalten der Menschen zu verstehen (vgl. Chapman 1976, S. 132). Daher bemühte er sich um eine dynamische Betrachtung des menschlichen Organismus und entwickelte sein Konzept des Dynamismus.

Dabei stützt er sich auf die von Physikern und Mathematikern im 20. Jahrhundert formulierte Theorie, dass „die letztliche Realität im Universum Energie ist und alle materiellen Objekte Manifestationen von Energie sind und demzufolge jegliche Aktivität den dynamischen oder kinetischen Aspekt der Energie darstellt“ (Sullivan 1953/1980, S. 127). Er verweist dabei auch auf den angelsächsischen Philosophen Alfred North Whitehead (1861–1947), welcher das gesamte Universum als einen Organismus begreift und Lebewesen als dynamische Einheiten, die aus verschiedenartigen Subdynamismen – Körperorgane und Zellen – bestehen.

Ein lebender Organismus ist aber nur lebensfähig, wenn er mit dem notwendigen Milieu verbunden ist und mit ihm ein einheitliches System bildet. Körperliche und seelische Aktivitäten eines lebenden Organismus versteht Sullivan als Energieumwandlungen und definiert Dynamismen als relativ dauerhafte Verhaltensmuster, in denen sich die Energietransformationen des Organismus vollziehen (1953/1980, S. 129)³⁹. Diese relativ stabilen Verhaltensmuster dienen der Bedürfnisbefriedigung und der Vermeidung von Angst und Stress, also dem Streben nach interpersonaler Sicherheit und Wohlbefinden.

Sullivan unterscheidet biologische Dynamismen, „die für die funktionale Aktivität in der kommunalen Existenz des Organismus mit seiner lebensnotwendigen Umwelt verantwortlich sind,“ und jene für die Sozialpsychologen und Psychiater bedeutsamen Dynamismen, welche die zwischenmenschlichen Beziehungen und die spezifisch menschliche Lebensweise kennzeichnen (ebd., S. 129 u. 152).

Um einen Dynamismus zu verstehen, muss nach Chapman geklärt werden, worin seine Energiequelle besteht und welches Ziel mit ihm verfolgt wird. Der Ursprung der Energie eines biologischen Dynamismus liegt in körperlichen Prozessen (Bedürfnissen)

³⁹ Im englischen Original definiert er einen Dynamismus als: „the relatively enduring pattern of energy transformations which recurrently characterize the organism in its duration as a living organism“ (1953, S. 103).

des Individuums. In seinem Verlauf unterliegt diese Energie verschiedenen Umwandlungen und bewirkt emotionale Reaktionen und interpersonale Beziehungen (Chapman 1976, S. 133).

Sullivan verdeutlicht dieses Konzept am Beispiel des oralen Dynamismus des Säuglings. Wenn dieser aufgrund biochemischer Prozesse ein Hungergefühl verspürt, entsteht in ihm eine Energie, die körperliche und emotionale Unzufriedenheit, also Spannung erzeugt. Er wird unruhig, beginnt zu schreien und ruft damit die Mutter herbei, die ihn aufnimmt, ihm die Brust oder die Flasche bietet und sich liebevoll durch Worte und Gesten mit ihm beschäftigt. So hat die durch ein biologisches Bedürfnis entstandene Energie durch Energietransformation eine Reaktion des Kindes erzeugt, die eine Auflösung der Bedürfnisspannung und gleichzeitig eine zwischenmenschliche, kommunikative Situation hervorgerufen hat. Im späteren Leben verlaufen Dynamismen wegen sozialer und kultureller Einflüsse wesentlich komplizierter als im Säuglingsalter, besonders wenn der Lust-Dynamismus in der Zeit der Pubertät zentrale Bedeutung gewinnt.

4.3.2.4 Zonen der Wechselwirkung

Die biologisch bedingten Dynamismen verwirklichen sich über bestimmte Körperzonen, die Sullivan als Zonen der Wechselwirkung (zones of interaction) bezeichnet, weil sich über diese nicht nur die für das Überleben notwendige Bedürfnisbefriedigung, sondern gleichzeitig der Kontakt mit der mitmenschlichen Umgebung vollzieht. Zu diesen Interaktionsbereichen zählt Sullivan die Oralzone, die anale und urethrale Zone, die genitale Zone, die manuelle Zone sowie die auditive Zone. Dabei wird unter einer Zone nicht nur das spezifische Organ wie z.B. der Mund verstanden, sondern auch die mit ihm verbundenen Organe – wie der Rachen, der Kehlkopf mit den Stimmbändern und die Verdauungsorgane – sowie die zugehörigen Verbindungen des Nervensystems (Sullivan 1953/1980, S. 90).

Als wichtigstes Beziehungsfeld tritt zunächst die orale Zone in Erscheinung, da das Kind über diese die Beziehung zur Umwelt herstellt, und zwar über drei verschiedene Mechanismen; sie sorgt für den Atemzyklus, für die Aufnahme oder Verweigerung von flüssiger und fester Nahrung sowie für die Erzeugung hörbarer Klänge, die für die Kommunikation mit den Beziehungspersonen von entscheidender Bedeutung sind.

Das Schreien des Säuglings führt unter günstigen Bedingungen dazu, dass sich die Mutter ihm in zärtlicher Weise zuwendet und er die Brust mit seinen Lippen zu fassen bekommt, so dass er durch Saugen und Schlucken Befriedigung erlebt. Wenn er dieses befriedigende Erlebnis häufiger macht, bildet sich durch den wiederholten Erfolg ein kooperatives Verhaltensmuster, und das Kind speichert die Erfahrung, dass sein

Schreien „auf magische Weise“ die sehr angenehme Situation herbeiführt, dass die Brustwarze und damit die Nahrung in seinen Mund kommt.

Dieses auf primitive, prototaktische Weise gebildete Verhaltensmuster „Schreien-wenn-hungrig“ (crying-when-hungry) wird zu einem grundlegenden Bestandteil der kindlichen Psyche. Weitere sehr frühe Verhaltensmuster sind „Schreien-wenn-kalt“, „Schreien-wenn-nass“ oder „Schreien-wenn-Schmerzen“. Obwohl diese Aktionen für das Kind wegen der unterschiedlichen Intentionen sehr verschiedenen sind, kann das Schreien in allen Fällen gleich klingen und auch im physikalischen Sinne gleich sein. Daher kommt es darauf an, dass die Mutter oder eine andere „bemutternde“ Person dieses Zeichen – d.h. das Schreien – in richtiger Weise so interpretiert, dass sie die vom Säugling intendierte Bedeutung versteht und sich ihm in angemessener Weise zuwendet (Sullivan 1953/1980, S. 91 f. u. 112).

Sullivan hält es für äußerst wichtig, die Meinung, die man sich als Beobachter von dem Verhalten eines Menschen macht, nicht mit der wahren Bedeutung zu verwechseln, die das Verhalten für den Betreffenden hat. Er warnt davor, dass in der Psychotherapie und Psychiatrie häufig solche Fehler mit verheerenden Folgen gemacht werden. So werde zum Beispiel das Verhalten Schizophrener falsch interpretiert, weil „der alte Aberglaube“ bestehe, dieses „sei im Wesentlichen nicht eine Sache der Psyche“ (ebd., S. 93).

4.3.2.5 Erste interpersonale Erfahrungen

Bei dem durch die Oralzone erlebten Prozess macht der Säugling erste wichtige Erfahrungen, und zwar im prototaktischen Modus. Erfahrung ist nach Sullivan „alles, was erlebt und erlitten wird, ... die innere Komponente der Ereignisse, an denen ein lebender Organismus teilhat – das heißt als strukturiertes Ganzes.“ Erfahrung beinhaltet also die innere Verarbeitung eines Ereignisses und ist „nicht dasselbe wie das Ereignis selbst“ (ebd., S. 50). Erfahrung „ist oder bewirkt die dauerhafte Veränderung funktionaler Aktivitäten des lebenden Organismus“ (ebd., S.88), ist also ein grundlegender Lernvorgang, bei dem etwas in der Vergangenheit Erlebtes festgehalten, also gespeichert wird und eine Vorhersage in die Zukunft erfolgt. Sullivan spricht hier von Erinnerung (recall) und Vorhersage (foresight).

Der Säugling erwartet, dass sein durch ein Bedürfnis (z.B. Hunger) ausgelöstes Verhalten (Schreien) auch in Zukunft die erwünschte Reaktion der mütterlichen Person und damit eine kooperative Interaktion zwischen ihr und dem Kind hervorruft. „Häufiger Erfolg hat bereits sehr früh im Leben einen äußerst starken Einfluss auf die Gestaltung der Vorhersage“ (ebd., S. 95). Außer dem Gefühl von Geborgenheit und Verlässlichkeit verinnerlicht das Kind somit die für sein späteres Selbstwertgefühl

wichtige Erfahrung, dass es durch eigene Kraft etwas bewirken kann. Außer der Befriedigung seines ursprünglichen Bedürfnisses bewirkt es gleichzeitig die Herstellung einer von zärtlicher Zuwendung geprägten interpersonalen Situation. Es speichert aber auch die Erfahrung, dass sein Schreien nicht in jedem Fall zu dem gewünschten Erfolg führt, da die Mutter hin und wieder abwesend ist, aber nach einem solchen Misserfolg doch wieder erscheint.

Bereits sehr früh macht der Mensch so die wichtige Erfahrung von Macht und unvermuteter Machtlosigkeit oder Ohnmacht. Dies kann als Beginn der Hinführung zu dem angesehen werden, was Freud als das Realitätsprinzip bezeichnet hat. Wir müssen als Kinder die Erfahrung verarbeiten, dass unsere Erwartungen und Wünsche nicht immer zum Erfolg führen. Im Laufe der Entwicklung müssen angemessene Wege gefunden werden, mit Frustrationen und Misserfolgen umzugehen. Wer als Kind nicht gelernt hat, die allgemein-menschliche Machtlosigkeit zu ertragen und an ihrer Überwindung zu arbeiten, kann an der Vorstellung psychisch erkranken, dass seine Gedanken und Wünsche allmächtig seien und von der Umwelt respektiert werden sollten (vgl. Rattner 1969, S. 52).

Wenn die Aussicht auf Erfolg ziemlich groß ist, werden negative Erfahrungen nicht gespeichert. Sullivan stellt in diesem Zusammenhang fest, dass die menschliche Psyche generell dazu neigt, negative Erfahrungen eher dem Vergessen anheim fallen zu lassen als Erfolge, auch wenn diese rein zufällig eingetreten sind (Sullivan 1953/1980, S. 96). Wenn das Kind jedoch häufig frustrierende Erfahrungen macht, werden diese zwar durch den Dynamismus der Apathie vorübergehend abgemildert. Aber ein Übermaß an Frustrationen führt zu vermehrter Apathie, welche sich sehr nachteilig auf die Persönlichkeitsentwicklung auswirkt.

Dies trifft besonders auf den Fall zu, dass im Säugling gleichzeitig mit dem Stillen Angst ausgelöst wird, die sich von einer ängstlichen Mutter auf ihn durch Empathie überträgt. Das Kind empfindet unlustvolle Spannung und Angst, die zwar als allumfassend erlebt wird aber doch irrtümlicherweise mit einer Interaktionszone assoziiert werden kann, zum Beispiel mit der zur oralen Zone gehörenden Mutterbrust. Wenn der Säugling wegen seiner Verunsicherung und Angst die Nahrungsaufnahme verweigert, lehnt er die Brust der Mutter ab, deren Ängstlichkeit dadurch verstärkt wird und vermehrte Angst des Kindes auslöst. Die ursprünglich Euphorie bringende gute Brust wird vom Kind als eine andere, als schlechte Brust erlebt und zurückgewiesen (Sullivan 1953/1980, S. 97 f.). Der Hunger des Säuglings und sein Zärtlichkeitsbedürfnis werden nicht gestillt, so dass es zu keiner befriedigenden Auflösung der Situation kommt, sondern zu deren Desintegration, d.h. „die interpersonale Situation ist

zerstört – sie bricht ab“ (ebd., S. 120). Wiederholt sich dieses Geschehen häufiger, wird das Auftauchen der Brust und damit der Mutter zur Ankündigung von Angst.

Die ursprünglich diffuse Wahrnehmung im prototaktischen Modus wird durch diese Erfahrungen allmählich erweitert zu einer differenzierten Wahrnehmung, welche überleitet in den parataktischen Modus. Das Kind lernt, zwischen einer guten, befriedigenden Fütterungssituation (nipple-in-lips experience) und einer schlechten, frustrierenden zu differenzieren und erwirbt dadurch die Fähigkeit, Unterschiede in der Umgebung als solche wahrzunehmen und generell zwischen gut und schlecht zu unterscheiden.

Die genauere Wahrnehmung wird durch die Reifung der Distanzrezeptoren (Auge und Ohren) ermöglicht. Die Sinneswahrnehmungen des Sehens, Hörens, Riechens und auch des Tastens und Schmeckens werden immer funktionstüchtiger und vermitteln dem Kind ein immer differenzierteres Bild der Umwelt. An der seelisch-geistigen Entwicklung des Kindes ist nicht nur die biologische Reifung beteiligt, sondern auch sein Bestreben, Angst zu vermeiden, um Zufriedenheit und interpersonale Sicherheit zu erleben. Da es hierbei ganz von der mütterlichen Person abhängig ist, versucht es, diese Person genauer wahrzunehmen und sich ihr anzupassen.

4.3.2.6 Persönlichkeit und Personifizierungen

Die Struktur des Beziehungsgeschehens zwischen dem Kind und der mütterlichen Person bildet den Anfang der Persönlichkeit eines Menschen. Diese ist nach Sullivan nicht etwas Statisches im Individuum, sondern eine dynamische Einheit, welche durch die zwischenmenschlichen Erfahrungen in der frühen Kindheit entsteht. Er definiert Persönlichkeit als „das relativ überdauernde Muster wiederkehrender interpersonalen Situationen, die ein menschliches Leben charakterisieren“ (1953/1980, S. 137).⁴⁰ Da nach diesem Konzept die Persönlichkeit aus Beziehungs- und Verhaltensmustern und nicht aus intrapsychischen Merkmalen besteht, unterscheidet sich dieses Konzept grundsätzlich von den meisten anderen Persönlichkeitstheorien.

Die Beziehungsmuster, welche die ersten Bausteine der Persönlichkeit darstellen, sind die sogenannten frühkindlichen Personifizierungen (personifications), die in der mehr oder weniger gelingenden interpersonalen Kooperation gebildet werden.

Aus allen gelungenen Situationen der Bedürfnisbefriedigung und zärtlichen Zuwendung entsteht im Kind zunächst das Bild der „guten Mutter“ (good mother). Aufgrund seiner Erfahrungen kann der Säugling nach und nach erkennen, ob sich ihm die gute Mutter nähert, die ein Symbol für die erwartete Bedürfnisbefriedigung darstellt,

⁴⁰ Im Original: „Personality (is) the relatively enduring pattern of interpersonal situations which characterize a human life“ (1953, S. 110 f.).

oder die „schlechte Mutter“ (bad mother), die für ihn ein Symbol für bevorstehende Schwierigkeiten und Angst ist (ebd., S. 113 f.).

Sullivan nennt diese verinnerlichten Vorstellungen, die sich ein Mensch von seinen Mitmenschen oder von sich selbst macht, Personifizierungen. Da diese aufgrund subjektiver interpersonaler Erfahrungen gebildet werden, dürfen Personifizierungen nicht mit den realen Personen gleichgesetzt werden. Jeder Mensch wird in seinem Verhalten gegenüber der Umwelt von solchen Personifizierungen geprägt, die davon abhängen, wie er die Mitmenschen und die Beziehungen zu ihnen interpretiert.

Die früheste Personifizierung ist die der guten Mutter, „mit der er oral integriert ist.“ Sie „symbolisiert bevorstehende Befriedigung der verschiedenen Bedürfnisse“ (ebd., S. 137 f.). Dabei wird die mütterliche Person noch nicht als Objekt, also als getrennt vom Subjekt erlebt, da das Beziehungsgeschehen im prototaktischen Modus noch ganzheitlich wahrgenommen wird. Außerdem „ist diese Personifikation nicht die ‚wirkliche‘ Mutter – ein als Entität verstandenes, besonderes Lebewesen, ... sondern eine elaborierte Strukturierung infantiler Erfahrung“ (ebd., S. 138). Auch wenn sich mehrere reale Personen dem Säugling in zärtlicher Weise zuwenden, verschmelzen diese Beziehungen anfangs zu einer einzigen Personifizierung der guten Mutter.

Sullivan weist darauf hin, dass auch die Mutter eine Personifizierung des Säuglings in sich trägt, welche aufgrund ihrer positiven sowie negativen Erfahrung mit ihrem Kind gebildet wird. Sie wird auch beeinflusst von früheren Erfahrungen mit zuvor geborenen Kindern, von Erwartungen hinsichtlich bevorstehender Veränderungen des Kindes sowie von den Pflichten und Verantwortungen, welche die Mutter von ihrer Umgebung und der Gesellschaft als für sich gültig übernimmt. Diese „sozialen Pflichten und Verantwortungen, die der Säugling für die Mutter symbolisiert“, lassen sie gelegentlich unsicher, besorgt oder ängstlich werden im Umgang mit ihrem Kind. Aus der Erfahrung solcher Situationen bildet dann der Säugling seine Personifizierung der schlechten Mutter.

Alle Erfahrungen, egal mit wie vielen Personen, die mit Angst verbunden sind, verbinden sich im Säugling zu einer zunächst einzigen Personifizierung, die Sullivan die schlechte Mutter nennt. Er bezeichnet diese Personifizierung als äußerst komplex und von größter Bedeutung, weil der Säugling für Merkmale zweier verschiedener Menschen eine einzige Personifizierung bildet. „Dieses Herausstrukturieren eines einzigen Zeichens aus der Erfahrung mit zwei verschiedenen Menschen ... ist ein sehr frühes Beispiel für eine ungemein wichtige Fähigkeit, die sich keineswegs allein auf den Menschen beschränkt“ (ebd., S. 145). Diese Fähigkeit ist eine entscheidende Voraussetzung für die Persönlichkeitsentwicklung. Wegen der Möglichkeit der differenzierten Wahrnehmung – infolge des verbesserten Sehens und Hörens etwa in der

Mitte des Säuglingsalters – kann der Säugling auch seine Begegnungen mit derselben realen Person dahingehend differenzieren, dass er zwei rudimentäre Personifizierungen bildet, die der guten und der schlechten Mutter.

Erst gegen Ende der Säuglingszeit, wenn die Sprachentwicklung beginnt, kann das Kind die beiden Personifizierungen der Mutter zu einer einzigen Personifikation dieser Person zusammenfügen, die wechselnden Launen und Gemütsverfassungen unterliegt. Reste der ursprünglichen Aufspaltung der frühen interpersonalen Erfahrungen bleiben aber in den meisten Menschen lebenslang erhalten. In besonderem Maße trifft dies nach Sullivan für distanzierte, selbstbezogene Menschen zu, die unfähig sind, dauerhafte zwischenmenschliche Beziehungen zu gestalten. Sie beurteilen alles, auch ihre Mitmenschen, nach dem Schwarz-Weiß-Schema; Abstufungen zwischen Gut und Schlecht kennen sie nicht (vgl. Sullivan 1940, S. 80). Besonders ausgeprägt ist dieses starre, dualistische Denken bei psychotisch Erkrankten, denen die Fähigkeit mangelt, aus zwischenmenschlichen Erfahrungen zu lernen, sich angemessen, d.h. situationsgemäß den Mitmenschen gegenüber zu verhalten.

Das Differenzierungsvermögen, eine frühe Form des „verfeinerten“ Lernens, dient nach Sullivan in erster Linie dem Zweck, erste Anzeichen von Angst wahrzunehmen und ihnen gegenüber eine Alarmbereitschaft zu entwickeln mit dem Ziel der Angstvermeidung, weil Angst eine extrem unangenehme Erfahrung ist (Sullivan 1953/1980, S. 147 f.). Zunächst noch sehr vage, später aber immer differenzierter nimmt das Kind als Warnsignale für bevorstehende Angst sogenannte abschreckende Gesten der Mutter wahr. Diese bestehen aus Veränderungen ihrer Sprechweise, der Tonlage ihrer Stimme, Unterschiede in der Muskelspannung in ihrem Gesicht (Mimik) und unangenehmen Veränderungen ihrer Körperbewegungen. Im späteren Leben richtet sich die immer differenziertere Wahrnehmung solch abschreckender Gesten nicht nur auf die Mutter, sondern auf alle wichtigen Bezugspersonen, also auf „jene Menschen, die im Leben eines Menschen eine wichtige Stellung einnehmen, oder anders gesagt, auf seine interpersonalen Beziehungen“ (ebd., S. 111).

Wenn ein Kind vorwiegend angstgefüllte Erfahrungen bei der Befriedigung seiner Bedürfnisse macht, fehlt ihm als Basis für seine biologische und seelische Reifung das Gefühl der Geborgenheit, das Grundvertrauen, welches Erik H. Erikson in seiner Darstellung der ersten Entwicklungsaufgabe – Vertrauen versus Misstrauen – beschrieben hat (1950). Die verinnerlichte Erfahrung liebevoller zwischenmenschlicher Kooperation, also die Personifizierung der guten Mutter, wird durch ein Übermaß an Angst stark behindert.

Sullivans Konzept der Personifikation der schlechten Mutter wurde durch Untersuchungen von S. I. Greenspan (1983) bestätigt. Bei Kindern emotional schwer

gestörter Mütter wurde festgestellt, dass diese den Blickkontakt mit dem unangenehmen Gesicht der Mutter vermieden, indem sie den Kopf wendeten und ihren Körper abwendeten. Nach der Festigung dieses Verhaltensmusters waren die Kinder nicht mehr in der Lage, zu Erwachsenen überhaupt Kontakt aufzunehmen, so dass sie auch keine positiven Erfahrungen mit Ersatzmüttern machen konnten. Sie begegnen folglich ihrer hilfreich eingestellten Umwelt mit Feindseligkeitserwartungen, weshalb sie mit großer Wahrscheinlichkeit im späteren Leben schwere psychische Störungen zu gewärtigen haben (vgl. Evans 1996, S. 81 f.).

Was Sullivan über die Mutter-Kind-Beziehungen und die kindlichen Personifizierungen sagt, trifft nicht nur auf die leibliche Mutter zu, sondern auf jede andere Person, die sich um den Säugling kümmert. Deshalb verwendet er häufig den Ausdruck „the mothering one“. So entwickelt das Kind auch zu seinem Vater und zu möglichen Geschwistern eine zunehmend engere Beziehung sowie entsprechende Personifizierungen. Aus all seinen befriedigenden und angstbesetzten Erfahrungen mit diesen Beziehungspersonen entwickelt das Kind schon im ersten Lebensjahr seine grundlegenden Einstellungen gegenüber den Mitmenschen (vgl. Chapman 1976, S. 156).

4.3.2.7 Die frühe Entwicklung des Selbst

Nach den Personifizierungen der guten und schlechten Mutter beginnt das Kind auch, sich selbst als etwas von der Mutter Getrenntes wahrzunehmen und aufgrund seiner Beziehungserfahrungen Vorstellungen von sich selbst, sogenannte Selbst-Personifikationen, zu entwickeln. Dies ist der Beginn dessen, was Sullivan das Selbst nennt. Gemäß seinem Konzept des Selbst, welches stark von dem Sozialpsychologen George Herbert Mead beeinflusst wurde, formt sich dieses aus den Vorstellungen, die der Mensch von sich selber macht, und diese ergeben sich aus seinen verinnerlichten zwischenmenschlichen Erfahrungen. In seinem Buch *Conceptions of Modern Psychiatry* definiert er das Selbst, welches er auch Selbst-Dynamismus nennt, als die Summe der verinnerlichten Beurteilungen durch andere: „The self may be said to be made up of reflected appraisals (of others)“ (1940/1953, S. 22).

Am Beginn dieses Prozesses steht die Wahrnehmung des eigenen Körpers, und zwar zuerst durch den eigenen Daumen, den der Säugling in den Mund führt und daran saugt. Er erlebt eine zweifache Sinneswahrnehmung: Im Mund fühlt er den Daumen – ähnlich wie die Brustwarze –, und „der Daumen fühlt sich gesaugt“ (1953/1980, S. 163). Der Säugling erlebt eine Unabhängigkeit von anderen Personen, auf deren Zuwendung er manchmal lange warten muss, denn er kann die Befriedigung dieses zonalen Bedürfnisses konstant selbst herbeiführen, ohne jemand anderes herbeirufen zu müssen. Mit dieser Erfahrung, selbstgenügsam sein zu können, hat er nach Sullivan „viel

profitiert und an Reife hinzugewonnen“ (ebd., S. 166). Diese Selbst-Sinneswahrnehmung ist „der Ausgangspunkt für eine ganz enorme Entwicklung“ (ebd., S. 168), weil das Kind mit den Händen alle Körperteile erkundet und hieraus allmählich die Vorstellung vom eigenen Körper entwickelt, die eine Voraussetzung für die Ich-Entwicklung darstellt. Sie ermöglicht uns, anders als das Tier, die Welt und uns selbst als etwas Unterschiedliches wahrzunehmen, ein Bewusstsein von der Welt und ein Selbstbewusstsein zu entwickeln.

Das Kennenlernen des eigenen Körpers ist eng verkoppelt mit den Erfahrungen des Kindes mit seinen Beziehungspersonen. Es „kann nicht einmal seinen eigenen Körper ungehindert erkunden und kennen lernen“ (ebd., S. 168). Denn seine Erkundungen werden gewöhnlich von den Erwachsenen, hauptsächlich der Mutter, entweder mit Wohlwollen begleitet oder als schädlich und unanständig beurteilt. So kann die Mutter mit heftigen Worten und abschreckenden Gebärden reagieren, die im Kind Angst auslösen und es daran hindern, sein Körpergefühl uneingeschränkt auszuweiten. Neben dem Daumenlutschen wird insbesondere die Berührung der analen Zone und der Genitalien häufig mit strengen Verboten belegt, die von unseren kulturellen Überzeugungen hinsichtlich Sinnlichkeit und Lust herrühren, welche von der asketischen jüdisch-christlichen Religion geprägt sind.

Wegen der von den Eltern vermittelten starken Angstgefühle können der Anus und die Genitalien Tabuzonen werden, die zusammen mit den entsprechenden Bedürfnissen und lustvollen Strebungen so total aus dem Bewusstsein verdrängt werden, dass sie für das Individuum quasi nicht mehr existieren. Sullivan spricht hier von „primitiver genitaler Phobie“ (ebd., S. 200). Die „immer unangenehmer werdenden abschreckenden Gesten der Mutter“ führen dazu, „dass diese Zonen des ‚Selbstseins‘ abgespalten und der eigentümlichen Erscheinung zugeschrieben werden, die wir ... als den Nicht-Ich (not-me) genannten Persönlichkeitsbereich kennen lernen werden“ (ebd., S. 172). Dadurch wird die Entwicklung des guten Ich (good-me) so erheblich behindert, dass eine gehemmte, verstümmelte, lebensuntüchtige Persönlichkeit zustande kommt, nach Sullivan „eine Karikatur dessen, was der Mensch sein könnte.“

4.3.2.8 Erlernen der Mimik und erster Sprachmitteilungen

In enger Beziehung zum Körpererlebnis stehen die interpersonalen Prozesse, die beim Erlernen von Gesichtsausdrücken und dem Begreifen der Mimik anderer Menschen beteiligt sind. Der Wechsel der muskulären Spannung im Gesichtsbereich ermöglicht dem Menschen eine Vielfalt von differenzierten Ausdrucksmöglichkeiten. Etwa im sechsten bis achten Lebensmonat lernt das Kind im Kontakt mit der Mutter oder anderen Bezugspersonen, dass eine zunächst zufällige Bewegung seiner

Gesichtsmuskeln, das Lächeln, sozial bedeutsam ist. Nach Sullivan ist das Lächeln keine Instinkthandlung, sondern wird aufgrund von prototaktischen Erfahrungen mit der mütterlichen Person erlernt (ebd., S. 173 f.). Das Lächeln des Säuglings wird freudig aufgenommen und durch Zuwendung beantwortet, so dass eine ermutigende nonverbale Kommunikation zwischen Mutter und Kind beginnt.

Diese kann auch fehlschlagen, wenn die Mutter infolge sorgenvoller Erwartungen dem Kind mit einem angsterfüllten, angespannten Gesichtsausdruck begegnet und dessen Wohlbefinden dadurch beeinträchtigt wird. „Somit lernen die Menschen, ihre Gefühle buchstäblich durch Versuch-und-Irrtum-Annäherung unter dem Einfluss von Angst auszudrücken“ (ebd., S. 174).

Etwa zur selben Zeit lernt das Kind auch den Gebrauch von Lauten zum Zweck der Mitteilung, eine menschliche Fähigkeit „von einfach überwältigender Bedeutung für das spätere Leben“ (ebd., S. 175). Auch hier geschieht das Lernen durch Versuch und Irrtum, aber nicht unter dem Einfluss von Angst wie bei der Mimik, sondern durch Lernen am Modell anderer Menschen. Wenn das Kind in der Lage ist, das Hören mit den Sprechwerkzeugen zu koordinieren, experimentiert es mit eigenen Lauten und ahmt Klänge nach, die es von der Umgebung hört. Es gleicht seine anfangs sonderbaren Geräusche durch ausdauerndes Bemühen jenen kleinsten Elementen der Sprache an, die als Phoneme bezeichnet werden. Die richtigen phonemischen Laute, die den Beziehungspersonen Freude machen – wie z.B. „ma“ oder „pa“ –, werden häufig wiederholt, die anderen werden nicht in den Sprachschatz aufgenommen. So wird durch interpersonales Zusammenspiel die Grundlage für das spätere Erlernen der sozial anerkannten Sprache geschaffen.

4.3.2.9 Lernen als Strukturierung von Erfahrung

Gegen Ende des neunten Lebensmonats hat der als „menschliches Tier“ geborene Säugling schon eine erstaunliche Reihe von Funktionen und Fähigkeiten entwickelt, welche das Besondere der menschlichen Lebensweise ausmachen. Dieser Reifungsprozess ist als Abfolge von Lernprozessen zu verstehen. Lernen ist nach Sullivan die Strukturierung von Erfahrung (the organization of experience) (1953/1980, S. 177). Voraussetzung für das Erlernen bestimmter Fähigkeiten ist außer der entsprechenden biologischen Reifung – z.B. der Sinnesorgane oder des Bewegungsapparats – die Gelegenheit, die jeweilige Fähigkeit anzuwenden und zu erproben. Diese ist in den meisten Fällen nur durch eine zwischenmenschliche Situation gegeben, also durch „Kooperation mit der mütterlichen Bezugsperson“ (S. 178), wie dies am Beispiel des Lächelns und des Spracherwerbs bereits erläutert worden ist. Hierbei wird deutlich, dass es sich beim Erlernen von Mimik und Sprache um soziales Lernen handelt,

welches verbunden ist mit Imitation, also Modelllernen, und dem Lernen durch Versuch und Irrtum – oder wie Sullivan sagt, durch Versuch und Erfolg – trial and success – (ebd., S. 182).

Sullivan formulierte also verschiedene Lernprozesse, die später durch die Lernforschung bestätigt wurden. Albert Bandura (Jg. 1925) wurde bekannt durch seine Veröffentlichungen über das Imitationslernen und das soziale Lernen.⁴¹ Die Theorie des Lernens durch Trial-and-error, auch Zufallslernen genannt, wurde von E. L. Thorndike (1874–1949) begründet, der dazu sein „Gesetz des Effektes“ formulierte:

Eine Handlung wird umso sicherer wiederholt, je befriedigender der sie begleitende Gesamtzustand ist – oder einfacher: Erfolg wiederholt man gern (zit. in: Benesch 1987/2002, S. 151).

Die von B. F. Skinner (1904–1990) begründete Theorie des Lernens auf Grund von Belohnung und Verstärkung, die er in den 1950er Jahren veröffentlichte, wurde ebenfalls von Sullivan vorweggenommen. Er meinte, das für das ganze Leben wichtige Lernen durch Belohnung und Strafe, setze im späteren Säuglingsalter ein. Aber bereits beim jungen Säugling wird das Lernen ermutigt durch „Streicheln, Liebkosungen und ähnliche Vergnügungen bereitende Manipulationen des Kindes,“ wenn es von den Mitmenschen Zustimmung und aktives Interesse an dem erhält, was der Säugling gerade macht (1953/1980, S. 182).

Auch Jean Piagets (1886–1980) Darstellung der Entwicklung der kognitiven, intellektuellen und sozialen Fähigkeiten des Kindes stimmen weitgehend mit Sullivans Lern- und Entwicklungstheorie überein. Hierauf hat James Youniss in seiner Arbeit *Parents and Peers in Social Development: A Sullivan–Piaget Perspective* (1980) hingewiesen.

4.3.2.10 Drei Personifizierungen des Ich

Etwa in der Mitte des ersten Lebensjahres entwickelt das Kind aufgrund der Erfahrungen mit seinen Bezugspersonen und der oben erwähnten drei Arten des Lernens differenzierte Vorstellungen über sich selbst, die „unweigerlich mit der Sinneswahrnehmung ‚mein Körper‘ verknüpft“ sind (Sullivan 1953/1980, S. 188). Diese nennt Sullivan „gutes Ich“, „schlechtes Ich“ und „Nicht-Ich“ (good-me, bad-me, not-me).

Das „gute Ich“ bildet sich aus den weitgehend angstfreien Erfahrungen mit der zufriedenen Mutter, welche bei der Bedürfnisbefriedigung dem Kind „ihre Wertschätzung durch Zärtlichkeitsbekundungen zeigt“ (ebd., S. 189). In dem Maße, wie

⁴¹ Bandura, Albert: *Lernen am Modell*, Stuttgart 1976 und *Sozialkognitive Lerntheorie*, Stuttgart 1979 [Social Learning Theory, Englewood Cliffs, N.Y. 1977, Prentice-Hall]

es von der Umwelt bejaht wird, kann das Kind sich auch selbst bejahen; es weiß sich dabei mit seinen wichtigen Beziehungspersonen im Einklang. Das sich weiter entwickelnde gute Ich entspricht dem, was wir meinen, wenn wir von uns selbst als ich sprechen.

Das schlechte oder böse Ich entsteht durch Angst auslösende Erfahrungen mit den elterlichen Bezugspersonen. Wenn eigene Bedürfnisse und Verhaltensweisen von ängstlichen oder strengen Eltern missbilligt oder bestraft werden, können diese Persönlichkeitsanteile ins böse Ich abgedrängt werden. Dadurch wird das Ich des Kindes wesentlich geschwächt, denn es strebt danach, alle Erfahrungen zu vermeiden, die wegen der Verurteilung durch die Umwelt bei ihm Angst auslösen, weil sie von der Umwelt verurteilt werden. Wenn aber das Kind Strebungen in sich als Teile des schlechten Ich verneint, werden die Selbstständigkeit und Entwicklungsfreude stark behindert.

In den Bereich des Nicht-Ich werden alle Tendenzen verdrängt, die durch die rigiden Erziehungseinflüsse der Eltern mit panischer Angst belegt wurden und so unheimliche Gefühle wie Grauen, Schrecken, Ekel oder Ehrfurcht auslösten. In der frühen Kindheit werden Körperregionen und die mit ihnen verbundenen Bedürfnisse und Gefühle durch die Eltern tabuisiert: der Analbereich, die Geschlechtsorgane und das Urethrale; sie fallen dem Nicht-Ich anheim.

Das Nicht-Ich ist dem Bewusstsein nicht zugänglich, bleibt aber das ganze Leben hindurch virulent und kann in Träumen, Albträumen und schweren schizophrenen Episoden hervorbrechen, insbesondere in der Zeit der Pubertät. Der gesamte Organismus wird in dieser Zeit umgebaut, und die körperlichen Veränderungen beim Jungen und Mädchen müssen ebenso integriert werden wie die als bedrohlich erlebte Sexualität, welche bis dahin aus dem Bewusstsein verdrängt wurde, also gleichsam nicht vorhanden war. Der Jugendliche erlebt sich als lückenhaft sowie unnormale im Vergleich zu seinen Altersgenossen und kann in die Psychose abgleiten oder eine psychosomatische Störung wie z.B. eine Essstörung entwickeln.

Nicht nur schwer Gestörte, auch sogenannte Normale haben einen mehr oder minder großen Nicht-Ich-Bereich, ohne dass sie irgendwie auffällig wären. Bei nicht manifest erkrankten Menschen zeigt sich das Nicht-Ich indirekt durch Lücken im Persönlichkeitsaufbau; Sullivan nennt dies ein „eigenartiges Ausbleiben von Phänomenen dort, wo Phänomene auftreten sollten“ (ebd., S. 190). Außerdem manifestiert es sich in dissoziiertem Verhalten, bei dem Menschen Dinge sagen oder tun, die ihnen selbst unbewusst sind, die aber für die Mitmenschen sehr bedeutungsvoll sein können.

Da die Nicht-Ich-Personifizierung schon früh im parataktischen Modus – also im vorsprachlichen Bereich – beginnt, entziehen sich deren Inhalte auch später beim Jugendlichen oder Erwachsenen jeglicher verbaler Kommunikation. Sie können jedoch in einer von Angstfreiheit und großem Einfühlungsvermögen geprägten Psychotherapie dem Verstehen zugänglich gemacht und allmählich in die Persönlichkeit integriert werden.

4.3.2.11 Die Anfänge des Selbstsystems

Schon im späten Säuglingsalter entwickeln sich aus dem Bestreben, das Gefühl des Wohlbehagens aufrecht zu erhalten – also gutes Ich zu sein –, und aus der zunehmenden Fähigkeit, ein Absinken der Euphorie als Warnsignal für bevorstehende Angst zu erfassen, die Anfänge eines das ganze Leben äußerst bedeutsamen Dynamismus, den Sullivan das Selbstsystem (self-system) nennt. Er bezeichnet ihn als sekundär, weil er keinerlei besonderen Interaktionszonen zugeordnet werden kann, sondern alle Zonen der Wechselwirkung und alle körperlichen Mechanismen betrifft, die für zwischenmenschliche Beziehungen wichtig sind (vgl. Sullivan 1953/1980, S. 191 f.).

Sullivan verwendete für das zentrale Konzept seiner Theorie im Verlauf der letzten zwei Jahrzehnte seines Lebens die drei Begriffe Selbst, Selbst-Dynamismus und Selbstsystem, die annähernd dasselbe bedeuten. Er hat die Unterschiede nicht genauer erläutert, aber in seinen letzten Jahren hat er den Begriff des Selbstsystems bevorzugt gebraucht. Mit diesem Konzept betont Sullivan im Gegensatz zu Freud die Bedeutung interpersoneller Interaktion und damit des sozialen Umfeldes für die Selbstentwicklung. Er schreibt hierzu:

„Das Selbstsystem ist voll und ganz von den interpersonalen Aspekten der lebensnotwendigen Umwelt des Menschen abgeleitet; es bildet sich aufgrund der extrem unverträglichen, extrem unangenehmen Erfahrungen der Angst; und es bildet sich dergestalt, dass bestehende oder vorhergesehene Angst vermieden oder minimiert wird“ (ebd., S. 217).

Im Erwachsenenalter ist die Tätigkeit des Selbstsystems darauf gerichtet, die Selbstachtung zu schützen und jede Minderung der Selbstachtung, die sich stets als Angst niederschlägt, zu vermeiden. Da andere Menschen von Anfang an in der Lage waren, „unsere Selbstachtung zu verletzen, unsere Euphorie zu mindern, ist es logisch, dass sich das Selbstsystem zu einer außerordentlich subtilen Einrichtung entwickelt, um auf Zeichen der Billigung und Missbilligung beim anderen zu lauern“ (Sullivan 1954/1976, S. 94 f.).

Daher meint A. H. Chapman, man könnte das Selbstsystem genauer als Selbst-Schutz-System (self-protecting system) bezeichnen. Es sei etwas Abstraktes, das nicht

direkt beobachtet werden könne. Es besteht aber „aus all den Sicherheitsoperationen, durch die sich eine Person gegen die Angst schützt und emotionale Sicherheit anstrebt“, und diese Sicherheitsoperationen seien nicht abstrakt, sondern beobachtbare interpersonale Handlungen, Einstellungen und Prozesse, die für eine Person charakteristisch sind (Chapman 1976, S. 95).

Wenn sich ein Selbstsystem entwickelt, das durch übermäßige Personifikationen des schlechten Ich und des Nicht-Ich belastet ist, entsteht das vorherrschende Streben, zwischenmenschlichen Begegnungen überhaupt auszuweichen, um beängstigende, bedrohliche Erfahrungen zu vermeiden. Daher hat das Selbstsystem die „eigenartige Tendenz, ‚wissentliche‘ Erfahrung derart zu lenken, dass man oft sonderbar unverändert bleibt, trotz ... objektiv gegebener Möglichkeiten, zu beobachten und zu analysieren, zu lernen und sich zu verändern“ (Sullivan 1953/1980, S. 336). Das Kind und später der Erwachsene macht somit auch keine positiven zwischenmenschlichen Erfahrungen, die seine früheren problematischen Erfahrungen modifizieren und ausgleichen könnten. Solche Menschen „gewinnen also über lange Zeit nur wenig an Reife hinzu“ (ebd., S. 336).

Das Selbstsystem kann also eine günstige Persönlichkeitsentwicklung erheblich behindern. Andererseits schützt es den Menschen vor übermäßigen Ängsten. Denn ohne diesen Schutz „würden wir überhaupt nichts tun – und wäre man gezwungen, doch etwas zu tun, so würde es unerträglich lange dauern, bis man damit zurecht käme“ (ebd., S. 197). Das Selbstsystem hat überdies die Funktion, dem Kind das Hineinwachsen in die soziale Umwelt zu ermöglichen, indem es lernt, auf angemessene Art Beziehungen zu vielen Menschen aufzunehmen und sich entsprechend zu verhalten (ebd., S. 196).

Sullivan findet es erstaunlich, dass trotz aller Komplexitäten, die mit dem Selbstsystem verbunden sind, die zwischenmenschlichen Beziehungen der meisten Menschen häufig ziemlich gut gelingen. Ein Grund hierfür liegt darin, dass die Menschen ihre Sicherheitsoperationen nicht nur verwenden, um Angst zu reduzieren, sondern auch um enge, befriedigende Beziehungen zu anderen herzustellen. Als weiterer Grund ist die generelle Tendenz zur Aufrechterhaltung von Gesundheit (the tendency toward health) zu nennen.

Diese ist in der Fähigkeit des menschlichen Organismus zu erkennen, bei Störungen der biochemischen Prozesse, Krankheiten und Verletzungen seine Funktionsfähigkeit in den meisten Fällen wieder herzustellen. Schon Alfred Adler hatte in seiner *Studie über Minderwertigkeit von Organen* (1907) beschrieben, dass bei Funktionsausfällen von einzelnen Körperteilen andere Organe deren Funktion kompensatorisch übernehmen. Auch Kurt Goldstein (1934) hat bei schwer Kriegsverletzten die Stabilisierung des Organismus auf einem neuen Niveau beobachtet.

In ähnlicher Weise besteht nach Sullivan eine Tendenz zur psychischen Gesundheit und zu gesundem zwischenmenschlichen Verhalten. Wenn keine störenden Einflüsse einwirken, wächst die Persönlichkeit in gesunder Weise, und ihre interpersonalen Beziehungen entwickeln sich günstig. Bildhaft ausgedrückt sagte er, das Problem im Garten seien nicht die Blumen, sondern das Unkraut; wenn dieses entfernt werde, könnten die Blumen gut gedeihen (vgl. Chapman 1976, S. 97).

4.3.3 Die Phase der Kindheit (childhood)

Die Phase der Kindheit (childhood) beginnt während des ersten Lebensjahres und dauert etwa bis zum Alter von vier bis fünf Jahren bzw. bis zum Schuleintritt. In ihr steht das Erlernen sozial angepassten Verhaltens im Mittelpunkt. Kennzeichen für den Übergang von der Säuglingszeit in diese Phase ist nach Sullivan die wachsende Bedeutung der Sprache und damit des syntaktischen Denkens und Sprechens.

4.3.3.1 Sprachentwicklung

Die zunächst autistische – d. h. nicht allgemein verständliche – Sprache des Säuglings, die zur parataktischen Stufe des Welterlebens gehört, wird allmählich ersetzt durch den syntaktisch richtigen Gebrauch der Wörter und anderer Symbole. – Im zweiten und dritten Lebensjahr, wenn das Kind sich bemüht, seine Mitwelt und seine Stellung darin zu verstehen, bilden sich viele solcher parataktischen Wahrnehmungsverzerrungen, besonders wenn seine zwischenmenschlichen Beziehungen prekär sind.

Übergang zum syntaktischen Denken

Der Übergang vom parataktischen Erleben im Säuglings- und frühen Kindheitsstadium zum syntaktischen Denken kann an folgendem vereinfachenden Fallbeispiel verdeutlicht werden. Ein einjähriges Kind, welches gewohnt ist, dass seine Mutter sich ihm prompt liebevoll zuwendet, wenn es hungrig, nass oder kalt ist, bemerkt, dass die Mutter stets am späten Nachmittag für längere Zeit verschwindet und erscheint, wenn es besonders lange und laut schreit. Irgendwann erkennt es, dass zu dieser Tageszeit der Vater nach Hause kommt und sich nach der Arbeit mit der Mutter über seine Erlebnisse unterhält. Wenn das Kind diese beiden Ereignisse in parataktischer Weise verknüpft, empfindet es, dass der Vater ihm gegenüber feindselig eingestellt ist, weil er ihm die Aufmerksamkeit der Mutter raubt. Es entwickelt in sich Angst und Feindseligkeit gegenüber seinem als Konkurrenten erlebten Vater.

Dies kann sich zu einer durchweg ängstlich-feindseligen Einstellung gegenüber männlichen Autoritätspersonen wie Lehrern oder Vorgesetzten verfestigen, wenn der

Vater sich vorwiegend desinteressiert oder ablehnend und streng gegenüber seinem Kind verhält. Die parataktische Wahrnehmungsverzerrung wurde hier nicht aufgelöst; es ist keine von syntaktischem Erleben geprägte Beziehungsfähigkeit entstanden.

Wenn das Kind dagegen in einer weitgehend angstfreien Atmosphäre aufwächst und zwischen ihm und seinem Vater eine wohlwollende, liebevolle Beziehung entsteht, wird es verstehen, dass dieser ihm gegenüber nicht feindselig eingestellt ist und dass seine Mutterbeziehung nicht bedroht ist durch das gute Verhältnis zwischen den Eltern. Das Kind hat eine syntaktische, d.h. emotional und sprachlich richtige Beziehungsfähigkeit erlernt, und zwar mit Hilfe der sogenannten konsensuellen Validierung (consensual validation).

Konsensuelle Validierung

Der in Sullivans Theorie zentrale Begriff der konsensuellen Validierung bedeutet, dass verbale oder nonverbale Äußerungen eines Subjekts so verwendet werden, dass sie von anderen in der richtigen Weise verstanden werden, dass also ein Konsens über die Bedeutung des Gesagten besteht. Konsensuelle Validierung ist die Grundlage für Verständigung im syntaktischen Modus, welche beim Übergang vom Säuglingsalter in die Kindheit beginnt:

Ein Konsensus ist erreicht worden, wenn der Säugling oder das Kind genau das richtige Wort für eine Situation gelernt hat, ein Wort, das nicht nur das bedeutet, was es für die Mutter zu bedeuten scheint, sondern das auch für das Kind dasselbe bedeutet (Sullivan 1953/1980, S. 210 f.).

Die Fähigkeit zur konsensuellen Validierung steigert sich normalerweise erheblich bis zum Alter von drei bis fünf Jahren und ermöglicht dem Kind eine günstige Persönlichkeitsentwicklung, wobei die Art der sozialen Umwelt des Kindes von entscheidender Bedeutung ist. Wächst es weitgehend isoliert in einer von Not, Depression und Spracharmut geprägten Umgebung auf, wird es diese Fähigkeit nur sehr reduziert erwerben und sozial ungeschickt, schüchtern und leistungsschwach bleiben.

Konsensuelle Validierung geschieht meistens spontan und ungeplant in Familien und anderen sozialen Gruppen. Sie kann auch bewusst gefördert werden wie in einer Psychotherapie, wo es um die Versprachlichung von verborgenen, unverständenen Seelenteilen geht. Besonders in Sullivans Behandlungsmethode spielt sie eine zentrale Rolle (vgl. Chapman 1976, S. 127).

Sullivan ging davon aus, dass der sich allmählich steigernde Spracherwerb des Kindes eine Grundvoraussetzung für die Persönlichkeitsentwicklung ist, und stellte fest, dass Erziehungspersonen, die sich dessen bewusst sind, „große Energie aufwenden, um

das kleine Kind mit Sprache, dem wichtigsten aller menschlichen Werkzeuge, auszustatten“ (1953/1980, S. 216).⁴²

Mit Hilfe der Sprache lernt das Kind, zwischenmenschliche Situationen besser zu verstehen und sich entsprechend zu verhalten. Dabei kann es zunehmend sowohl Zeichen als auch Symbole richtig verwenden, indem es deren Bedeutung versteht und mit Hilfe von Worten oder Gesten antizipieren kann, wie sich die zwischenmenschliche Situation verändern wird.

Lernen durch Gleichgültigkeit

Der Spracherwerb erfolgt nach Sullivan durch das Imitationslernen, das Lernen durch Belohnung, und durch das Lernen durch Gleichgültigkeit (indifference), welches auch als Lernen durch Nicht-Beachtung bezeichnet werden könnte. Hierbei werden kindliche Sprachäußerungen von der Mutter mit keinerlei Reaktion beantwortet, da sie nicht „zufällig den richtigen Bereich treffen“, und weil das Kind weder Befriedigung durch Belohnung noch Angst erlebt, unterlässt es nach und nach diese Äußerungen. Je beschäftigter und je Fantasieloser die Mutter ist, umso größer wird der Anteil nicht beachteter Äußerungen sein (vgl. Sullivan 1953/1980, S. 208). Auf diese Weise wachsen Kinder in spracharmen Familien heran, deren Sprachfähigkeit über lange Zeit sehr mangelhaft bleibt. Sullivan meint, dass dieses Lernen durch Nicht-Beachtung „einer der mächtigsten Einflüsse ist, denen der Mensch im späteren Leben ausgesetzt sein wird“, und dass er mit wachsenden interpersonalen Beziehungen an Bedeutung gewinnt (ebd., S. 208).

4.3.3.2 Elterliche Erziehungseinflüsse

Während die Entwicklung des Kindes im Säuglingsalter hauptsächlich von der Empathie und der Art der Zuwendung der Mutter, also von deren Fähigkeit zur Kooperation abhängig war, muss sich das Kind in der folgenden Entwicklungsphase vermehrt bemühen, den erzieherischen Wünschen und Forderungen der Eltern gerecht zu werden, und für die Eltern besteht die Aufgabe, sich um eine dem Entwicklungsstand des Kindes entsprechende Erziehung zu bemühen.

Vernünftige und unvernünftige Erziehung

Bei der verstärkten Sozialisierung des Kindes durch die Eltern geht es nach Sullivan um die Häufigkeit (frequency), Konsequenz (consistency) und hauptsächlich um die Vernünftigkeit (sanity) der elterlichen Erziehungsbemühungen (1953/1980, S. 199 f.).

⁴² „Great energy [is] devoted by the more mature people around the very young child to equip him with this most important of human tools, language“ (Sullivan 1953, S. 189).

Gemäß diesem Konzept müssen die Erwachsenen versuchen, durch Empathie und Vernunft zu verstehen, welche Fähigkeiten und Einsichten sie von dem Kind realistischerweise erwarten können. Denn dessen soziale Reifung und Entwicklung eines positiven Selbstwertgefühls werden in entscheidender Weise davon geprägt, wie die Eltern auf seine Bedürfnisse und Expansionsbestrebungen reagieren. Evans verweist darauf, dass diese Ideen Sullivans mit den sozialpsychologischen Forschungen (Edward E. Jones et al. 1971) in den 1960er und 70er Jahren über soziale Attribution (Zuschreibung) übereinstimmen (vgl. Evans 1996, S. 93).

Als Beispiel für elterliches Fehlverhalten mit verhängnisvollen Auswirkungen nennt Sullivan den in unserer Gesellschaft häufig vorkommenden Fall, dass ein etwa einjähriges Kind behandelt wird, als habe es einen eigenen Willen und würde willentlich Schwierigkeiten machen. Er nennt das Verhalten von Eltern, die versuchen, „den eigenwilligen Säugling zu lenken, zu führen, zu brechen, gefügig zu machen“, subpsychotisch und verweist darauf, dass dies zu „Verzerrungen“ (distortions) führt, die sich im späteren Leben als schwerwiegende psychische Störungen auswirken (1953/1980, S. 198 u. 200).

Des Weiteren werden Eltern – insbesondere Mütter – erwähnt, welche die wachsende Autonomie des Kindes nicht fördern, sondern diese zu verhindern suchen, und es durch Überfürsorglichkeit und Verwöhnung zur Unselbstständigkeit erziehen (Sullivan 1953, S. 173).⁴³ Das dritte Beispiel für unvernünftige Erziehung, welche Sullivan bei schwer gestörten Patienten gefunden hat, ist die Bemühung um eine zu frühe und rigorose Sauberkeitserziehung bereits im Alter von etwa 15 Monaten, wodurch „erschreckende Angstbarrieren“ errichtet werden hinsichtlich günstiger Gefühle bezogen auf den Anal- und Genitalbereich und „bei der Entwicklung der Vorstellung ‚mein Körper‘ und all seinen Verbindungen zum Ich-Konzept“ (1953/1980, S. 200).

Als besonders folgenreiche Einstellung der Eltern ist nach Sullivan deren schon erwähnte massive Angst („primitive genitale Phobie“), welche sie auf ihr Kinde übertragen, wenn dieses an seinen Genitalien herumspielt. In die Totalität der Erfahrung des eigenen Körpers wird somit „ein Loch eingestanz“, ein Nicht-Ich-Bereich, in dem diese Körperzone mitsamt den mit ihr verbundenen Empfindungen gleichsam verschwindet (ebd., S. 201).

Sullivan konstatiert in der Phase der Kindheit den vermehrten erzieherischen Einfluss durch Strafe, insbesondere wenn diese mit Schmerzen für das Kind verbunden sind. In allen Kulturen der Welt bestehe die verbreitete Meinung, das Kind – im Gegensatz zum Säugling – brauche Strafe, damit es lernt, Regeln nicht zu übertreten

⁴³ Dieser Erziehungsfehler wurde insbesondere von Alfred Adler als sehr gravierend herausgestellt, vor allem in seinem Buch *Kindererziehung* (1930/1976).

und Anweisungen zu befolgen. Er spricht von einer neuen Art des Lernens, bei dem das Kind gezwungen wird, die Übertretung bestimmter autoritärer Gebote mit Schmerz zu verknüpfen (ebd., S. 232). Besonders wenn es Strafe erhält, die es nicht vorhersehen konnte, erlebt es nicht nur Furcht vor den körperlichen Schmerzen, sondern auch beunruhigende, verunsichernde Angst.

Hierauf kann das Kind nach Sullivan auf verschiedene Weise reagieren. Werden die Erziehungsmaßnahmen von strengen, zwanghaften Eltern durchgesetzt, entwickelt sich ein rebellisches Kind, bei dem die Rebellion als Teil des schlechten Ichs verinnerlicht wird. Wenn es dagegen folgsam und gehorsam ist, wird dieser Gehorsam „unter halbwegs gesunden Bedingungen“ mit dem „guten Ich“ verbunden. Dies gilt insbesondere dann, wenn das Kind „am Leben der Eltern teilhat, mit ihnen ‚kooperiert‘, Anweisungen ausführt, häusliche Pflichten erfüllt und so weiter.“ Dadurch wird dem Kind die Vorstellung von Pflichten und Verantwortungen vermittelt, worin Sullivan „eine gute Vorbereitung für das Leben in einer sozialen Ordnung“ sieht (ebd., S. 234).

Verbergen, Lügen und Täuschen

Ein von Kindern häufig gesuchter Ausweg, um der Angst vor der elterlichen Strafe zu entgehen, ist das Verbergen von missbilligten Handlungen oder Gedanken, das Lügen und das Täuschen der Autoritätspersonen. Dieses Ausweichverhalten kann im weiteren Leben zu mentalen Störungen und sozialer Isolation führen (ebd., S. 236 u. 391). Das Kind lernt, die Sprache in magischer Weise zu gebrauchen, um sein Selbstwertgefühl zu schützen, indem es lügt oder Zauberformeln wie „Tut mir leid“ oder „Entschuldigung“ benutzt, welche die zu erwartende Strafe verhindern oder wenigstens mildern. Sullivan nennt diese Art von Sprachgebrauch zur Angstabwehr Verbalismen, „eine plausibel klingende Reihe von Wörtern, die – ungeachtet ihrer tatsächlichen, beträchtlichen Irrelevanz – die Macht haben, uns vor Angst und Strafe zu schützen“ (ebd., S. 236) . Sie entsprechen in etwa dem psychoanalytischen Begriff der Rationalisierung.

Noch bedeutsamer als die Verbalismen sind nach Sullivan die Als-ob-Verhaltensweisen („as-if“ performances). Durch genaue Beobachtung und Imitation (Lernen am Modell) versucht das Kind, sich so zu verhalten oder so zu sprechen wie die Erwachsenen. Dieses Verhalten wird dann problematisch, wenn es vom Kind benutzt wird, um Unerlaubtes zu verbergen und die Eltern zu täuschen, indem es die Rolle des braven, angepassten Kindes spielt, um Angst und Strafe zu vermeiden oder zärtliche Zuwendung zu erhalten (ebd., S. 237). Demselben Zweck dienen irgendwelche Tätigkeiten, die für das Kind ursprünglich interessant und nützlich waren, dann aber nur noch zur Täuschung der Autoritätspersonen ausgeübt werden. Diese sogenannten

Präokkupationen, die als Folge solcher Als-ob-Verhaltensweisen entstehen, können später zu regelrechten Zwangshandlungen werden.

Die von Sullivan beschriebenen Ausweichmanöver des Kindes führen zur Entstehung eines sehr unsicheren, schwachen Selbst, das sich durch Unechtheit schützt. Jean-Paul Sartre hat für dieses weit verbreitete menschliche Verhalten den Begriff der Unaufrichtigkeit (*mauvaise foi*) geprägt (1943/1991, S. 119 ff.).

4.3.3.3 Wut, Ärger und Ressentiment

Während der Säugling bei starken Einschränkungen seiner Bedürfnisse, welche Angst erzeugen, mit körperlich ausagiertem Wutverhalten (*rage behavior*) reagiert, kann das Kleinkind dieses direkte Wutverhalten ersetzen durch das Äußern der damit verbundenen Emotionen wie Wut, Zorn und Ärger (*anger*). Besonders wenn ein Kind von wütenden, ärgerlichen Eltern gestraft wird, lernt es durch Imitation von ihnen, Wut oder Ärger (*modifiziertes Wutverhalten*) als nützliches Mittel einzusetzen. Sullivan meint, ausgehend von solch frühen Erfahrungen benutze jeder Mensch in Situationen, in denen er sonst ängstlich wäre, Wut und Ärger sehr häufig und sehr geschickt (1953/1980., S. 240). Der Zusammenhang zwischen Bedrohtheitsgefühl und Wut bzw. Zorn bleibt von Kindheit an für das ganze Leben gültig: Stets wird ein Mensch mit Wut seine Angst verdecken, die er weder sich noch der Umwelt eingestehen will.

Wenn Kinder von besonders autoritären Eltern erleben, dass durch Wut ihre Situation noch verschlimmert wird, verbergen sie ihre Wut hinter Ressentiment oder Groll (*resentment*). Nach Sullivan gehört dieser Vorgang zu den sogenannten verdeckten Prozessen (*covert processes*). Drohen dem Kind daraufhin weitere Strafen, wenn es seinen Groll gegen die Eltern zeigt, wird es versuchen, auch seinen Groll und Ärger zu verbergen und diese Emotionen aus dem eigenen Bewusstsein zu verdrängen. Dadurch wird zwar die Angstspannung gemildert, aber es entstehen innere Spannungen, die häufig als psychosomatische Störungen und im späteren Leben als Krankheiten in Erscheinung treten (*ebd.*, S. 241).

4.3.3.4 Transformation in Feindseligkeit

Demütigende und erniedrigende Erziehungsmethoden können auch zur Folge haben, dass ein Kind weder gehorsam noch rebellisch, sondern feindselig und destruktiv wird. Nach Sullivan zeigt sich die Feindseligkeit sogenannter schüchternen Kinder darin, dass sie sich nicht trauen, irgendetwas zu machen, und sich deshalb weigern, „jene Dinge zu tun, die dringend erforderlich sind“ (*ebd.*, S. 242). Die meisten anderen Feindseligen sind offen böswillig und können zu Tyrannen oder Rüpel gegenüber ihren Mitmenschen werden.

Sullivan konnte aufgrund seiner Erfahrungen mit Schizophrenen keine Bestätigung für die Theorie finden, dass der Mensch seinem Wesen nach böse sei und wegen seines angeborenen Aggressionstriebes zu Grausamkeit und Sadismus neige. Seine Beobachtungen führten ihn zu der Erkenntnis, dass eine feindselige Grundhaltung nur bei Menschen auftritt, die als Kinder sehr früh besonders demütigende Erfahrungen gemacht haben. Seine Auffassung zur Entstehung von Aggressivität formulierte Sullivan in seinem Theorem der „malevolent transformation of personality“ (Transformation in Feindseligkeit). Demgemäß erfährt ein Kind, wenn es immer wieder sein Bedürfnis nach Zärtlichkeit, Liebe und mitmenschlicher Anerkennung äußert, tiefgreifende Frustrationen, die Angst und Schmerz auslösen. Es fühlt sich verletzt, ignoriert oder lächerlich gemacht. Dadurch wird seine ursprünglich auf zärtliche Kooperation ausgerichtete Grundhaltung umgewandelt in die Vorstellung, mitten unter Feinden zu leben (ebd., S. 242). Das Kind beginnt, sich folglich ablehnend und feindselig auch gegenüber Mitmenschen zu verhalten, die ihm freundlich begegnen. So entwickeln sich dann

jene merkwürdigen Phänomene, die im späteren Leben zutage treten werden, wenn der Jugendliche es praktisch jedem anderen Menschen unmöglich macht, ihm gegenüber Zärtlichkeit zu empfinden oder ihn freundlich zu behandeln; durch das Zur-Schau-Stellen seiner feindseligen Grundhaltung zwingt er sie gerade dazu (ebd., S. 243).

Menschen mit solchen Erfahrungen leiden an Selbstverachtung und haben Angst vor liebevoller Bindung und Zärtlichkeit, die sie dauernd missdeuten und mit Abwehr oder Aggression beantworten. Sie geraten in einen *Circulus vitiosus*, da ihre Feindseligkeitserwartungen wegen ihres abweisenden Verhaltens immer wieder durch die Reaktionen der Umwelt bestätigt werden.

Für Sullivan ist die Entstehung von Feindseligkeit „vielleicht die größte Katastrophe, die sich in der kindlichen Phase der Persönlichkeitsentwicklung abspielen kann, denn die feindselige Grundhaltung (*ugly attitude*), die das Produkt derartiger Erfahrungen ist, stellt ein gewaltiges Hindernis für die äußerst wichtigen Erfahrungen dar, die man in den anschließenden Entwicklungsphasen machen könnte“ (ebd., S. 244). Da nahezu alle zwischenmenschlichen Situationen als beängstigend erlebt werden und daher gemieden werden, kann es zu einer schwerwiegenden Deformation der Persönlichkeit kommen. Solche Menschen leiden unter starker Selbstverachtung, können nicht annehmen, dass man sie achten und schätzen kann. Daher erleben sie sich „wie im Feindesland“ (Adler) und leben ständig in einer starren, unveränderlichen Abwehrhaltung, die sie in der Kindheit unter psychischer Not und Zwang aufgebaut haben.

Dieses Konzept Sullivans stellt einen wichtigen Beitrag zur Erklärung von Autoritarismus und Aggressivität dar, da es deutlich macht, dass hinter der

Feindseligkeit des Menschen gegenüber den Mitmenschen keine angeborene Neigung zu Aggression steckt, sondern eine „ungeheure Verängstigung, die zum Ausbau zahlreicher Sicherheitsmanöver nötig“, wozu auch die Vorurteile, der gesamte Autoritarismus und der Sadismus zu zählen sind (Rattner: *Tiefenpsychologie und Politik* 1970, S. 155). Auch beim Sadisten sind Gefühle von Zärtlichkeit und Hingabe mit Angst verkoppelt. Er kann die Intimsituation des zärtlichen Gefühlsaustausches nicht ertragen und will Herrscher, Tyrann sein, aber nicht einen gleichberechtigten, ebenbürtigen Menschen neben sich haben.

Der moralische Sadismus enthält nach Rattner darüber hinaus eine allgemeinfeindliche Lebenseinstellung, die auch aus unserer Gesellschaft und Kultur resultiert, welche von Sadismus durchdrungen ist und alle ihre Angehörigen mit latenten Hassgefühlen, Herrschaftstendenzen und den üblichen Vorurteilen infiziert. Wer die eigenen Schwächen nicht akzeptiert, fühlt sich zur asozialen Selbsterhöhung gedrängt, und zwar etwa vermittels der Verachtung der Frau und der Diskriminierung der Andersartigen, Andersdenkenden, Andersgläubigen (ebd., S. 156).

4.3.3.5 Verdeckte Prozesse – das Unbewusste bei Sullivan

Sullivan bezeichnet seelische Vorgänge, die dem eigenen Bewusstsein nicht zugänglich sind und die von einem teilnehmenden Beobachter – wie er sich selbst und den Psychotherapeuten versteht – nicht direkt beobachtet, sondern nur indirekt durch Schlussfolgerungen erschlossen werden können, als verdeckte Prozesse (covert processes). Während in der Säuglingszeit nahezu alles Seelische unbewusst ablief, lassen sich mit dem Beginn des Sprachgebrauchs zunehmend verdeckte und offene Prozesse (overt processes) unterscheiden. Offene Bewusstseinsvorgänge sind durch das Subjekt sowie durch die mit ihm in Beziehung stehenden Mitmenschen leicht zu erfassen, da sie mehr oder minder direkt zum Ausdruck gebracht werden und sprachlich formulierbar sind.

Nach dem Ende der Säuglingszeit werden Strebungen und Verhaltensweisen, die von den ängstlichen und strafenden Erziehungspersonen missbilligt werden, vermittels verdeckter Prozesse aus dem Bewusstsein ausgeblendet, und zwar mit dem Ziel, Angst zu vermeiden. Für Sullivan sind „diese verdeckten Prozesse ihrem Ursprung nach aus Erfahrungen abgeleitet, die im Wesentlichen interpersonalen Natur waren“ (1953/1980, S. 204). Sie unterscheiden sich damit deutlich von Freuds Konzept der Verdrängung und des Unbewussten, bei dem hauptsächlich intrapsychische Vorgänge eine Rolle spielen. Sullivan, der Freuds Theorie des Unbewussten als nebulös und nicht verifizierbar ablehnte, meinte, dass verdeckte Prozesse durchaus erforscht werden können anhand sogenannten „verzögerten Verhaltens“. Ein Kind unterbricht z.B. ein

von den Eltern missbilligtes Verhalten, wenn ein Erwachsener erscheint, und nimmt es wieder auf, wenn es wieder alleine ist, wobei das Kind sich dieser Verhaltensänderung nicht bewusst ist.

4.3.3.6 Das Fluchttheorem

Unbewusst ist nach Sullivan alles, was nicht oder noch nicht in Sprache umgesetzt werden kann. Da das kleine Kind schon vielfältige Angsterfahrungen macht, die es noch nicht verbalisieren und somit auch nicht bewusst verstehen und einordnen kann, finden die Prozesse des Selbstsystems, welches der Angstvermeidung dient, unbewusst statt. Um sich dem von den Eltern ausgeübten Erziehungsdruck zu entziehen, versucht das Kind, unangenehme Erfahrungen zu entfliehen. Sullivan formulierte in diesem Zusammenhang das sogenannte Fluchttheorem:

Das Selbstsystem hat seiner Natur nach – seinen kommunalen Umweltfaktoren, seiner Struktur und funktionalen Aktivität nach – die Tendenz, Einflüssen durch Erfahrungen zu entfliehen, die mit seiner gegenwärtigen Strukturierung und funktionalen Aktivität nicht übereinstimmen (1953/1980, S. 217).⁴⁴

Das Selbstsystem ist also „außerordentlich widerstandsfähig gegenüber Veränderung durch Erfahrung“, und zwar umso mehr, je intensiver die frühkindlichen Angsterfahrungen waren. Sullivan betont mehrfach, „dass sich das Wesen der Angst erregenden Situationen nie gänzlich erfassen lässt“, dem Bewusstsein also nicht vollständig zugänglich ist, weder in der Kindheit noch im Erwachsenenalter, auch wenn wir über solche Situationen reden können (ebd., S. 217 f.). Die Resistenz gegenüber neuer Erfahrung geht so weit, dass ein Mensch bei seinen Sicherheitsoperationen – d. h. seinen Angst vermeidenden Verhaltensmechanismen – immer wieder Fehlschläge erleidet, ohne daraus irgendetwas zu lernen.

Das Selbstsystem ist jedoch nicht absolut unveränderlich. Es ändert sich unweigerlich ein wenig, wenn zu Beginn jeder Entwicklungsphase neue Bedürfnisse und neue Fähigkeiten entstehen, wodurch neue, günstige Erfahrungen gemacht werden können. Sullivan meint, positive Veränderungen des Selbstsystems durch Erfahrung sind bei jedem Menschen durchaus möglich, benötigen jedoch einen längeren Zeitraum und förderliche Rahmenbedingungen. Dies trifft besonders für Persönlichkeitsveränderungen durch Psychotherapie zu:

Die Erfahrung, oder besser gesagt, der Rahmen, in dem eine solche Veränderung erwartet werden kann, muss sehr gründlich ausgearbeitet und von einer gewissen

⁴⁴ Im Original: „The self-system from its nature – its communal environmental factors, organization, and functional activity – tends to escape influence by experience which is incongruous with its current organization and functional activity“ (Sullivan 1953, S. 190).

Dauer sein. Der Widerstand des Selbstsystems gegenüber Veränderungen infolge von Erfahrung ist einer der Hauptgründe dafür, dass wir es bei der Therapie für günstig halten, von komplex strukturierten, länger dauernden therapeutischen Operationen auszugehen, durch die wir allmählich eine Reihe von Situationen aufbauen, die eine Expansion des Selbstsystems erfordern – das heißt Erfahrung aufzunehmen, die zuvor aufgrund selektiver Unaufmerksamkeit oder aus anderen Gründen keinen nennenswerten Effekt auf die Angstanfälligkeit des Patienten gehabt hat, vor allem nicht in interpersonalen Situationen (ebd., S. 219).

In der psychotherapeutischen Behandlung muss also mit längeren Zeitabschnitten gerechnet und auf eine gute zwischenmenschliche Beziehung zwischen Therapeut und Analysand geachtet werden. Dann können zwischen ihnen Situationen entstehen, welche das Selbst dazu verleiten zu expandieren, indem der Betreffende neue Erfahrungen in sich aufnimmt, die er zuvor infolge von Angst zu vermeiden versucht hat.

4.3.3.7 Sublimierung

Um sich sicher zu fühlen, muss das Kind lernen, sich dadurch in die umgebende Kultur einzufügen, dass es auf direkte Bedürfnisbefriedigungen verzichtet und diese durch kompliziertere, sozial akzeptable Verhaltensweisen ersetzt. Diesen Prozess nennt Sullivan Sublimierung, wobei ihm bewusst war, dass seine Verwendung dieses Begriffs sich wesentlich von Freuds Theorie der Sublimierung unterscheidet. Er definiert Sublimierung als

das unbewusste Ersetzen eines Verhaltensmusters, welches Angst hervorruft oder das mit dem Selbst-System kollidiert, durch ein sozial annehmbares Aktivitätsmuster, das teilweise jenes Bedürfnissystem befriedigt, durch das die Schwierigkeiten ursprünglich entstanden sind (1953/1980, S. 221).

Es handelt sich also um einen Vorgang, der bis ins Erwachsenenalter unbewusst bleibt und der nur zu einer partiellen Bedürfnisbefriedigung führt. Stets bleibt ein unbefriedigtes Restbedürfnis zurück, das sich im Schlaf oder in Fantasien äußert. Besonders die sexuellen Bedürfnisse, die in der Adoleszenz eine große Rolle spielen, lassen sich nach Sullivan nur sehr begrenzt sublimieren. Wenn man den gesamten Bereich der Sexualität ausschließlich mit der Sublimierung bewältigen wolle, werde man „rasch in arge Schwierigkeiten kommen, wenn man nicht bereits mittendrin steckt“ (ebd., S. 223). Ein Übermaß an Sublimierung, welches durch eine autoritäre, triebverdrängende Erziehung erzwungen wird, führt zu Zwangsneurosen oder anderen schweren Charakterstörungen.

4.3.3.8 Reziproke Emotionen

Sullivan hat sein Konzept der Zärtlichkeit, welches insbesondere in der Säuglingszeit von Bedeutung ist, erweitert durch sein Theorem der reziproken Emotionen, welches von der Phase der Kindheit an in jeder zwischenmenschlichen Beziehung wirksam ist und von ihm auch in seiner Methode des interpersonalen Psychotherapiegesprächs Anwendung findet (vgl. Sullivan 1954/1976, S. 117 ff.). T. Leary hat dieses Theorem 1957 zum Prinzip der reziproken interpersonalen Beziehungen erweitert (*Interpersonal Diagnosis of Personality*, New York, Ronald Press).⁴⁵ Sullivan definiert sein Theorem wie folgt:

Integration of an interpersonal situation is a reciprocal process in which (1) complementary needs are resolved, or aggravated; (2) reciprocal patterns of activity are developed, or disintegrated; and (3) foresight of satisfaction, or rebuff, of similar needs is facilitated (1953, S. 198).

Die sinngemäße Übersetzung lautet: In jeder zwischenmenschlichen Situation findet ein reziproker Prozess statt, in dem (1) die Bedürfnisse jeder Person befriedigt oder intensiviert werden; (2) gegenseitige zwischenmenschliche Verhaltensmuster in günstiger Weise entwickelt werden oder zu Störungen der Kommunikation führen; und (3) in jedem Beteiligten die Erwartung entsteht, dass zukünftig seine Bedürfnisse in dieser Beziehung befriedigt oder versagt werden.

Ein Kind, das z.B. von seinen Eltern Zärtlichkeit oder Zuwendung braucht, kann also entweder erleben, dass dieses Bedürfnis befriedigt wird oder bei Versagung intensiviert wird. Zum zweiten Punkt erläutert Sullivan, dass im günstigen Fall immer mehr Kooperation zwischen Eltern und Kind eingeübt wird, im ungünstigen Fall aber frühere kooperative Verhaltensmuster desintegriert werden können, wenn die Mutter glaubt, dem Kind Verhaltensweisen „wegerziehen“ zu müssen, die sie früher geduldet hat. Bei vorwiegend befriedigenden, ermutigenden Erfahrungen lernt das Kind, dass auch in Zukunft seine Bedürfnisse und Ziele durch Kooperation mit den Erwachsenen zum Erfolg führen werden. Diese Erfahrungen werden in dem Persönlichkeitsanteil des „guten Ich“ integriert und äußern sich im Stolz und in der Freude kleiner Kinder, wenn sie von ihren Fähigkeiten Gebrauch machen. Bei zunehmendem Erziehungsdruck der Eltern entsteht hingegen die Erwartung, dass Bedürfnisse vereitelt werden und die Äußerung von Wünschen von abschreckenden Gesten und Angst begleitet wird, „so dass Aktivitätsmuster sublimiert oder desintegriert werden müssen“ (vgl. Sullivan 1953/1980, S. 226 f.).

⁴⁵ Vgl. Evans, 1996, S. 175.

Nach Sullivan bringen also beide Personen in eine zwischenmenschliche Situation Bedürfnisse ein, die sie erfüllt sehen möchten. Dabei kann es sich sowohl um physische als auch seelische, d.h. zwischenmenschliche Bedürfnisse handeln, die wie das kindliche Bedürfnis nach Zärtlichkeit und Zusendung gestillt oder intensiviert werden können, wenn eine entsprechende Reaktion der Eltern ausbleibt.

Die günstige Kooperation zwischen Mutter und Säugling führt zu einer Expansion kooperativer Verhaltensmuster. Ein Mangel an Kooperation hingegen kann zu einer Entwicklungsstörung führen, wenn die Mutter z.B. annimmt, das Wachsen des Kindes erfordere es, „ihn von Dingen ‚wegzuerziehen‘, die sie früher geduldet hat“ (Sullivan 1953/1980, S. 226):

Positive Erfahrungen wirken ermutigend und erzeugen eine kontinuierliche Verbesserung des Verhaltens des Kindes. Frustrierende Erfahrungen erzeugen die negative Erwartung, dass die Äußerung von eigenen Bedürfnissen mit erheblicher Angst begleitet wird. Das Kind entwickelt dann zur Angstvermeidung ein System von Sicherheitsoperationen, um das Ich zu schützen.

A. H. Chapman illustriert das Prinzip der reziproken Emotionen durch folgendes Beispiel (1976, S. 129 f.): Ein jung verheirateter Mann, der von seinem Vorgesetzten getadelt worden ist kommt schlecht gelaunt nach Hause mit dem Bedürfnis, von seiner Frau Verständnis und Bestätigung zu erhalten, während diese sich von ihm liebevolle Zuwendung erwartet. Ein günstiges Interaktionsmuster entsteht, wenn die Frau die seelische Not des Mannes bemerkt und mit aufbauender Ermutigung regiert, woraufhin der Mann ihr seine Dankbarkeit und Zuneigung ausdrücken kann. Beider Bedürfnisse werden somit erfüllt und ihre Beziehung verbessert sich, da in beiden die Erwartung entsteht, dass sie sich in schwierigen Situationen einander anvertrauen können und sich gegenseitig liebevolle Bestätigung geben werden.

Zu einem ungünstigen Interaktionsmuster kommt es hingegen, wenn die gegenseitigen Bedürfnisse nicht befriedigt werden: Wenn die Frau durch die depressive Stimmung des Mannes irritiert ist und sich über ihn beschwert, ist er ebenso enttäuscht und ärgerlich wie sie. Kommen solche Begegnungen häufig vor, erwarten beide zukünftige Frustrationen, und die Ehe leidet unter Disharmonie.

4.3.3.9 Regression

In sehr ungünstig verlaufenden Fällen der Kindererziehung gelingt es nicht, durch Sublimierung eine zufriedenstellende Bedürfnisbefriedigung zu erreichen, weil das Kind unter übermäßiger Angst vor der elterlichen Missbilligung und Strafe leidet. Es zeigen sich dann erste Symptome der „Desintegration von Verhaltensmustern“, so dass „das gesamte Leben ziemlich gestört ist“ (Sullivan 1953/1980, S. 224). Das Kind greift

auf bereits überwundene, frühere Verhaltensmuster zurück; Sullivan spricht hier von Regression. Er hebt hervor, dass Regression nichts Pathologisches, Ungewöhnliches oder Geheimnisvolles ist, sondern bei Kindern sehr häufig zu beobachten ist, besonders wenn sie müde sind. Dann wird zum Beispiel das bereits überwundene Daumenlutschen vor dem Einschlafen wieder aufgenommen. Auch in allen späteren Entwicklungsphasen kommt solche normale Regression bei Müdigkeit und zwischenmenschlichen Konflikten vor. Tritt Regression jedoch verstärkt auf, ist dies ein Zeichen für gravierende zwischenmenschliche Probleme und Störungen des Selbst-Systems (vgl. Evans 1996, S. 100).

4.3.3.10 Entwicklungshemmung

Schon in der Kindheitsphase kann es zu einer Entwicklungshemmung (arrest of development) kommen, und zwar als Folge von sogenannten Als-ob-Handlungen und vor allem durch die oben beschriebene Transformation in Feindseligkeit, auch durch Dramatisierungen und zwanghaftes Verhalten, mit denen Angst und Strafe vermieden werden sollen. Die Hemmung bedeutet keinen generellen Stillstand in der Entwicklung, aber eine Verlangsamung der Sozialisation, welche sich in der Verzögerung sichtbarer Anzeichen der in dem jeweiligen Lebensalter üblichen Fortschritte beim Erwerb sozialer Fähigkeiten zeigt. Später treten dann „Verschrobenheiten in zwischenmenschlichen Beziehungen“ auf, also erhebliche psychische Störungen, die auf diese Entwicklungshemmung in der Kindheitsphase zurückzuführen sind. (Sullivan 1953/1980, S. 246).

4.3.3.11 Geschlechterrolle

Als bedeutsamen Faktor der Persönlichkeitsentwicklung beim Übergang von der Kindheitsphase zu der des Schulkindalters nennt Sullivan die Personifizierung des Selbst „entlang der Linie der Geschlechterrollen“ (1953/1980, S. 247 f.). Dabei setzt er sich eindeutig von der Theorie des allgegenwärtigen Ödipus-Komplexes ab und meint, Sexualität spiele in diesem Lebensalter keine bedeutende Rolle. Ähnlich wie Ferenczi (1933) vertrat er die Auffassung, dass Liebe und Zärtlichkeit nicht gleichzusetzen seien mit sexueller Lust und dass der Wunsch nach emotionaler Bindung an den andersgeschlechtlichen Elternteil nicht mit sexuellem Begehren verwechselt werden sollte (vgl. Evans 1996, S. 106). Die üblichen Spannungen zwischen Vater und Sohn bzw. Mutter und Tochter erklärt er mit einem größeren Gefühl der Vertrautheit des gleichgeschlechtlichen Elternteils mit dem Kind. So ist der Vater – weil er sich dem Sohn ähnlich fühlt – davon überzeugt, dass seine Erwartungen und Forderungen an das

Kind normal und berechtigt sind, während die Mutter sich ihm gegenüber emotional zugewandter und nachsichtiger verhält (Sullivan 1953/1980, S. 247).

Die seelischen Unterschiede zwischen den Geschlechtern sind nach Sullivan also nicht erblich sondern kulturell bedingt. Er schreibt, die Autoritätspersonen „neigen dazu, das Kind dahingehend zu erziehen, dass es den an die Geschlechterrolle geknüpften Erwartungen relativ gut entspricht; sie impfen ihm somit einiges an sozialen Vorschriften ein“ (ebd., S. 248). Die Eltern beeinflussen das Kind sowohl durch Belohnung und Strafen als auch vor allem dadurch, dass sie dessen Verhalten mit Interesse oder mit Desinteresse und Missbilligung begleiten oder ihm zusätzlich Scham- und Schuldgefühle vermitteln. – Ein weiterer wichtiger Einfluss sind die Spiele des Kindes, in denen es den gleichgeschlechtlichen Elternteil spielt.

4.3.4 Das Schulkindalter (juvenile era)

4.3.4.1 Die Gruppe der Gleichaltrigen

In der Jugendphase (juvenile era), die vom Schuleintritt bis etwa zum 11. Lebensjahr dauert, wird das Kind im eigentlichen Sinne sozial und zur Freundschaft fähig. Denn es lernt, sich in die Gruppe der Gleichaltrigen einzufügen und sich mit neuen Autoritäten – wie Lehrern und Eltern seiner Spielkameraden – auseinanderzusetzen. Dadurch können viele Begrenzungen und Eigentümlichkeiten des Elternhauses ausgeglichen und durch sozialere Verhaltensweisen ersetzt werden. Auch werden die bis dahin als übermächtig empfundenen Eltern „von ihrem Sockel heruntergeholt“ und mehr und mehr einfach als Menschen mit Stärken und Schwächen gesehen (Sullivan 1953/1980, S. 261).

In der Schulgemeinschaft und in der Gruppe der Gleichaltrigen macht der Mensch die für die seelische Reifung wichtigsten Erfahrungen: die der sozialen Unterordnung (social subordination) unter neue Regeln und Autoritäten und der sozialen Anpassung (social accommodation), also den geschickten Umgang mit den Schul- und Spielkameraden. Mit diesen erlebt das Kind erstmalig die sehr bedeutsame Form der gleichberechtigten Beziehungen, welche sein möglicherweise schwaches Selbstwertgefühl erheblich stärken. Im Gegensatz zu seinem oft von Autoritätsangst geprägten Verhältnis zu den Erwachsenen kann es seine Beziehungen zu Freunden frei wählen und lernt, sich gegenüber aggressiven Kindern angemessen zu wehren, ohne elterliche Strafe befürchten zu müssen.

4.3.4.2 Wettbewerb und Kooperation

In dieser Lebensphase finden zwei für die spätere Lebensbewältigung unerlässliche Lernvorgänge statt: mit anderen in Wettbewerb oder Konkurrenz zu treten und mit ihnen Kompromisse zu schließen. Sullivan meint, beide Kategorien seien in der Kindererziehung in allen Kulturen von großer Bedeutung. Auch ohne von den Erwachsenen dazu ermuntert zu werden, wetteifern Kinder in diesem Alter miteinander, indem sie auf mindestens einem Gebiet – z.B. Sport, Aussehen, Musik, Intellektualität oder Clownerien – besondere Aufmerksamkeit und Anerkennung anstreben.

In unseren westlichen Gesellschaften jedoch wird das Konkurrenzdenken in so übertriebener Weise gefördert, dass ein Mensch, der körperbehindert oder aus anderen Gründen für die Wettbewerbssituation wenig geeignet ist, bald erfährt, dass er nicht dazugehört und er sich minderwertig fühlt (ebd., S. 262).

Sullivan stellte jedoch in der Mitte des 20. Jahrhunderts auch die gegenläufige gesellschaftliche Tendenz fest, größeren Wert auf die Entwicklung von Fähigkeiten zu Kompromiss und Kooperation zu legen. Besonders durch die Gleichaltrigen selbst, aber auch durch die Schulautoritäten wird dieser Aspekt den Kindern „unweigerlich mit Nachdruck eingeschärft“ (ebd., S. 262). Wer nach Sullivan diese Fähigkeiten unzureichend erwirbt und im späteren Leben immer versucht, an der Spitze zu stehen und die anderen zu überflügeln, zeigt eine „wetteifernde Lebenshaltung“ und wird von ihm als „chronisch Jugendlicher“ bezeichnet, bei dem „Einschränkungen in der Freiheit für interpersonale Beziehungen vorhanden sind“ (ebd.). Wenn dieser infantile Ehrgeiz mit Feindseligkeit zusammenfällt, kann er destruktive Formen annehmen, so dass z.B. das vorherrschende Verhaltensmuster entsteht, ständig andere Menschen zu beherrschen und unterzukriegen – ein Charakterzug, der bei Menschen in Spitzenpositionen zu katastrophalen Folgen führen kann, wie die Geschichte gezeigt hat (vgl. Rattner 1969, S. 102 f.).

In diesem Lebensalter kann nach Sullivan auch die „Untugend“ anerzogen werden, Konkurrenzsituationen auszuweichen und in übertriebenem Maße Kompromisse einzugehen. Um seine Ruhe zu haben, gibt man auch später bereitwillig allen Forderungen anderer nach (1953/1980, S. 263).

4.3.4.3 Entwicklung des Bewusstseins

Im Schulkindalter wird zusammen mit der Orientierung in der komplizierteren sozialen Welt auch eine erhöhte Kontrolle der Bewusstseinstätigkeit erworben. Besonders durch die erzieherischen Einflüsse der Schule werden Reste frühkindlicher Verhaltens- und Denkweisen zugunsten realitätsgerechter Ausdrucksweisen und Verhaltensmuster aufgegeben. Dies ist nach Sullivan der entscheidende Faktor für den Eintritt des Kindes

in die von der Psychoanalyse als Latenzzeit bezeichnete Entwicklungsphase. Mit Hilfe der wachsenden kognitiven Fähigkeiten werden Wissen, neue Denkmethode und Fertigkeiten erworben, die das Selbstwertgefühl stärken.

Die vermehrte Geschicklichkeit in den zwischenmenschlichen Beziehungen wird dadurch ermöglicht, dass das Selbstsystem beängstigende Sanktionen und Missbilligung zu vermeiden sucht und so das Verhalten realitätsgerecht steuert. Das Denken, Fühlen und Kommunizieren entspricht mehr und mehr dem syntaktischen Modus, was zur Folge hat, dass früheres unvernünftiges, Fantasiereiches Denken und Verhalten unwichtig wird und dem Vergessen anheim fällt. Damit erklärt Sullivan, dass es uns äußerst schwer fällt, uns an frühe Kindheitserlebnisse zu erinnern. Er sieht hier den positiven Aspekt der sogenannten selektiven Unaufmerksamkeit (selective inattention), womit er die Fähigkeit bezeichnet, alles als unwichtig anzusehen und zu missachten, was uns Angst macht und nur das wahrzunehmen, was unserem Streben, Fühlen und Denken entspricht.

Selektive Unaufmerksamkeit wirkt jedoch sehr schädlich für die Persönlichkeitsentwicklung, wenn Dinge ignoriert werden, die durchaus wichtig sind, aber gleichzeitig Angst und Unsicherheit bereiten. Dies betrifft Kinder und Jugendliche, die aus Angst normale Beziehungen zu Gleichaltrigen oder Autoritätspersonen vermeiden, wodurch ihre Entwicklung erheblich behindert wird.

Sullivans Schüler Patrick Mullahy merkt kritisch an, dass die Bedeutung der formalen Bildung und des Lernens von Unterrichtsinhalten in seiner Lehre zu wenig berücksichtigt wird. Das Aufnehmen von Bildungsgütern könne Schülern nicht nur unmittelbar Freude bereiten, sondern ver helfe ehrgeizigen jungen Leuten dazu, ein hohes Selbstwertgefühl und eine gute Lebensqualität zu erreichen, wozu weit mehr gehöre als Geld und Ansehen (Mullahy 1970, S. 399)⁴⁶ Mullahys Kritik ist jedoch nur teilweise berechtigt, denn Sullivan geht auf den Zusammenhang von Lernen und Persönlichkeitsentwicklung in seinen Ausführungen zur Vorpubertät genauer ein (vgl. Sullivan 1940, S. 44).

4.3.4.4 Supervisionsmuster (supervisory patterns)

Im jugendlichen Entwicklungsstadium bilden sich als kognitive Operationen des Selbstsystems sogenannte Supervisionsmuster, welche einen Teil dessen ausmachen, was Freud als das Über-Ich bezeichnet hat. Es sind Stereotypisierungen, welche die Personifizierungen des Selbst betreffen. Das Kind in diesem Alter nimmt in einem

⁴⁶ Im Originaltext heißt es: „Aside from whatever intrinsic enjoyment formal education has for some, it is very often the means by which ambitious youngsters ultimately secure some of the ‘good things of life’, which of course include much more than money and prestige.”

inneren Dialog die Missbilligung oder Zurückweisung seiner Handlungen durch Gleichaltrige und andere Personen vorweg und beurteilt sich mit deren Augen. Es kontrolliert damit sein Verhalten, um mögliche Kritik und Ablehnung durch die anderen zu vermeiden. So können imaginierte „Subpersönlichkeiten“ entstehen, die mit ihren Stimmen den Menschen ständig begleiten (vgl. 1953/1980, S. 270 f. und Mullahy 1970, S. 397 f.)

Als Beispiele nennt Sullivan drei solcher Supervisionsmuster, die er aus eigener Erfahrung kennt: 1. den „Zuhörer“, der alle Äußerungen des Betreffenden kritisch beurteilt und somit darauf achtet, dass die eigenen Gedanken in eine allgemein verständliche Sprache gekleidet werden; 2. den „Zuschauer“, der darauf achtet, wie man sich nach außen zeigt und auf andere wirkt, und 3. den „Leser“, jene innere kritische Stimme, die es jemandem, der schriftliche Texte verfassen möchte, nahezu unmöglich machen kann, seine Gedanken schriftlich niederzulegen. Sullivan berichtete, er selber habe in seinen späteren Jahren fast nichts publizieren können, weil er sich „permanent damit abquälte, die Worte so zu drehen und zu wenden, dass auch der allerschärfste Kritiker unfähig wäre, sie grob misszuverstehen, und (sich) gleichzeitig so klar auszudrücken, dass dieser starrsinnige Dummkopf verstehen kann, worauf (er) hinaus wollte“ (Sullivan 1953, S. 240).

Dieses Konzept hat große Ähnlichkeit mit dem von den Vertretern der kognitiven Verhaltenstherapie (Aaron T. Beck et al., 1979) entwickelten Konzept der automatisierten negativen Gedanken, welches zum Verstehen und zur Behandlung von Depressionen, Ängsten und Persönlichkeitsstörungen dient (Evans, S. 113).

4.3.4.5 Soziale Behinderungen und Ostrazismus

Außer durch diese Supervisionsmuster können das Selbstwertgefühl und damit die Entwicklung des Kindes auch durch soziale Belastungen erheblich behindert werden. Es kann sich den Gleichaltrigen gegenüber unsicher und unterlegen fühlen, wenn es z.B. wegen körperlicher Mängel unспортlich oder wegen ungünstiger Familienerziehung sozial ungeschickt ist. Als weitere sehr reale Gründe für ein Zurückbleiben in der Entwicklung und sozialen Anpassung nennt Sullivan häufige Krankheiten, schlechten Ruf der Eltern wegen Alkoholismus, Trennung der Eltern und deren oft schwerwiegende Folgen. Ein häufiger Wechsel des Wohnortes und häufige Schulwechsel bewirken, dass das Kind immer wieder als Fremder einen Zugang zu bereits bestehenden Gruppen Gleichaltriger Zugang finden muss (Sullivan 1953/1980, S. 272 f.).

Wenn dieses nicht gelingt, sind Kinder und Jugendliche in der Gefahr, von der allgemein anerkannten und beliebten Gruppe, der In-group, abgelehnt und

ausgeschlossen zuwerden. Sie fühlen sich selbst minderwertig, erleben – auch wegen ihres eigenen Verhaltens – immer wieder Ablehnung und werden in der Schule und im späteren Leben zu Einzelgängern. Günstigenfalls finden sich mehrere solcher abgelehnten Kinder zu einer eigenen Out-group zusammen, wodurch das Ausgeschlossen-Sein erträglicher, aber nicht ganz aufgehoben wird. Wer keine solche Gruppe findet, droht zum Sonderling zu werden und immer mehr in eine Einsamkeit zu geraten, die sich in den folgenden Entwicklungsphasen verstärken und zu einer schweren Psychose führen kann (vgl. ebd., S. 266 f.).

4.3.4.6 Vorurteile und Herabsetzung anderer

Die Erfahrung des Ostrazismus, d.h. der sozialen Isolierung, wird nach Sullivan auch dadurch hervorgerufen, dass man als Kind nicht genügend lernt, andere Menschen zu schätzen und zu achten. Die Selbsteinschätzung – die Selbst-*Personifikation* in Sullivans Terminologie – ist unmittelbar gekoppelt mit der Einschätzung anderer. Oft lernen aber Kinder von ihren Eltern, andere Menschen, die ihnen irgendwie unangenehm oder fremd sind, durch abfällige Äußerungen herabzusetzen, um dadurch ihr schwaches Selbstwertgefühl zu erhöhen. Dieses sehr weit verbreitete Phänomen, welches er als das „heimtückischste aller unangemessenen, unzulänglichen und unwirksamen elterlichen Verhaltensweisen im Umgang mit Kindern“ bezeichnet, beeinträchtigt erheblich die gesunde Entwicklung von Maßstäben für den persönlichen Wert in ihren Kindern und damit ihre Persönlichkeitsentwicklung (ebd., S. 275 u. 420).

Ermöglicht und verstärkt wird diese Geringschätzung durch die in der Gesellschaft zahlreichen stereotypen Denk- und Urteilsformen. So übernimmt schon das Kind die in seiner Umgebung und auch von der Schule vermittelten Verallgemeinerungen und irrationalen Vorurteile z.B. über die Menschen des anderen Geschlechts, über bestimmte Berufsgruppen, über andere Völker, Menschen anderer Religionen oder anderer politischer Ausrichtungen. Sullivan selbst hat in seiner frühen Jugend als Angehöriger der neu zugewanderten irischen, katholischen Minderheit unter den Vorurteilen der Umwelt gelitten und auch selber einige Stereotypisierungen bei sich ausgemacht. Allerdings betont er, an den vagen Gerüchten über Juden nicht interessiert gewesen zu sein, sondern eine gewisse Neugierde für diese in seinen Augen ganz außergewöhnlichen Menschen entwickelt zu haben (ebd., S. 268).

Stereotypisierungen und Vorurteile sind für Sullivan nicht – wie viele meinen – nützliche Leitfäden für den Umgang mit Fremden, sondern im Gegenteil „unüberwindliche Hindernisse für das wirkliche Kennen-Lernen Fremder“, und als solche verhindern sie eine positive Veränderung der Begrenztheiten in der Personifizierung des eigenen Selbst (ebd., S. 341).

4.3.4.7 Das Konzept der Lebensorientierung (orientation in living)

Bei günstiger Absolvierung der Phase des Schulkindalters hat das Kind im Umgang mit seinen Eltern, mit Gleichaltrigen und mit Autoritätspersonen ein erhebliches Maß an sozialer Erfahrung gemacht und damit eine „gewisse Lebensorientierung“ erreicht, die es ihm ermöglicht, „sich im Leben angemessen zu orientieren (ebd., S. 275 f.). Sullivan meint, dass jemand sich angemessen verhalten kann und „seine Werte geschaffen hat“, also eine eigene Wertorientierung gefunden hat, wenn er

1. die eigenen Bedürfnisse und Absichten versteht, welche seine Beziehungen zu anderen motivieren;
2. die Umstände und Möglichkeiten einschätzen kann, wie er diese Bedürfnisse in relativ angstfreier Weise erfüllen kann, ohne seiner Selbstachtung zu schaden; und
3. in der Lage ist, sich mittel- und langfristige Ziele zu setzen und – um diese zu erreichen – auf kurzfristige Wunscherfüllungen oder Prestigegewinn verzichten kann (vgl. ebd., S. 276).⁴⁷

Wer als junger Mensch nicht die Möglichkeit hatte, eine gute Lebensorientierung zu erwerben, wird nach Sullivan den Charakterzug entwickeln, dass er so sehr auf die Zustimmung und Beachtung durch andere ausgerichtet ist, „dass man fast glauben könnte, er lebe nur, um gemocht zu werden oder um andere zu unterhalten“. Auch werden seine „künftigen Beiträge zur Menschheit wahrscheinlich sehr unbedeutend oder beschwerlich sein, sofern er in den anschließenden Phasen nicht ganz außerordentliches Glück hat“ (ebd., S. 276 f.).

Interessanterweise betont Sullivan in diesem Abschnitt die geistige Dimension der Persönlichkeitsentwicklung, wenn er davon spricht, dass der junge Mensch bei günstigem Verlauf nicht nur konkrete Ziele anstrebt, sondern sein Leben nach Werten (values) ausrichtet und bei gut ausgebildeter Lebensorientierung in der Zukunft wichtige „Beiträge zur Menschheit“ (contributions to the human race) leisten wird.

Es scheint übertrieben optimistisch zu sein, das Erreichen der von Sullivan beschriebenen Lebensorientierung schon gegen Ende der Phase des Schulkindalters anzusetzen (vgl. Conci 2005, S. 373). Mullahy meint aber, bis dahin werde hierfür – bei günstigem Verlauf – die Grundlage gelegt, und in den folgenden Phasen werde diese

⁴⁷ Der unter 3. genannte Gedanke ist in der deutschen Übersetzung (1980) nicht korrekt wiedergegeben worden. Es heißt dort: „die mehr oder weniger fernen Ziele, die zu erreichen oder anzustreben alle sich bietenden Möglichkeiten und Chancen wahrgenommen werden, um das eigene Ansehen zu befriedigen oder aufzuwerten.“ Die oben genannte sinngemäße Wiedergabe des Originaltextes entspricht m.E. eher der Formulierung Sullivans. Diese lautet: „and the more or less remote goals for the approximation of which one will forego intercurrent opportunities for satisfaction or the enhancement of one's prestige“ (Sullivan 1953, S. 243). (Es ist zu beachten, dass nach „goals“ ein Relativsatz beginnt und dass das Verb „forego“ – verzichten auf – nicht unterschlagen werden sollte.)

Fähigkeit weiter entwickelt. Sie manifestieren sich dann in allen Lebensbereichen des Menschen. (vgl. Mullahy 1970, S. 399 f.).

Von späteren Forschern wie J. L. Singer (1990) wird hervorgehoben, dass Sullivan mit diesem Konzept und seiner Lehre von der Bedeutung interpersonaler Erfahrungen und wiederkehrender Verhaltensmuster die Grundlage geschaffen habe für neuere Untersuchungen über die Charakterentwicklung – wie durch D. Shapiro (1965, 1981) – und für moderne Konzepte der Persönlichkeitsstörungen, wie sie von T. Millon und G. S. Everly (1985) dargestellt wurden.

Hervorzuheben ist, dass auf allen drei Ebenen der Lebensorientierung relative Angstfreiheit notwendig ist, um sich in der Mitwelt optimal orientieren bzw. verhalten zu können und somit in seiner Persönlichkeitsentwicklung voranzukommen. Sullivan erwähnt die relative Angstfreiheit nur in dem zweiten Aspekt seines Konzepts der Lebensorientierung. Angstfreiheit oder die Fähigkeit, aufkommende Ängste zu überwinden, ist jedoch nicht nur erforderlich, um eigene Wünsche und Bedürfnisse im Einklang mit den Mitmenschen zu erfüllen, sondern schon um diese Wünsche und Bedürfnisse überhaupt bewusst wahrzunehmen. Denn diese unterliegen bei übermäßiger Angst der Verdrängung, sie werden nach Sullivan dissoziiert und sind dem wachen Bewusstsein nur schwer zugänglich, da sie dem schlechten Ich (bad-me) oder dem Nicht-Ich (not-me) anheim gefallen sind.

Auch die Fähigkeit, sich mittel- und langfristige Ziele zu setzen und anzustreben, kann von einem ängstlichen Menschen nicht entwickelt werden. Die Größe und Schwierigkeit der Aufgaben, das Risiko des Scheiterns und der Verzicht auf Prestigegewinn durch momentane Erfolge können Ängste auslösen, die zu überwinden sind, um den erforderlichen Spannungsbogen (nach Kurt Lewin) zu halten.

4.3.5 Vorpubertät (pre-adolescence)

4.3.5.1 Erste Liebeserfahrung

Die anschließende Vorpubertät (pre-adolescence), welche etwa in der Zeit zwischen dem neunten und dem 12. Lebensjahr beginnt, ist geprägt von dem Bedürfnis nach inniger Beziehung zu einem Freund des gleichen Geschlechts, einem „Busenfreund“ (chum). Diese ist nach Sullivan von größter Bedeutung für die Persönlichkeitsentwicklung, da durch wechselseitige Bestätigung das Selbstwertgefühl gesteigert wird und in dieser Phase erstmals eine echte Liebesfähigkeit entsteht, welche ein Resultat der bis dahin gewonnenen Reife und Erfahrung ist. Bis dahin haben Kinder zwar schon zu ihren Eltern liebe-ähnliche Gefühle, aber diese sind noch weitgehend

ichbezogen. Das Neue der Gefühlsbeziehung zu dem Freund besteht darin, dass dessen Zufriedenheit, sein Wohlergehen und seine Interessen für den Heranwachsenden genau so wichtig sind wie die eigenen. Sullivan meint, das Kind entwickelt ein wirkliches Gespür dafür, was einem anderen Menschen wichtig ist, und überlegt, wie es zum Glück oder zum Ansehen sowie zum Selbstwertgefühl des Freundes etwas beitragen kann. Er definiert diese „ersten Anfänge wirklicher Liebe“ (1953/1980, S. 278) folgendermaßen:

When the satisfaction or the security of another person becomes as significant to one as is one's own satisfaction and security, then the state of love exists (1940/1953, S. 42 f.).⁴⁸

Es findet also ein gegenseitiges Geben und Nehmen und ein Sich-Bestätigen statt, welches noch nichts mit Sexualität zu tun hat, die erst in der Pubertät und Adoleszenz bedeutsam wird. Wichtig ist aber der Wunsch nach persönlicher Nähe und Vertrautheit; Sullivan nennt dieses Streben auch „die Manifestation des Bedürfnisses nach interpersonaler Intimität“ (1953/1980, S. 279) und hebt hervor,

dass interpersonale Intimität aus sehr vielen Dingen bestehen kann, ohne genitalen Kontakt einzubeziehen, dass Intimität in diesem Sinne Nähe bedeutet, ... bei der nicht genauer spezifiziert ist, was, abgesehen von den Menschen, nahe ist. Intimität ist die Art der Zweierbeziehung, die die Validierung aller Komponenten des persönlichen Werts erlaubt (ebd).

Sullivan bezeichnet diese besondere Art der Beziehung als Kollaboration – eine Fähigkeit, die mehr ist als Kooperation, das übliche Geben und Nehmen im vorhergehenden Entwicklungsstadium:

Kollaboration geht einen großen Schritt über Kooperation hinaus – Kooperieren heißt: „*Ich* halte mich an die Spielregeln, um *mein* Ansehen und *mein* Überlegenheits- und Selbstwertgefühl aufrechtzuerhalten.“ Wenn wir kollaborieren, wird das zu einer Sache des *Wir* [kursiv im Original] (1940/1953, S. 55).

Das Kind erlebt in dieser Zweierbeziehung eine bis dahin nicht gekannte Freiheit im Austausch von Gefühlen und Ansichten, wodurch sein Verbundenheitsgefühl mit anderen Menschen und mit der Menschheit als Ganzes stark anwächst; damit erweitern sich nicht nur sein Bewusstsein, sein Wohlgefühl und sein Selbstwertgefühl, sondern seine Persönlichkeit insgesamt. Sullivan schreibt:

One begins to feel human in a sense in which one has not previously felt human. One becomes more fully human in that one begins to appreciate the common humanity of people – there comes a new sympathy for the other fellow, wheter he

⁴⁸ „Wenn die Zufriedenheit oder die Sicherheit eines anderen Menschen genau so bedeutsam wird wie die eigene Zufriedenheit und Sicherheit, dann ist der Zustand der Liebe erreicht.“

be present to the senses or mediated by rumors in the geography, or the like. In other words, the feeling of humanity is one of the aspects of the expansion of personality which comes in preadolescence. Learning at this stage begins to assume its true aspect of implementing the person in securing satisfactions and maintaining his security in interpersonal relations through the rest of life (1940/1953, S. 44).⁴⁹

In dieser äußerst wichtigen Phase erwirbt der Mensch also für sein ganzes weiteres Leben die Fähigkeit, sich Befriedigung zu verschaffen und Sicherheit in zwischenmenschlichen Beziehungen zu erhalten. Wer in dieser Phase nicht gelernt hat, sich unter Angehörigen des gleichen Geschlechts wohlfühlen, steht in der Gefahr, seelisch zu erkranken, wofür Sullivan aufgrund seiner psychiatrischen Erfahrung mit männlichen Patienten zahlreiche Beispiele anführt (1953/1980, S. 281). Obwohl diese Patienten durchaus gleichgeschlechtliche Freunde hatten oder sogar homosexuell waren, rief der private und berufliche Umgang mit fremden Männern bei ihnen stets erhebliche Spannungen hervor, da sie sehr unsicher waren, wie diese über sie denken.

4.3.5.2 Mögliche Gefahren

Aufgrund seiner Erfahrungen trat Sullivan der Annahme entgegen, intensive Zweierbeziehungen könnten die Beteiligten auf dieser Stufe fixieren oder zu manifester Homosexualität führen. Diese könne im Gegenteil eher entstehen, wenn jemand keine solch enge Beziehung erlebt habe und daher bei ihm das meist krankhafte Gefühl entstehe, er sei anders als alle anderen (ebd., S. 289).

Sullivan widersprach auch der unter Psychologen verbreiteten Ansicht, sexuelle Spielereien – wie wechselseitiges Masturbieren – in Gruppen dieser Altersstufe seien verhängnisvoll. Sie seien dagegen etwas völlig Normales, und er berichtete von einer solchen Schülergruppe in einer kleinen Gemeinde des Mittleren Westens. Nur zwei dieser Jungen, die nicht an diesen sexuellen Aktivitäten teilgenommen hatten, seien später homosexuell geworden, während die übrigen eine übliche heterosexuelle Entwicklung eingeschlagen hätten. Die homosexuellen Spielereien gegen Ende der Vorpubertät hätten sich also keinesfalls störend, sondern eher positiv auf die spätere Entwicklung ausgewirkt (1972, S. 170 und 1953/1980, S. 290).

Höchstwahrscheinlich beschreibt Sullivan Erfahrungen, die er selbst und sein damaliger enger Freund Clarence Bellinger in ihrem Heimatort Smyrna gemacht hatten, und kommt zu verallgemeinernden Schlussfolgerungen (vgl. Perry 1980, S. 94 f.). Seine Biografin Perry meint, die Nicht-Teilnahme an den Gruppenaktivitäten sei nicht ausschlaggebend für die spätere Entwicklung zur Homosexualität gewesen, sondern die

⁴⁹ Dabei ist zu berücksichtigen, dass der Begriff „humanity“ sowohl „Menschheit“ als auch „Menschlichkeit“ und „Menschsein“ bedeutet.

mächtigen Verbote und Hemmungen (powerful inhibitions) bezüglich der Sexualität, denen beide in ihren Familien ausgesetzt waren.

4.3.5.3 Jugendgruppen

Sullivan lehrt, dass sich in der Zeit der Vor- bzw. Frühpubertät aus mehreren Zweiergruppen größere Jungengruppen bilden, in denen Einzelne als Vorbilder und Gruppenführer angesehen werden, wenn sie aufgrund einer günstig verlaufenen Sozialisation und eines Erfahrungs- und Wissensvorsprungs in der Lage sind, andere dazu zu gewinnen, zu kollaborieren und für gemeinsame Ziele oder Vorhaben zu motivieren.

Sullivan widersprach vehement der Auffassung, Jugendbanden, die sich in der Zeit der Vorpubertät und Pubertät bilden, seien grundsätzlich antisozial oder kriminell. Die Literatur über solche Banden (als Beispiel kann William Goldings 1954 erschienener Roman *Lord of the Flies – Herr der Fliegen* angeführt werden) sei viel zahlreicher als über die vielen positiven, konstruktiv wirkenden Jugendgruppen dieser Altersstufe, die selbst in sehr schlechten Wohngebieten zu finden sind. Wenn die Lebensbedingungen allerdings besonders schlecht sind, wäre es durchaus möglich, dass sich Jugendbanden „gegen die Welt richten“ und dass diese antisoziale Einstellung von den Mitgliedern als normal und akzeptabel übernommen wird (Sullivan 1953/1980, S. 285 f.).

4.3.5.4 Ausgleich von Entwicklungsmängeln

Wegen der neuartigen mitmenschlichen Erfahrungen ist die Vorpubertät nach Sullivan besonders geeignet, Entwicklungsmängel wie autistische, unrealistische Vorstellungen über sich selbst und andere Menschen auszugleichen, weil man fähig wird, sich selbst mit den Augen eines anderen zu sehen (ebd., S. 281). Daher haben Gruppen von Gleichaltrigen dieser Altersstufe in den meisten Fällen einen förderlichen Einfluss, selbst auf halb-verwahrloste Jugendliche, die dort ein gewisses Gefühl der Geborgenheit und Zugehörigkeit erfahren. Wenn sie jedoch in eine verantwortungslose Bande geraten, können solche Jugendliche weiter in die Verwahrlosung und Kriminalität abgleiten (ebd., S. 287).

Entwicklungsgeschädigte Jugendliche, die bis dahin als Egozentriker oder Einzelgänger von Gleichaltrigen abgelehnt wurden, können nach Sullivan einen positiven Wandel erleben, wenn sie mit einem anderen Außenseiter eine Zweierfreundschaft schließen und dadurch allmählich lernen, von Spielverderbern zu Mitspielern zu werden, die von den übrigen Jugendlichen mehr anerkannt werden. Wer durch eine feindselige Persönlichkeitstransformation gekennzeichnet ist, hat größte Schwierigkeiten, eine enge Freundschaft einzugehen, wenn es ihm denn überhaupt gelingt. Aber

das Bedürfnis nach intimer Verbundenheit kann auch bei diesen Menschen so stark sein, dass sie eine enge Zweierfreundschaft schließen, in der sie mitmenschliche Zuwendung als positiv erleben, und somit ihre Feindseligkeit zumindest teilweise abbauen können (ebd., S. 285 f.).

4.3.5.5 Erfahrung der Einsamkeit

Wenn jedoch das Bedürfnis, als Freund akzeptiert zu werden, frustriert wird, kommt es in dieser Zeit zur „Furcht vor Ablehnung“ – der Furcht, von keinem Menschen akzeptiert zu werden – und erstmals zu der „wirklich beängstigenden Erfahrung der Einsamkeit“, die nach Sullivan noch schrecklicher ist als schwere Angst (1953/1980, S. 295). Diese als besonders gravierend erlebte Einsamkeit (loneliness) tritt normalerweise erst in der Vorpubertät oder danach auf, weil das Bedürfnis nach intimem Austausch mit einem Gleichaltrigen dann als sehr bedrängend erlebt wird, obwohl die Nähe zu anderen Menschen ungeheure Angst auslöst.

Wenn einsame Menschen sich unter dem Druck der Einsamkeit trotzdem in eine mitmenschliche Beziehung einlassen – weil Einsamkeit noch schwerer zu ertragen ist als Angst –, zeigen sich oft Anzeichen einer „ernsthaften Störung der persönlichen Orientierung“, also erhebliche Verunsicherung wegen mangelnder Lebensorientierung im weiter oben beschriebenen Sinn. Während jeder seit frühester Kindheit gelernt hat, schmerzliche und verletzende Dinge und Situationen zu meiden, wird der Drang nach mitmenschlichen Beziehungen ab der Präadoleszenz so vehement, dass einsame Menschen ohne genügende zwischenmenschliche Erfahrungen aus Unrast in frustrierende Situationen hineinstolpern (vgl. ebd., S. 296). Das Selbst kann durch solche Misserfolge so sehr geschwächt werden, dass es desintegriert und kompensatorisch auf primitive Verhaltensmuster zurückgreift. Dadurch steigt die Gefahr von Neurosen, schizophrenen Erkrankungen, Suizid und Delinquenz, vor allem in der Zeit der Pubertät und Adoleszenz.

Sullivan hebt mehrfach die zentrale Bedeutung der Einsamkeitserfahrungen in der Entwicklungsgeschichte jedes Menschen hervor. Er spricht von wesentlichen Integrationstendenzen, die im Laufe der Entwicklung mit dem Gefühl der Einsamkeit verbunden werden.

- Schon der Säugling braucht aufgrund seines Zärtlichkeitsbedürfnisses (need for tenderness) außer Nahrung und Körperpflege mitmenschlichen Kontakt und Fürsorge.
- Dieses Bedürfnis reicht bis in die frühe Kindheit hinein, in der das Kind die Teilnahme der Erwachsenen an seinen Aktivitäten braucht. Es will beachtet, angesprochen und anerkannt werden, so dass sich aufgrund seiner

zwischenmenschlichen Erfahrungen sein Selbst bilden kann. Schon in dieser Zeit finden wir Komponenten dessen, was letztlich als Einsamkeit erfahren wird.

- Im Schulkindalter können das Bedürfnis nach Austausch mit Gleichaltrigen und das Bedürfnis, akzeptiert zu werden, enttäuscht werden. Dadurch entsteht die als schmerzhaft erlebte „Furcht vor Ablehnung als die Furcht, von keinem Menschen akzeptiert zu werden“.
- In der Präadoleszenz schließlich kann die Einsamkeit beängstigende Ausmaße annehmen und der Nährboden für schwere seelische Störungen werden.

4.3.5.6 Kritik an Sullivans Konzept der Präadoleszenz

Gegen Sullivans Lehre von der Bedeutung der Phase der Präadoleszenz sind von verschiedener Seite drei Einwände erhoben worden, die sein Schüler A. H. Chapman folgendermaßen zusammengefasst hat (vgl. Chapman 1977, S. 181 f.):

Sullivans Aussagen über die Präadoleszenz können kaum durch klinische Untersuchungen belegt werden. Viele Studien über die kindliche Entwicklung zeigen, dass solch enge Zweierbeziehungen nur bei sehr wenigen Menschen vorkommen und dass diese im späteren Leben dazu neigen, homosexuell zu werden.

Zweitens wird bemängelt, dass Sullivan seine eigenen sehr ungünstigen Erfahrungen verallgemeinert und zu einer generell gültigen Aussage gemacht hat. Seine frühen Kindheitserfahrungen sowie seine verhängnisvolle Beziehung zu dem einige Jahre älteren Clarence Bellinger waren zu seinen Lebzeiten keinem seiner Berufskollegen bekannt und sind erst viele Jahre später durch seine Biografen aufgedeckt worden.

Zum Dritten, meint Chapman, habe Sullivan in den Vorlesungen gegen Ende seines Lebens der Phase der Präadoleszenz viel weniger Bedeutung beigemessen. Er habe dieses Konzept quasi aufgegeben und das Bedürfnis nach Intimität um einige Jahre in die anschließende Phase der Pubertät (adolescence) verlegt. Dadurch sei der Aspekt seiner Entwicklungslehre beseitigt worden, der bei den meisten Entwicklungspsychologen und Psychiatern auf Widerspruch stieß.

Andererseits sind Sullivans Aussagen über die große Bedeutung von Peer-Beziehungen für die psycho-soziale Entwicklung von Kindern und Jugendlichen durch empirische Untersuchungen in den 1970er und 80er Jahren durchaus bestätigt worden. So weist Evans (1996, S. 118 f.) insbesondere auf die Forschungen von James Youniss (1980) hin. Dieser wies nach, dass die Beziehungen zu Erwachsenen – besonders zu den Eltern – das Verhalten und die Entwicklung im Schulkindalter bis etwa zum vierzehnten Lebensjahr zwar weiterhin wesentlich mitbestimmen, aber weit weniger prägen als die Art der Beziehungen zu Gleichaltrigen. Er bestätigte auch, dass sich das Bedürfnis nach einer engen persönlichen Beziehung (intimacy) in einer gleichgeschlechtlichen

Freundschaft (chumship) während der Vorpubertät bildet und entscheidend ist für die psycho-soziale Entwicklung in den darauf folgenden Phasen der Pubertät und Adoleszenz.

4.3.6 Pubertät (early adolescence)

4.3.6.1 Der Lust-Dynamismus

Die Phase der Pubertät (early adolescence) beginnt nach Sullivan damit, dass aufgrund der körperlichen Reifungsvorgänge ein echtes Sexualinteresse entsteht, das als Lust gefühlt wird, indem abrupt die genitale Körperzone für die interpersonale Intimität wichtig wird. Um sich von dem in der Psychoanalyse im umfassenden Sinne gebrauchten Begriff der Sexualität abzugrenzen, der sich auch auf die frühen Entwicklungsphasen vor der Pubertät bezieht, spricht Sullivan von Lust-Dynamismus, worunter er den Energiefluss versteht, der auf sexuelle Aktivitäten zwischen zwei Menschen hinzielt und der sich erst in der Pubertät einstellt. Er verwendet den dem Deutschen verwandten Begriff Lust (im Sinne von sexuelle Begierde, Sinnenlust) und definiert dieses Streben als

die gefühlte Komponente von Integrationstendenzen, die sich auf die genitale Interaktionszone beziehen und die Befriedigung kumulativ anwachsender, im Orgasmus gipfelnder Sinneswahrnehmung suchen (1953/1980, S. 297).⁵⁰

Damit widersetzt er sich der Auffassung, dass sexuelle Wünsche und Impulse schon in der Säuglingszeit und in der Kindheit für die Persönlichkeitsentwicklung von Bedeutung sind. In diesen frühen Phasen seien sexuelle Gefühle zwar rudimentär vorhanden, aber für die später Entwicklung wenig bedeutsam.

Für Sullivan sind Lust und das Bedürfnis nach Intimität zwei verschiedene Dinge, die nicht notwendig miteinander verbunden sind; sie können besonders in der Pubertät zeitlich auseinanderfallen. Aber in der geschlechtlichen Liebe werden sie gemeinsam befriedigt; und beide müssen in Einklang gebracht werden mit dem dritten Bedürfnis, dem nach Sicherheit, d.h. Angstfreiheit. Wegen einer sexualfeindlichen Kultur und rigiden Erziehung sowie der oft unzureichenden Vorbereitung der jungen Menschen auf diese Problematik ergeben sich meistens Komplikationen, die eine gesunde Entwicklung verhindern können.

⁵⁰ Im Original: „Lust is the felt component of integrating tendencies pertaining to the genital zone of interaction, seeking satisfaction of cumulatively augmented sentience culminating in orgasm“ (1953, S. 263).

Wie Forschungen von Kulturanthropologen in den 1930er Jahren ergaben, haben Jugendliche in mehreren Südseekulturen die Möglichkeit, ihr Sexualbedürfnis unter gewissen Regeln angstfrei und ziemlich ungehindert auszuleben. Auch die alten Chinesen vor unserer Zeitrechnung hatten ein ungezwungenes Verhältnis zur Sexualität. In unserer westlichen Kultur hingegen werden die jungen Menschen durch mehr oder weniger massive Regeln und Verbote für viele Jahre daran gehindert, diesem Bedürfnis ohne Angst nachzugehen. So wird immer noch – zumindest zu Sullivans Zeiten – vorehelicher Geschlechtsverkehr unter Jugendlichen verurteilt und eine frühe Eheschließung verhindert. Diese zwei Faktoren vergrößern die Kluft zwischen dem frühen Erwachen sexueller Bedürfnisse und der Möglichkeit fester heterosexueller Bindungen und sind nach Sullivan der Grund dafür, dass die Amerikaner das am meisten sexbesessene Volk der Welt sind.⁵¹

4.3.6.2 Verlagerung des Intimitätsbedürfnisses

Verbunden mit dem Auftreten des genitalen Triebes verlagert sich im Normalfall das Intimitätsbedürfnis von einem gleichgeschlechtlichen Freund auf die Angehörigen des anderen Geschlechts. Die erwachende Neugierde am anderen Geschlecht ist verbunden mit der Frage, ob man z.B. als Junge mit einem Mädchen ähnlich gut zurechtkommen würde wie mit seinem Busenfreund, und geht einher mit einem Wandel des Fantasielebens. In diesem ebenso wie in den Träumen spielen Sehnsüchte und sexuelle Fantasien eine wachsende und oftmals beunruhigende Rolle (vgl. Sullivan 1940, S. 68). Auch die Gespräche der Jungen bzw. Mädchen untereinander sind zunehmend mit dem Interesse für das andere Geschlecht erfüllt.

Wenn sich in einer Peergroup einige Jugendliche befinden, deren körperliche und seelische Entwicklung sich verzögert, so wirken sich das sich daraus resultierende Minderwertigkeitsgefühl und der soziale Druck der Gruppe sehr ungünstig auf deren Selbstwertgefühl aus, was „zu ganz erheblichen Persönlichkeitsstörungen führen kann“ (Sullivan 1953/1980, S. 299). Das entspricht sicherlich Sullivans eigener Erfahrung in der Pubertätszeit unter den Gleichaltrigen seines Heimatortes und in seiner Zweierbeziehung zu dem älteren Freund.

Sofern in der Zeit der Pubertät der Lust-Dynamismus (das Sexualbedürfnis) und das Bedürfnis nach Zweisamkeit und menschlicher Nähe (Intimität) verbunden werden können, wird dadurch nach Sullivan die Person insofern in entscheidender Weise geformt, als das Gefühlsleben und die zwischenmenschlichen Fähigkeiten wesentlich gefördert werden. Zudem können durch die intensiven neuen Erfahrungen in einer

⁵¹ „These two factors work through many cultural conventions to make us the most sex-ridden people of whom I have any knowledge“ (1940/1953, S. 59).

heterosexuellen Beziehung allmählich eventuell vorhandene Entwicklungsstörungen korrigiert werden, die in früheren Phasen entstanden sind. Insofern kann dieser Lebensabschnitt auch als „spontaneously therapeutic period of personality growth“ (auf natürliche Weise therapeutisch wirksame Phase der Persönlichkeitsentwicklung) bezeichnet werden (Chapman 1976, S. 184). Dabei ist zu beachten, dass Sullivan meint, zu einer heterosexuellen Beziehung in dieser Phase gehöre nicht notwendigerweise ein vollumfänglich praktizierter Sexualverkehr; es könnten leidenschaftliche Zärtlichkeiten auch auf andere Weise ausgetauscht werden.

Sullivans Einschätzung der Pubertätsphase unterscheidet sich also erheblich von der bis dahin üblichen Auffassung, dass während der Pubertät keine wesentliche Persönlichkeitsentwicklung stattfindet und dass es in dieser Zeit hauptsächlich darum gehe, dass der bisherige Persönlichkeitsaufbau durch das aufkeimende Sexualverlangen und das Unabhängigkeitsstreben der Jugendlichen auf die Probe gestellt wird (vgl. ebd., S. 185).

4.3.6.3 Kollisionen zwischen Sexualbedürfnis, Sicherheit und Intimitätsbedürfnis

(1) Die in unserer repressiven Kultur am häufigsten vorkommende Kollision ist nach Sullivan diejenige zwischen dem Sexualbedürfnis und dem Sicherheitsstreben, worunter er Selbstachtung und Selbstwertgefühl versteht. Sehr viele Menschen erleiden durch das Aufkommen der sexuellen Bedürfnisse erhebliche Angst, weil (a) ihnen durch die Eltern gesellschaftliche Verbote und Einschränkungen auferlegt werden, (b) weil sie sich in ihrer Einstellung zur Sexualität und ihrem diesbezüglichen Verhalten dem Gruppendruck der Gleichaltrigen ausgesetzt fühlen und (c) weil sie in ihrer Einstellung zu ihrer genitalen Körperzone entwicklungsgeschädigt sind.

So kann im späten Säuglingsalter oder in der Kindheitsphase eine sogenannte primäre genitale Phobie entstanden sein, wodurch die für die spätere sexuelle Intimität maßgebliche Körperzone aus dem Erleben ausgeschaltet und in den Bereich des Nicht-Ich abgedrängt worden ist. Ein derart geschädigter junger Mensch kann unmöglich einen günstigen Weg finden, mit dem sexuellen Bedürfnis umzugehen. Er gerät in Einsamkeit und innere Unrast (Sullivan 1953/1980, S. 301). Da sich der Trieb nicht gänzlich unterdrücken lässt, kommt es häufig zu einem „Ausbruch beträchtlichen autosexuellen Verhaltens, durch das man seine eigene Lust halt so gut befriedigt, wie man es eben kann“ (ebd., S. 304).

Diese an sich harmlose und ziemlich weit verbreitete Aktivität – „selbst unter den Weisen des Landes“ – wird jedoch in allen restriktiven Kulturen – besonders in religiösen Familien – streng verurteilt und eventuell mit erheblichen Strafen belegt. Der

Jugendliche gerät so in eine unausweichliche Not, die für ihn die Pubertät „zur Hölle“ werden lässt (ebd., S. 304). Er erlebt sich als Außenseiter und kann ernsthafte Persönlichkeitsstörungen entwickeln.

Unter Vermeidung jeglicher moralischer Beurteilung des Onanie-Problems geht Sullivan in diesem Zusammenhang vorurteilsfrei auf die Frage ein, ob aus psychiatrischer Sicht die Masturbation besser oder schlechter ist für die interpersonale Gegenwart und nahe Zukunft des Betroffenen. Er meint, sie stelle eine Möglichkeit dar, der Konfliktsituation zu entfliehen; sie könne aber verhindern, dass die sexuelle Spannung so stark wird, dass die eigenen Barrieren aufgebrochen werden und eine Kontaktaufnahme zum anderen Geschlecht unterbleibt. Dadurch werden Entwicklungsschäden beibehalten, was zu einer kontinuierlichen Belastung des Lebens für den Betroffenen beiträgt. Nur unter diesem Gesichtspunkt hält Sullivan die Selbstbefriedigung für eine schlechte Lösung des Sexualproblems, nicht jedoch wenn sie eher zufällig oder vorübergehend praktiziert wird (ebd., S. 305).

(2) Auch die Verlagerung des Intimitätsbedürfnisses auf das andere Geschlecht kann nach Sullivan zu einer Kollision mit dem Sicherheitsbedürfnis führen. Dies geschieht, wenn Eltern mit Unwillen auf das neue Interesse ihres Kindes für Vertreter des anderen Geschlechts reagieren und einen repressiven Einfluss ausüben. Ihre Mittel sind dann Spott und Lächerlich-Machen, die Sullivan zu den schlimmsten Instrumenten zählt, welche die Selbstachtung von Pubertierenden verletzen können. Sie leiden auch darunter, dass die Eltern jede kleinste Bewegung auf einen andersgeschlechtlichen Jugendlichen hin mit Kritik und Einwänden kommentieren.

Dies kann sich zu pathologischer Eifersucht steigern, wobei es sich bei der dritten Person, auf die ein Elternteil eifersüchtig ist, um eine parataktische Täuschung handeln kann (ebd., S. 302 f.). Es kommt auch vor, dass die Mutter eines Mädchens versucht, die Aufmerksamkeit dessen zukünftigen Freundes auf sich selbst zu lenken, so dass die Tochter glaubt, mit der attraktiven Mutter nicht konkurrieren zu können (vgl. Mullahy 1970, S. 411). In extremen Fällen können pathologische Eltern ihre Kinder durch massiven psychischen Druck – bis hin zu Selbstmorddrohungen – zwingen, ihr Interesse für das andere Geschlecht völlig zu unterdrücken. Für die Jugendlichen wird es dann äußerst schwierig, sich zu einem Date zu treffen, zum Tanzen oder auf Partys zu gehen (ebd.).

(3) Als dritte Art der Kollision nennt Sullivan diejenige zwischen Intimitäts- und Sexualbedürfnis. Hierbei treten bei dem Versuch einer zärtlichen Annäherung vier Unannehmlichkeiten auf: Peinlichkeit, Schüchternheit, übertriebene Vorsichtsmaßnahmen und ein magischer Trick, die Nicht-Technik. Hierunter versteht er das Ausweichen vor dem, was nicht gelingt, ins andere Extrem. Die Lösung des Konflikts

wird dann gesucht, indem das Gegenteil von Schüchternheit und Befangenheit gelebt wird: Man nähert sich dem anderen mit Kühnheit und Verwegenheit. Das lässt das Gegenüber verlegen und schüchtern werden, so dass die gewünschte Intimität kaum zustande kommt.

Ein wesentliches Hindernis für das Zustandekommen einer Beziehung, in der das Liebes- und Sexualbedürfnis erfüllt werden, ist die durch Religion und Moral vermittelte Unterscheidung zwischen guten und schlechten, anständigen und nicht anständigen Frauen und Mädchen. Auf die Ersteren richten sich Verehrung und Liebeswünsche, auf die Letzteren der Wunsch nach sexueller Befriedigung. Auch wenn diese Dissoziation von Gefühl und Sexualtrieb schon zu Sullivans Zeiten nicht mehr ganz so vehement war wie in früheren Zeiten, ist sie doch auch heute noch weit verbreitet. Sie hat wesentlich zur Verbreitung der Prostitution und zur Doppelmoral in bürgerlichen Kreisen beigetragen und ein gleichberechtigtes Verhältnis der Geschlechter sehr erschwert.

Ein solches dichotomisches Denken findet sich nach Sullivan besonders bei egozentrischen Menschen (the self-absorbed, fantastic person), welche zum Wunschdenken (wishful thinking) neigen und keine Grautöne kennen, sondern nur Schwarz und Weiß oder Gut und Böse. Diese Menschen haben in der frühen Kindheit nicht gelernt, die Erfahrungen der guten und der schlechten Mutter zu einem ganzheitlichen, realistischen Mutterbild zusammenzufügen (vgl. Sullivan 1940/1953, S. 78 f.). Da sexuelle Lust unabdingbar zum Menschsein gehört, kann nach Sullivan niemand seine Persönlichkeit voll entfalten, der bei Angehörigen des anderen Geschlechts eine derartig scharfe Unterteilung vornimmt und folglich in seinem Genitalverhalten ziemlich gespalten ist, so dass er es nicht problemlos in sein Leben integrieren kann. Dies geht auf Kosten seiner Selbstachtung und seiner Fähigkeit, mit Menschen des anderen Geschlechts unkompliziert Beziehungen aufzunehmen und zu pflegen (Sullivan 1953/1980, S. 304).

Die genannten Kollisionen in der Zeit der frühen Adoleszenz können nach Sullivan zur Folge haben, dass manche junge Menschen in dieser Zeit homosexuelle Neigungen entwickeln, die vorübergehend ausgelebt werden oder in „dauerhafte homosexuelle Strukturierung der interpersonalen Beziehungen“ einmünden. Dies trifft insbesondere für Jugendliche zu, welche die körperliche Sexualreife erreicht haben, ohne dass sich ihr vorpubertäres gleichgeschlechtliches Intimitätsbedürfnis verändert hat (1953/1980, S. 312 f.). Die homosexuellen Spielereien oder intensiveren Freundschaften sind – ebenso wie autoerotisches Verhalten – meistens mit Vorsichtsmaßnahmen zur Geheimhaltung, Schuldgefühlen und schwerer Angst verbunden.

4.3.6.4 Die Trennung von Sexual- und Intimitätsbedürfnis

In der frühen Adoleszenz kommt es nach Sullivan zu schwerwiegenden Fehlentwicklungen durch die scharfe Trennung des Sexualbedürfnisses von dem Bedürfnis nach Intimität. So kann das Intimitätsbedürfnis separat in Erscheinung treten, indem man ein Liebesobjekt verehrt, welches dem andersgeschlechtlichen Elternteil sehr ähnelt, oder man geht eine pseudo-geschwisterliche Beziehung ein, in der Erotik und sexuelles Verlangen ausgespart bleiben (1953/1980, S. 309 f.).

Eine andere Variante ist die extreme Unterscheidung von guten und schlechten Frauen in der Weise, dass alle Frauen oder Mädchen als gut und edel angesehen werden, so dass man sich ihnen unmöglich wegen sexueller Wünsche nähern kann. Oder man findet alle Frauen so schlecht und äußerst unattraktiv, dass sie allenfalls als Prostituierte infrage kommen.

Sullivan sieht diese Trennung der beiden Bedürfnisse als Teil der Persönlichkeitsstörung der Dissoziation und nennt als Beispiel Menschen, die sich von Vertretern des anderen Geschlecht verfolgt fühlen und daher jeden Kontakt mit ihnen zu vermeiden suchen. Ebenso verhält sich der Frauenhasser oder Weiberfeind, der wegen seiner tiefen Antipathie nur oberflächliche Kontakte zu Frauen zulassen kann. Diese Antipathie kann sich auch verdeckt zeigen in einer Abscheu oder vor den weiblichen Genitalien, die beim intimen Kontakt Angst in Form unheimlicher Gefühle hervorrufen, welche dem Bereich des Nicht-Ich entstammen und ein Zeichen für eine schwere Dissoziation in der Persönlichkeit darstellen. Diese Einstellung kann auch bei Männern vorkommen, die Frauen mögen und auch erfolgreiche Annäherungsversuche machen können (ebd., S. 310 f.).

4.3.6.5 Heterosexuelle Erfahrungen

Nach Sullivan ist es für die Persönlichkeitsentwicklung von erheblicher Bedeutung, welche Art von heterosexuellen Erfahrungen in der frühen Adoleszenz gemacht werden. Er meint, nur selten machen Jugendliche ihre ersten derartigen Erfahrungen mit Menschen, die ihnen mit Verständnis, Sympathie und Ermutigung begegnen. Meistens komme es zu „kläglichen Erfahrungen“, die „für die weitere Persönlichkeitsentwicklung oft sehr kostspielig sind“ (ebd., S. 306).

Häufig kommt es beim ersten Sexualkontakt beim Mann zu einem vorschnellen Orgasmus, der die Integration – also die umfängliche Einigung beider Partner – zunichte macht und für die beiden Beteiligten eine sinnlose Situation hervorruft. Dadurch sinkt die Selbstachtung des Mannes, und unter Umständen kann es zu seelisch bedingter Impotenz kommen mit der verheerenden Überzeugung, kein ganzer Mann zu sein. Andererseits kann er versuchen, das Gegenteil zu beweisen, indem er ein

jugendlicher „Frauenheld“ wird, der wie Don Juan viele Frauen erobert, aber keine dauerhafte Beziehung zu einer Frau herstellen kann.

Psychiatrische Patienten, die unter einem solchen Don-Juanismus leiden, gehören nach Sullivans Erfahrungen stets zu den lustbetonten „chronisch Jugendlichen“, welche die Stufe der Präadoleszenz nicht erreicht haben. (ebd., S. 307 und 315). Er nennt sie auch mit einem Slang-Ausdruck „Hymen-Jäger“ (hymen hunters), den entsprechenden Frauentyp nennt er „teaser“ – was so viel heißt wie „eine Frau, die alles verspricht, aber nichts hält“ (Sullivan 1953, S. 280). Solche Menschen neigen dazu mit ihren erotischen Erfahrungen zu prahlen, wollen diesbezüglich beneidet werden und haben ein unersättliches Interesse an Pornographie.

Ein weiteres Ausweichverhalten nach sexuellen Misserfolgen ist die manifeste Homosexualität oder in seltenen Fällen das zwanghafte Verlangen nach häufigem Sexualverkehr, welches er für genau so krankhaft hält wie jede andere Zwanghaftigkeit (preoccupation). Man spricht heute von Sex-Sucht oder Hypersexualismus und bei Frauen von Nymphomanie (Peters 2000, S. 252 u. 376).

Sullivan geht ausführlich auf die missglückten ersten heterosexuellen Erfahrungen ein, weil er diese bei vielen seiner Patienten gefunden hat – auch wenn diese bei der Anamnese zunächst verneint wurden –, und weil er selber höchstwahrscheinlich hiervon betroffen war. Während seiner Jugendzeit hatte er keinerlei Kontakt zu gleichaltrigen Mädchen, so dass seine Pubertät – auch bedingt durch die sehr puritanische Atmosphäre im Elternhaus und den Einfluss der Kirche – verspätet eintrat. So schreibt er in seinem frühen unveröffentlichten Buch *Personal Psychopathology*, das im Wesentlichen auf persönlichen Erfahrungen fußt: „A particularly deviated environment may delay ... the appearance of the genital sexual impulses until after seventeen“ (1972, S. 89).⁵²

Sein erotisches Interesse, welches sich damals möglicherweise auf seine in New York City lebende Tante Margaret richtete, die zehn Jahre jünger war als seine Mutter, musste sich frustrierend ausgewirkt haben, denn er schreibt:

If the heteroerotic impulses focus on a frankly incestuous object, the mother or an aunt, then either the object finally recoils when unable longer to deceive herself as to the nature of the impulse, or a woefully maladjustive life is initiated for the boy (1972, S. 174).⁵³

⁵² „Eine besonders abweichende (unnormale) Umgebung kann den Beginn genitaler sexueller Impulse bis zum Alter von siebzehn verzögern.“

⁵³ „Wenn sich die heteroerotischen Impulse auf ein eindeutig inzestuöses Objekt richten, die Mutter oder eine Tante, dann schreckt diese Person entweder zurück, wenn sie nicht mehr über die wahre Natur dieses Impulses im Unklaren sein kann, oder für den Jungen ist dies der Auslöser für ein bedrückend unangepasstes, gestörtes Leben.“

Somit kam er mit knapp 17 Jahren als Spätpubertierender an die Cornell Universität, wo er – aufgrund eigener Impulse und unter dem sozialen Druck seiner Kommilitonen – offenbar einen missglückten Versuch unternahm, mit einem Mädchen Kontakt aufzunehmen (vgl. Perry 1980, S. 139 ff.). Dadurch verstärkten sich seine Angst, Einsamkeit und Unsicherheit, so dass es zum Abgleiten in die weiter oben beschriebene psychotische Episode kam. Indirekt beschreibt er diesen Zusammenhang in seinem Hauptwerk wie folgt:

A great many people whose self-esteem has been somewhat uncertain, depending on scholarship only, find their standing as students rapidly declining as they become completely preoccupied with the pursuit of lust objects. Thus they become the prey of severe anxiety, since their only distinction is now being knocked in half (1953, S. 273).⁵⁴

Unter einer derartigen Einsamkeit in der Jugendzeit haben nach Sullivan die meisten Menschen gelitten, die in eine psychotherapeutische Behandlung kommen oder psychotisch erkranken. Sie verzichten auf das Streben nach Intimität und sexueller Erfüllung, indem sie sich permanent sozial isolieren. Als Ersatz für die gewünschten zwischenmenschlichen Erfahrungen entwickeln sie entsprechende Träume, Tagträume und Fantasien. Unter einer besonderen Behinderung leiden jene, die sich in ihrer Fantasie stark idealisierte, imaginäre Gefährten schaffen. Dies wirkt dann als schweres Hindernis, wenn es gilt, einen Menschen zu finden, der für eine dauerhafte interpersonale Beziehung geeignet ist (vgl. 1953/1980, S. 312), und dies kann dann in eine Psychose führen.

4.3.6.6 Der Lust-Dynamismus als System von Interaktionszonen

Nach der Darstellung der mit dem Aufkommen der sexuellen Bedürfnisse verbundenen Probleme beschreibt Sullivan den Lust-Dynamismus zunächst als einen komplexen psychobiologischen Prozess, an dem die folgenden physiologischen Systeme des menschlichen Organismus beteiligt sind: das Hormonsystem (Endokrinium), das vegetative Nervensystem und das Zentralnervensystem, also unser Gehirn. Diese Systeme beeinflussen die von ihm sogenannten Interaktionszonen des menschlichen Körpers: (1) die taktile erogene Zone mit dem besonders ausgeprägten Empfindungsvermögen der Genitalien, welches schon ab dem späten Säuglingsalter wirksam und spürbar ist; (2) die genital-viszerale Zone mit den im Körperinneren gelegenen Teilen der Sexualorgane (wie Eileiter, Uterus, Prostata oder Samenbläschen), wo Lust

⁵⁴ „Viele Menschen, deren Selbstachtung ohnehin irgendwie angeschlagen ist, weil sie nur von Studienerfolgen abhing, müssen feststellen, dass ihr Ruf als Studenten rapide abnimmt, da sie völlig von der Suche nach Lustobjekten in Anspruch genommen sind. So werden sie Opfer schwerer Angst, da das Einzige, was sie bislang auszeichnete, nun zertrümmert wird“ (vgl. 1953/1980, S. 308).

auslösende Spannungen entstehen; und (3) die übrigen erogenen Zonen des Körpers (ebd., S. 316 ff.). Schon zwanzig Jahre vor der von Masters und Johnson 1966 durchgeführten Erforschung des Ablaufs eines gelungenen Sexualaktes beschrieb Sullivan detailliert die physiologischen Vorgänge in fünf Phasen, welche er die Effektor-Aspekte der Interaktionszonen nannte (ebd., S. 320 f.).

Darüber hinaus stellte er auch die Bedeutung des Eduktor-Aspekts der Interaktionszonen heraus, d.h. des kognitiven Aspekts des sexuellen Erlebens. Darunter versteht er sowohl das Wissen um die Ziele der lustvollen Motivation als auch die geistige Fähigkeit, die jeweilige Situation zu erfassen und damit umzugehen, so dass das gemeinsame Erlebnis durch symbolische Operationen erleichtert, oder durch Vorsichtsmaßnahmen gesteuert beziehungsweise gehemmt oder verhindert wird. So verfügt jeder Mensch der westlichen Welt nach Sullivan über einen komplizierten Mechanismus, welcher die Integration von sexueller Lust verhindert, sobald eine solche Integration mit dem Selbstsystem kollidieren – also Angst auslösen – würde. Schon das Erkennen eigener sexueller Lust kann somit verhindert werden (ebd., S. 319 f.).

4.3.6.7 Der Lust-Dynamismus als System von Integrationstendenzen

Die entscheidende Ebene des Lust-Dynamismus ist nach Sullivan die interpersonale, welche er als ein System von Integrationstendenzen beschreibt. Dabei versucht er genauer zu verstehen, wie es gelingt oder misslingt, eine gelungene Situation mit anderen Menschen herzustellen. „Anders ausgedrückt: hier geht es um ein ausgeklügeltes System von Motiven, welches es uns ermöglicht, mit anderen in Beziehung zu treten oder andere Menschen zu meiden“ (ebd., S. 323 u. 1953, S. 288).

Dabei spielen Erfahrungen eine wesentliche Rolle, die schon früh im prototaktischen Modus und vor allem im parataktischen Modus erworben wurden. Es wirken sich also unbewusste Wahrnehmungsverzerrungen aus, die Ängste und Vorbehalte hervorrufen, „besonders offensichtlich in Fällen primärer genitaler Phobie“ (1953/1980, S. 322). Erfahrungen im syntaktischen Modus, also hauptsächlich auf sprachlicher Ebene, sind eher selten vorhanden, da in unserer Kultur eine sprachliche Verständigung in Bezug auf Lust und Sexualität sehr erschwert ist.

Der Lust-Dynamismus, also das Streben nach einem erfüllten Sexualleben, welcher als letztes Bedürfnissystem in der Persönlichkeitsentwicklung auftritt, erfordert außer der biologischen auch eine psychische Reifung des Menschen in den früheren Entwicklungsstufen. Diese verläuft nicht nach einem einheitlichen Schema, sondern wird modifiziert durch befriedigende Erfahrungen und Angsterfahrungen; in ungünstigen Fällen kommt es zu desintegrierenden Veränderungen oder Dissoziation.

Die mit der Sexualität verbundenen Ängste variieren stark von Person zu Person infolge kultureller Unzulänglichkeiten, welche durch die Familie und die Gleichaltrigen vermittelt werden. Durch diese Ängste werden wesentliche Elemente des sexuellen Bedürfnisses aus dem Bewusstsein ferngehalten durch selektive Unaufmerksamkeit, Fehlinterpretationen, Verschweigen, Verbergen und Verdrängung in den Bereich des schlechten Ich oder des Nicht-Ich (Dissoziation). Dies geht nach Sullivan oft mit „akuter oder dauernder Desorientierung im Leben und einer katastrophalen Störung des Selbstwertgefühls“ einher (ebd., S. 324).

Wenn die sexuellen Bedürfnisse wiederholt nur partiell befriedigt werden, bleibt ein unbefriedigter Rest, der während des Schlafs in beunruhigenden Träumen oder in Wachträumen und Fantasien entladen wird, welche die Selbstachtung untergraben sowie zu Vorsichtsmaßnahmen oder sozialer Distanz führen; somit kann der Betreffende immer weniger positive Erfahrungen machen, die ihm helfen könnten, seine Persönlichkeitsstörungen allmählich zu mildern oder abzubauen.

Des Weiteren beschreibt Sullivan verschiedene Muster, wie Menschen das Intimitätsbedürfnis und das Sexualstreben miteinander in Einklang zu bringen versuchen. Dabei unterscheidet er zunächst die Manifestationen des Intimitätsbedürfnisses als entweder autophil (narzisstisch, selbst liebend), isophil (Liebe zu einem Gleichgeschlechtlichen) und heterophil (Liebe zu einem Andersgeschlechtlichen). Dann unterscheidet er die Arten der Lusterfüllung als autosexuell, homosexuell, heterosexuell und. katalsexuell (Nekrophilie bzw. Sodomie) (ebd., S. 327 f.). Sodann erläutert er sechs Varianten der Beteiligung bzw. Nichtbeteiligung der Genitalien beim sexuellen Geschehen und kommt zu dem Ergebnis, dass gemäß der von ihm entwickelten Klassifikation 45 sexuelle Verhaltensmuster möglich und sechs sehr unwahrscheinlich sind. Hieran lasse sich nach Sullivan erkennen, wie töricht es ist, Begriffe wie „heterosexuell“, „homosexuell“ oder „narzisstisch“ zu verwenden, um Menschen hinsichtlich ihrer sexuellen oder freundschaftlichen Beziehungen mit anderen zu klassifizieren. Er fährt fort:

Such classifications are not anywhere refined enough for intelligent thought; they are much too gross to do anything except mislead both the observer and the victim. For example, to talk about homosexuality's being a problem really means about as much as to talk about humanity's being a problem (1953, S. 294).⁵⁵

⁵⁵ „Solche Klassifizierungen sind in keiner Weise genau genug für intelligentes Denken; sie sind viel zu grob, um irgendetwas anderes zu bewirken, als sowohl den Beobachter als auch das Opfer in die Irre zu führen. Wenn man zum Beispiel von der Homosexualität als einem Problem spricht, so bedeutet das eigentlich nichts anderes, als spreche man über das Mensch-Sein als Problem“ (vgl. 1953/1980, S. 330) [eigene Übersetzung].

4.3.6.8 Sullivans Stellungnahme zur Homosexualität und zur Sexualität

Sullivan kam aufgrund seiner psychiatrischen – und wahrscheinlich seiner persönlichen – Erfahrungen zu der Erkenntnis, dass Homosexualität nicht auf Vererbung beruht, sondern sich in vorangegangenen Lebensphasen entwickelt (vgl. 1972, S. 196 ff.). Dabei sind bei einem Jungen eine zu enge Mutterbindung, mangelnde Identifizierung mit einer Vaterfigur und die durch die Erziehung vermittelte Angst vor allem Sexuellen die Hauptfaktoren. In der Pubertät kann in diesen Fällen das Intimitätsbedürfnis nicht auf Angehörige des anderen Geschlechts umgelenkt werden. Das größte Problem hinsichtlich der Homosexualität sei nicht dieses Verhalten selbst, sondern deren gesellschaftliche Tabuisierung und Ächtung, welche bei den Betroffenen zu einem stark verringerten Selbstwertgefühl führt sowie zu Schuldgefühlen, Angst vor Missbilligung, sozialer Isolation und Einsamkeit.

Menschen mit dieser Ausrichtung seien aber nicht notwendigerweise seelisch schwer gestört, sondern könnten ein relativ sicheres, stabiles Leben führen, wenn für beide Beteiligten das Bedürfnis nach naher Zweisamkeit (Intimität) befriedigend erfüllt wird (vgl. Evans 1996, S. 127). Die Frage des Ursprungs der Homosexualität ist bis heute nicht geklärt, aber Sullivans Konzept ihrer psychosozialen Entstehung wird unter anderem gestützt durch die Forschungen M. Hunters (1990), der einen engen Zusammenhang zwischen kindlichem sexuellem Missbrauch und späterer Homosexualität festgestellt hat (vgl. ebd.). Evans stellt fest, dass Sullivans mutige, vorurteilsfreien Stellungnahmen zu diesem damals stark tabuisierten Problem wesentlich dazu beigetragen haben, dass seine Ideen bei der Mehrheit der psychiatrischen Kollegen auf Ablehnung stießen (ebd., S. 202).

Sullivan beschäftigte sich so ausführlich mit der menschlichen Sexualität, weil er meinte, für Psychiater und Psychotherapeuten sei es „fast immer von entscheidender Bedeutung zu berücksichtigen, welchen Platz die Lust in den Schwierigkeiten des Patienten einnimmt“ (1953/1980, S. 330). Er meinte nicht, dass die Lebensprobleme der Menschen hauptsächlich mit der Sexualität zu tun haben, sondern dass die Probleme in zwischenmenschlichen Beziehungen bei Erwachsenen unseres Kulturkreises durch die Art und Weise verdeutlicht und veranschaulicht werden, wie sie mit dem Gefühl der Lust umgehen (ebd.). Ebenso wie Alfred Adler vertrat er also die Auffassung, dass die Lebensprobleme der Menschen nicht durch die Sexualität bedingt sind, sondern dass die sexuellen Schwierigkeiten Ausdruck der neurotischen Störungen sind und diesen entsprechen. Er meinte, es sei ein Fehler zu meinen, man könne eine Persönlichkeitsstörung heilen, indem man am Sexualleben herumpfuscht. Auch wenn Menschen in der Therapie ihre sexuellen Schwierigkeiten als besonderes Problem präsentieren, zeigten diese Probleme, wenn sie richtig verstanden werden, woran das

Zusammenleben der Patienten mit anderen Menschen krankt. Sullivan schließt seine Ausführungen über die frühe Adoleszenz mit einem warnenden Appell an seine Kollegen:

Wenn Sie Psychotherapie (psychiatry) betreiben wollen, die wirklich etwas bewirkt, dann sehen Sie zu, ob Sie bei denen, die Ihre Hilfe suchen, neben dem sexuellen Problem nicht noch etwas anderes finden können. Meistens ist es alles andere als ein Trick, wenn man hinter sexuellen Schwierigkeiten etwas viel Ernsteres findet; und die sexuellen Schwierigkeiten selbst lassen sich oft lösen, wenn die anderen Probleme angegangen werden. Sie werden vielleicht bemerkt haben, dass hier ein gewisser Unterschied zwischen meiner Auffassung und einigen anderen älteren Auffassungen besteht (1953/1980. S. 331 f.).

4.3.7 Adoleszenz (late adolescence)

4.3.7.1 Der Weg zu Reife

In der letzten Entwicklungsphase, der Adoleszenz, die etwa vom 17. bis zum 25. Lebensjahr dauert, geht es nach Sullivan nicht um eine biologische Reifung, sondern um eine Leistung des Individuums. Diese besteht zunächst darin, ein bevorzugtes sexuelles Verhaltensmuster, also eine eigene sexuelle Identität auszubilden. Sodann ist ein „voll und ganz menschliches, reifes Repertoire zwischenmenschlicher Beziehungen“ zu erwerben, und zwar durch zahlreiche bildungs- und erziehungsmäßige Schritte (Sullivan 1953/1980, S. 333).⁵⁶

Sullivan meinte, den meisten Menschen gelinge es nicht, die in ihnen angelegten Möglichkeiten des Menschseins voll zu entwickeln, sie seien nur die Karikaturen dessen, was sie sein könnten. Die in den vorangegangenen Phasen erworbenen Entwicklungsstörungen verhindern, dass die Menschen in der Adoleszenz die ihnen gebotenen kulturellen Möglichkeiten in vollem Umfang zu ihrer Persönlichkeitsentwicklung nutzen, um das zu erreichen, was er menschliche Reife (human maturity) nennt.

Die Chance, psychisch nicht auf dem Niveau der Adoleszenz stehen zu bleiben, hängt nicht nur von den erworbenen Entwicklungsstörungen des Individuums ab, sondern oft von individuell nicht beeinflussbaren Faktoren wie dem „sozio-ökonomischen Status“, in dem jemand aufwächst, sowie von den Menschen in seiner

⁵⁶ „Late adolescence extends from the patterning of preferred genital activity through unnumbered educative and eductive steps to the establishment of a fully human or mature repertory of interpersonal relations, as permitted by available opportunity, personal and cultural“ (1953, S. 297).

Umgebung und von den Förderungen oder Beschränkungen seiner Entwicklung durch die institutionellen, gesellschaftlichen Bedingungen (ebd., S. 334). Beispielsweise kann sich der älteste Sohn einer größeren Familie, der zunächst beste Entwicklungsmöglichkeiten hatte, gezwungen sehen, seinen Bildungsgang abzubrechen und den Lebensunterhalt für die Familie zu verdienen, weil der Vater gestorben ist.

4.3.7.2 Erfahrungszuwachs im syntaktischen Modus

Während der langen Phase der Adoleszenz kommt es nach Sullivan unter günstigen äußeren und familiären Bedingungen und nach Entwicklung eines günstigen Sexualverhaltens zu einem enormen Erfahrungszuwachs im syntaktischen Modus. Wer aus einem guten sozialen Umfeld kommt und z.B. eine Universität besucht, hat die Gelegenheit, viele andere Menschen – auch aus vielen Teilen der Welt – zu beobachten, mit ihnen über seine neuen Erfahrungen zu diskutieren und sich selbst besser kennen zu lernen. Er erlebt ein starkes Persönlichkeitswachstum, da seine Kommunikationsfähigkeit und soziale Kompetenz erheblich zunehmen und sein geistiger Horizont sich auf die ganze Welt ausweiten kann. Sullivan schreibt: „Some of those whose opportunities are great are potentially able to integrate literally with the world society – to be at home in the world” (1953, S. 299).⁵⁷ Sie können also durch aktive Teilnahme an einem lang dauernden Erziehungs- und Bildungsprozess zu reifen Persönlichkeiten und Weltbürgern (Kosmopoliten) werden.

Alle Menschen, auch die weniger Begünstigten, werden in der späten Adoleszenz volljährig mit allen Rechten, Pflichten und Verantwortungen; sie werden mehr oder weniger in die Gesellschaft, so wie sie ist, integriert. Das gilt auch für junge Menschen, die praktische Berufe erlernen müssen und wegen der Inanspruchnahme durch die Arbeitswelt sehr viel weniger Möglichkeiten haben, ihre Persönlichkeit durch Weiterbildung zu entfalten. Aber auch wenn man lernt, wie man seinen Lebensunterhalt verdient und mit den Arbeitskollegen zurecht kommt, wird man zwangsläufig seine Grenzen erweitern, Lebensklugheit und soziale Kompetenzen erwerben, vorausgesetzt, man hat sein Sexualproblem einigermaßen gut gelöst. Im günstigen Fall „entfalten und entwickeln sich junge Leute immer weiter; sie beobachten, formulieren und validieren immer mehr“ (1953/1980, S. 226). Die Entwicklungsaufgaben (developmental tasks gemäß R. J. Havighurst) dieser Lebensphase fasst Sullivan wie folgt zusammen: „In late

⁵⁷ „Einige von denen, deren Möglichkeiten sehr vielseitig sind, sind potenziell in der Lage, sich buchstäblich in die weltweite Gesellschaft zu integrieren, das heißt in der Welt zu Haus zu sein“ (1953/1980, S. 336).

adolescence one refines relatively personally-limited experience into the consensually dependable, which is much less limited" (1953, S. 299).⁵⁸

Sullivans Feststellung, dass jeder in der Zeit der Adoleszenz mehr oder weniger in die Gesellschaft integriert wird, lässt sich aus heutiger Sicht nicht mehr aufrecht erhalten. Mullahy schreibt, ein großer Teil der farbigen Bevölkerung der USA – und auch viele weiße Jugendliche – seien der Gesellschaft „entfremdet“ (alienated), und er meint, Sullivan sei sich bewusst gewesen, dass dies auch zu seiner Zeit der Fall war. Denn zusammen mit dem Soziologen Charles S. Johnson habe Sullivan 1941 in mehreren Gemeinden der Südstaaten Untersuchungen über die Lebensbedingungen und die Psyche afroamerikanischer Jugendlicher durchgeführt (vgl. Mullahy 1970, S. 416).

Menschen, die in den vorangehenden Perioden erhebliche Entwicklungsschäden erlitten haben, scheitern an den Aufgaben dieser Phase; und diese frustrierende Erfahrung kann für viele so überwältigend sein, dass es dadurch zum Ausbruch einer „schweren Persönlichkeitsstörung“ und eventuell einer Psychose kommt. Die einzige Chance einer grundlegenden Persönlichkeitsänderung besteht dann nur noch in einer Psychotherapie (1953/1980, S. 333 f.).

4.3.7.3 Unangemessenes Selbstbild und Stereotypisierungen

Dabei kommt es darauf an, hinter der Fehlanpassung die ihr zugrunde liegende Angst zu suchen, die sich nach Sullivan im Selbstsystem des Menschen manifestiert. Dieses bewirkt, dass ängstliche Menschen häufig äußerst irrealen Ansichten über sich selbst (Selbst-Personifizierungen) haben. Sie leiden unter Minderwertigkeitsgefühlen oder -komplexen, fühlen sich unangepasst und nicht liebenswert und sind daher nicht liebesfähig. In zwischenmenschlichen Situationen verhalten sie sich daher unangemessen, was zu entsprechenden Reaktionen der anderen führt und die eigene Angst wiederum verstärkt.

Speziell in der Spätpubertät reagiert der Mensch schon auf geringe Anzeichen von Angst – auch ohne dass diese bewusst wird – damit, sich aus der Situation fortzubewegen, sie zu meiden. Somit kann er auf den Gebieten, wo Angst ihn hindert oder hemmt, kaum neue Erfahrungen machen, also kaum etwas hinzulernen. Er wird nur dann in der Lage sein, trotz seiner Angst emotional korrigierende Erfahrungen zu machen, wenn er die dringende Notwendigkeit einer Veränderung erkennen kann und ein anderer, z.B. ein Therapeut, mit viel Mühe versucht, ihm zu neuen Erfahrungen zu verhelfen (ebd., S. 337).

⁵⁸ „In der späten Adoleszenz verarbeitet man relativ persönlich begrenzte Erfahrung zu konsensuell verlässliche (zuverlässige) Erfahrung, die viel weniger begrenzt ist“ (vgl. 1953/1980, S. 335).

Es hat jedoch keinen Sinn, an den Willen des Betroffenen zu appellieren, um drohender Angst zu widerstehen. Sullivan spricht von der verheerenden Wirkung der Doktrin des angeblichen freien Willens auf die Entwicklung der Menschen und mahnt Psychiater und Psychotherapeuten, nicht auf die „mysteriöse Kraft des Willens“ zu vertrauen. Man könne in dieser Hinsicht nur etwas erreichen, wenn man „dem Patienten allmählich zu realistischen Voraussagen bezüglich der nahen Zukunft verhilft, so dass es für ihn unsinnig wird, vor geringer Angst immer davonzulaufen“ (ebd., S. 338).

Durch ein unangemessenes Selbstbild kommt es zu falschen oder unangemessenen Personifizierungen anderer Menschen. So entstehen stereotype Meinungen und Urteile entweder gegenüber allen Menschen oder bestimmten Menschengruppen, denen Vorurteile, Intoleranz, Ablehnung, Hass, Abscheu oder Befürchtungen entgegen gebracht werden. Mit Stereotypisierungen projiziert das Individuum eigene Charaktermängel auf die abgelehnte Personengruppe. Sullivan erklärt diesen Zusammenhang wie folgt:

Stereotypes reflect inadequate and inappropriate elements in one's own self-system; thus all the special stereotypes are either poor imitations of ingredients in the personified self, or – even more inadequate in terms of providing a guide in life – they are *not* elements from the personification of the self (1953, S. 303).⁵⁹

Stereotypisierungen sind nach Sullivan deshalb so weit verbreitet, weil sie für ichschwache, ängstliche Menschen dazu dienen, durch Herabsetzung anderer das eigene Prestige anzuheben, und weil sie als nützliche Leitlinien für den Umgang mit Fremden angesehen werden. Stattdessen sind sie aber „unüberwindliche Hindernisse für das Kennenlernen Fremder“ (1953/1980, S. 341). Und somit nehmen sie dem Menschen jede Möglichkeit für eine positive Veränderung der eigenen Persönlichkeitsschwächen.

4.3.7.4 Vermeidung und Minimierung von Angst

Außer durch Stereotypisierungen wird ein günstiges Wachstum in der Spätadoleszenz auch durch parataktische Prozesse behindert, welche der Vermeidung oder Minimierung von Angst dienen. Hierzu zählt Sullivan neben selektiver Unaufmerksamkeit, die „die Welt wie ein großes Zelt überdeckt“ (ebd., S. 341), alle Arten leichter und schwerer seelischer Störungen (dynamisms of difficulty) wie Zwangsneurosen, Paranoia und Schizophrenie. Diese sind die Folge „entsetzlicher Verzerrungen des Lebens“ (dreadful distortions in living), welche gerade in der Phase der Spätadoleszenz zu „auffallenden

⁵⁹ „Stereotype spiegeln unangemessene und unzulängliche Elemente im eigenen Selbstsystem wider; folglich sind die jeweils besonderen Stereotypen entweder klägliche Imitationen von Teilen des personifizierten Selbst, oder – und das ist im Hinblick auf deren Tauglichkeit als Orientierungshilfe im Leben noch unzulänglicher – sie sind *Nicht*-Elemente der Personifizierung des Selbst“ (1953/1980, S. 339).

Interventionen des Selbstsystems“, das heißt zu allen Arten seelischer Störungen führen (ebd., S. 342). Es ist naheliegend, dass Sullivan den Ausbruch psychotischer Erkrankungen in der Spätadoleszenz nicht nur an vielen seiner Patienten beobachtet hat, sondern indirekt auch Bezug nimmt auf seine eigenen diesbezüglichen Erfahrungen im Alter von 17 bis 19 Jahren zu Beginn seines Universitätsstudiums (vgl. Perry 1982, S. 137-155).

4.3.7.5 Restriktionen in der Lebensfreiheit

Eine ungünstige Bewältigung der Spätadoleszenz muss nicht in jedem Falle in die Psychopathologie führen, sondern kann minder schwerwiegende Störungen zur Folge haben, die ein einigermaßen normales Leben innerhalb der Gesellschaft möglich machen, wenn auch mit mehr oder weniger starken Einschränkungen. Sullivan spricht hier von Einschränkungen der Lebensfreiheit (restrictions in freedom of living). Hierunter versteht er

Einschränkungen, die aufgrund von Behinderungen in der persönlichen Vergangenheit „innerlich“ erwachsen, und nicht Einschränkungen äußerer, vorhandener Möglichkeiten. ... Restriktionen der Lebensfreiheit gehen mit komplexen Formen partieller Befriedigung dessen einher, was diese Einschränkungen verhindern, und mit komplexen Prozessen wie Schlafstörungen, durch welche gefährlich aufgestaute Spannungen abgebaut werden (ebd., S. 342).

Diese Restriktionen zeigen sich stets in einer schon früh entwickelten isolierten Lebensweise, deretwegen man auf viele nützliche und wichtige konsensuell validierte Lernerfahrungen verzichten muss. Die soziale Distanz kann sich auch darin auswirken, dass das Individuum sich selbst beschränkt durch Vorurteile und Zugehörigkeit zu einer Minderheit, Kaste oder Klasse.

Häufig wird die Lebensfreiheit eingeschränkt durch starke Einengung der Interessen; viele Aspekte des Lebens werden vermieden, indem man sie ausklammert oder tabuisiert. Stattdessen hat man spezielle Interessen, die den Betreffenden aus der Allgemeinheit herausheben und „pseudo-soziale Rituale“. Diese bestehen in Gruppen- und Vereinsaktivitäten, die nach eingeschränkten Regeln ablaufen und bei denen man sich eifrig mit anderen Menschen beschäftigt, ohne dass es zu persönlichen Begegnungen kommt. Da solche reglementierten Aktivitäten mit Zwangshandlungen vergleichbar sind, spricht Sullivan hier von rituellen Präokkupationen (ritual preoccupations) (ebd., S. 343).

Weit verbreitet sind rituelle Vermeidungen (ritual avoidances), die darin bestehen, bestimmte Lebensbereiche oder Gesprächsthemen aus dem Bewusstsein auszublenden, was sich besonders in starren, einseitigen Ansichten über Politik, Kunst und Religion zeigt. Nach Sullivan vermitteln diese rituellen Vermeidungen und Präokkupationen das

Gefühl, in einem wichtigen Lebensbereich etwas Sinnvolles zu tun, während man aber das Gegenteil tut, weil man für Neues unzugänglich ist.

Oberflächlich betrachtet, können diese rituellen Präokkupationen und Vermeidungen wie Spezialisierungen erscheinen, die in unserer Gesellschaft sinnvoll und notwendig sind. In Wirklichkeit bedeuten sie aber, dass man bestimmte Gebiete überhaupt nicht betreten kann und dass sofort Angst entsteht, wenn das Interesse sich hierauf richtet, da dies die eigene Sicherheit gefährden würde (ebd., S. 344 f.).

4.3.8 Erwachsenenalter und menschliche Reife (human maturity)

Die Phase der späten Adoleszenz geht allmählich über in das Erwachsensein (adulthood), welches Sullivan auch als menschliche Reife bezeichnet (human maturity). Dieses Stadium beginnt, wenn „sich alle partiell entwickelten Aspekte der Persönlichkeit in der richtigen Relation zusammenfügen“ (1953/1980, S. 57). Es kann jedoch nur erreicht werden, wenn die vorangegangenen Phasen einigermaßen erfolgreich durchlaufen worden sind, so dass man mit einem gesunden Selbstbewusstsein, Mut und Verantwortungsgefühl eine Stellung im Beruf und in der Gesellschaft gefunden hat.

Da viele Menschen die erforderlichen Reifungsschritte nur unvollkommen oder gar nicht bewältigt haben, können sie nach Sullivan nur vom Alter her als erwachsen gelten, sind also nur „chronologically adult people“ (1940, S. 72), und leiden unter mehr oder weniger schweren Persönlichkeitsstörungen, wie sie weiter oben beschrieben wurden. So werden diejenigen, die nie einen richtigen, dauerhaften Liebespartner finden, von ihm als „chronically adolescents“ (ebd., S. 85) oder „chronic juveniles“ (1953, S. 279) bezeichnet, also als chronisch Pubertierende, die nie richtig erwachsen werden.

Denn die Basis für die Weiterentwicklung im Erwachsenenalter zu einer reifen, weltoffenen Persönlichkeit ist nach Sullivan die Fähigkeit, eine Liebesbeziehung zu gestalten, in der einem der andere Mensch ebenso wichtig ist wie man sich selbst. Er beschreibt deren Bedeutung für den Einzelnen wie folgt:

Diese intensive, hoch entwickelte Intimität mit einem anderen ist nicht die allerwichtigste Aufgabe im Leben, sie ist aber wahrscheinlich die wichtigste Quelle für Zufriedenheit im Leben; und von dem Zeitpunkt an fährt man fort, sich in Tiefe oder Umfang des Interesses – oder auch in beidem, in Tiefe und Umfang – weiterzuentwickeln, bis schließlich ungünstige regressive Veränderungen im Organismus zum hohen Alter führen (1953/1980, S. 57).

Sullivan betont, dass das gute Zusammenspiel in einer intimen Zweierbeziehung nur gelingt, wenn man ein starkes Einfühlungsvermögen in die Bedürfnisse des anderen, in

seine interpersonale Sicherheit und seine Ängste entwickelt hat. Dieses bezieht sich bei einem reifen Menschen nicht nur auf einen, sondern generell auf andere Menschen, denen er begegnet und mit denen er zu tun hat. Er hat „ein sehr mitfühlendes Verständnis für deren Grenzen, Interessen, Möglichkeiten und Ängste“ (ebd., S. 347).

Die hierfür notwendige grundsätzliche Achtung gegenüber anderen ist unmittelbar verbunden mit Selbstachtung (self-respect). Vorurteilsdenken, Intoleranz, Hass und Herabsetzung oder Missachtung anderer sind immer ein Zeichen von eigener Schwäche und Unreife. Wer seine Selbstachtung ungehindert entwickeln konnte, kann die Leistungen und Erfolge anderer anerkennen, ohne Neid und Angst zu empfinden, selbst schlechter angesehen zu werden (vgl. 1953/1980, S. 346).

Infolge der kontinuierlichen Erweiterung und Vertiefung der Interessen des reifen Menschen wird sein Leben immer interessanter und bedeutungsvoller, im Gegensatz zum Leben unreifer Menschen. Diese können möglicherweise ein äußerlich konventionelles Leben führen, welches aber langweilig und freudlos verlaufen wird wegen eingeschränkter Interessen, mangelnder Fähigkeiten, häufiger Frustrationen, Konflikten, Unsicherheiten und Ängsten (Mullahy 1979, S. 417).

Unreife Menschen können und wollen nicht ins Erwachsenenleben eintreten, weil sie sich den damit verbundenen Aufgaben und Verantwortungen nicht gewachsen fühlen, und meinen oft, „es sei nicht erstrebenswert, weil man sich zu Tode langweilen könnte“ (Sullivan 1953/1980, S. 347). Sullivan meint, das Gegenteil sei der Fall, weil jeder Mensch, auch der reife, mit möglichen Ängsten und Nöten rechnen muss, die zum Leben gehören. Er fährt fort:

Aber je größer der Grad der Reife, die man erlangt, umso weniger wird Angst störend ins Leben eingreifen, und umso weniger wird man infolgedessen sich selbst und anderen zur Last fallen. Und wenn man Reife erlangt hat, wird einem mit Sicherheit nicht langweilig werden, was auch nur im Geringsten der Komplexität des Lebens in unserer heutigen Welt nahekommt (ebd., S. 347 f.).

Das bedeutet für Sullivan, dass der reife Mensch nicht nur kooperativ, gemeinschaftsfähig und kommunikativ ist, sondern auch geschickt mit eigenen Ängsten und den Ängsten anderer umzugehen weiß; er ist weltoffen, interessiert sich für die Probleme der Welt und bemüht sich, an deren Lösung mitzuwirken. Schon in seinen Ausführungen über das jugendliche Entwicklungsstadium sagte Sullivan über die Beitragsleistung der reifen Persönlichkeit:

Wer keine gut ausgebildete Lebensorientierung hat, dessen künftige Beiträge zur Menschheit werden wahrscheinlich recht unbedeutend sein oder sie werden beschwerlich sein, sofern er in den anschließenden Phasen der Persönlichkeitsentwicklung nicht ganz außerordentliches Glück hat“ (S. 277).

Das Letztere trifft sicherlich auf Sullivan persönlich zu, denn nach seiner relativ ungünstigen Sozialisation in der Kindheit und Jugendzeit und trotz seiner Krise konnte er studieren und ergriff die ihm gebotenen Möglichkeiten, sich beruflich und persönlich weiterzubilden, um schließlich einen bedeutenden Beitrag für die Menschheit zu leisten. Sehr eindrücklich hat er diesen Impetus am Ende eines Vortrags vor Psychiatern und Pädagogen formuliert, in dem es um den Wiederaufbau einer friedlichen Welt nach dem Zweiten Weltkrieg ging⁶⁰. Er appellierte an seine Zuhörer, sich ihrer Verpflichtung gegenüber der sozialen Ordnung nicht zu entziehen, und sagte:

I say to you with the utmost seriousness of which I am capable that this is no time to excuse yourself from paying the debt you and yours owe the social order with some such facile verbalism as "Nothing will come of it; it can't be done." Begin; and let it be said of you, if there is any more history, that you labored nobly in the measure of man in the twentieth century of the scientific Western world.⁶¹

Der letzte Satz dieser Mahnung wurde nach seinem Tode die Inschrift auf seinem Grabstein.

Sullivan hat, wie er selbst zugab, nur allgemeine Erläuterungen über seelische Gesundheit und menschliche Reife formuliert. Er meinte, dies sei eigentlich kein Problem der Psychiatrie, obwohl es sich von dort her erschließen ließe. Reife Menschen gingen kaum zum Psychiater oder Psychotherapeuten und seien deren Untersuchungen daher weitgehend unzugänglich. Sullivan vertrat jedoch die These, dass in einer reifen Persönlichkeit alle wichtigen Leistungen in den von ihm beschriebenen Entwicklungsphasen deutlich zu Tage treten werden (1953/1980, S. 347).

Gemäß seiner interpersonalen Theorie und seiner Lebenserfahrung stehen alle notwendigen Reifungsschritte und zu erwerbenden Fähigkeiten in einem unmittelbaren Zusammenhang mit unseren zwischenmenschlichen Beziehungen. Deshalb verwendete Sullivan in seinen therapeutischen Gesprächen häufig die Formulierung:

One achieves mental health to the extent that one becomes aware of one's interpersonal relations. This is the general statement that is always expressed to the patient. ... It is the necessary formula to which everything must be assimilable, if it is therapy (1940, S. 207).⁶²

⁶⁰ *Remobilization for Enduring Peace and Social Progress*. In: *Psychiatry*, 10 (1947), S. 239-252

⁶¹ „Ich sage Ihnen mit der größten Ernsthaftigkeit, zu der ich fähig bin, dass Sie sich nicht mit so leichten Verbalismen wie ‚Das führt zu nichts; das lässt sich nicht machen‘ von der Verpflichtung freisprechen können, die Sie und die Ihren der sozialen Ordnung schuldig sind. Fangen Sie an, so dass man von Ihnen sagen kann – falls es weiterhin Geschichte geben sollte –, dass Sie das Ihre getan haben im zwanzigsten Jahrhundert der wissenschaftlichen westlichen Welt“ (Sullivan 1980, S. 425).

⁶² „Ein Mensch ist seelisch gesund in dem Maß, als er sich seiner mitmenschlichen Beziehungen bewusst ist. Dieses ist die umfassende Aussage, die dem Patienten gegenüber immer geäußert wird. ... Es ist die notwendige Formel, der alles entsprechen muss, was als Therapie gelten soll.“

Frieda Fromm-Reichmann hat diesen Leitsatz folgendermaßen in ihr Werk übernommen:

Ein Mensch ist seelisch ausgeglichen d.h. emotionell gesund in dem Maß, als er sich seiner mitmenschlichen Beziehungen bewusst ist und sie daher kontrollieren kann (*Intensive Psychotherapie*, 1950/1959, S. 16).

Es ist zu vermuten, dass Sullivan genauere Ausführungen über die Entwicklungsmöglichkeiten des Erwachsenenalters gemacht hätte, wenn sein Leben als Erwachsener nicht so früh zu Ende gegangen wäre. Die Fortführung und Erweiterung seiner Gedanken erfolgte kurz nach seinem Tode durch Erik H. Erikson (1902–1994) mit seiner ausführlichen Darstellung der Aufgaben, Möglichkeiten und Gefährdungen des frühen, mittleren und späten Erwachsenenalters in seinen Werken *Kindheit und Gesellschaft* (1950) sowie *Identität und Lebenszyklus* (1959) und auch in späteren Werken. Auch Abraham Maslows (1908–1970) Theorie über die Selbstverwirklichung des entwickelten Menschen (*Psychologie des Seins*, 1968) kann als Fortführung und Ergänzung zu Sullivans Lehre verstanden werden. Dies gilt ebenso für die Untersuchungen des Psychologen Daniel J. Levinson von der Yale University, der 1978 eine eigene Theorie über Entwicklungsverläufe im Erwachsenenalter (*The Seasons of a Man's Life*) entwickelt und darin unter anderem erstmals die sogenannte Midlife-Crisis beschrieben hat.

4.4 Psychopathologie

Die dargestellte Entwicklungslehre Sullivans zeigt nicht nur, wie aus dem Neugeborenen, das als „menschliches Tier“ auf die Welt kommt, durch zahlreiche Lernschritte in den Entwicklungsphasen ein seelisch und körperlich gesunder, autonomer, beziehungsfähiger und produktiver Mitmensch wird. Seine Lehre der stufenweisen Entwicklung der Persönlichkeit ist zugleich eine Lehre der Entstehung seelischer Störungen und psychotischer Erkrankungen. Denn er macht deutlich, wie in jeder Phase durch Erziehungsfehler und ungünstige äußere Umstände wichtige Erfahrungen und Lernfortschritte verhindert werden, wodurch es zu Lücken im Persönlichkeitsaufbau und zu Fehlentwicklungen kommt, die mehr oder weniger schwere zwischenmenschliche Probleme bis hin zu Psychosen zur Folge haben können.

Lange Zeit galten seelische Störungen als „Geisteskrankheiten“, die als Gehirnerkrankungen (Griesinger) verstanden wurden. Im Gegensatz hierzu vertrat Sullivan die Auffassung, dass alle seelischen Erkrankungen nicht auf Vererbung und Konstitution zurückzuführen sind, sondern auf unglückliche Lebenserfahrungen. Sie sind erklärbar als ein Stehenbleiben oder Zurückfallen auf frühe Stufen der Entwicklung. Daher sind für ihn Neurosen und auch Psychosen – welche auf unglücklichen zwischenmenschlichen Erfahrungen in den frühesten Phasen beruhen – heilbar, wenn es gelingt, Entwicklungsdefizite nachzuholen. – Die Entwicklungspsychologie ist demnach der Schlüssel zur Psychopathologie.

Sullivans Auffassungen zu den verschiedenen psychischen Störungen sowie seine therapeutische Vorgehensweise können und sollen hier nicht detailliert, sondern lediglich grundsätzlich dargestellt werden. Das entscheidend Neue an seinem theoretischen und praktischen Zugang zu psychisch gestörten Menschen besteht darin, dass er zwischen diesen und den sogenannten Normalen keinen prinzipiellen Unterschied sah. Er zitierte häufig seine Grundhypothese, welche er das Ein-Genus-Postulat nannte:

Everyone is much more human than otherwise, and ... anomalous interpersonal situations, insofar, as they do not arise from differences in Language or custom, are a function of differences in relative maturity of the persons concerned (1953, S. 32 f.) [kursiv im Original].⁶³

⁵³ „Jeder Mensch ist in sehr viel stärkerem Maße einfach Mensch als irgend etwas anderes, und anormale zwischenmenschliche Situationen, sofern sie nicht auf Unterschieden in Sitten und Gebräuchen oder Sprache beruhen, sind eine Funktion relativer Reife der betreffenden Personen“ (1953/1980, S. 55 f.).

Von dieser Erkenntnis ausgehend, beschäftigte er sich nach seinen eigenen Worten „nicht mit dem Studium individueller Unterschiede, sondern menschlicher Gemeinsamkeiten oder Parallelen“ (1953/1980, S. 56) und lehrte, dass jeder Patient, egal, welche Schwierigkeiten er hat, im Wesentlichen genau so ein Mensch ist wie der Therapeut oder Psychiater (1940, S. 96).

Wegen dieser Grundeinstellung wandte er sich scharf gegen die von Kraepelin eingeführte Terminologie, mit der versucht wird, psychisch gestörte Menschen festgelegten Krankheitsbildern zuzuordnen, ohne sie damit besser zu verstehen, geschweige denn ihnen zu helfen. Er meinte, die Unterscheidung zwischen paranoider Schizophrenie, paranoiden Zuständen und Paranoia könne nicht aufrecht erhalten werden, wenn man individuelle Patienten untersucht. Kraepelin wird von ihm folgendermaßen charakterisiert:

Auch wenn Kraepelin uns sehr schwere Kopfschmerzen bereitet hat, ist er doch ein sehr fähiger Mann. ... Ich glaube, dass er bedauerlicherweise von einer Art innerem Zwang getrieben war, in perfekter Weise Dinge zu benennen und mit Krankheitsbegriffen zu jonglieren und hierin eine der höchsten Formen menschlicher Tätigkeit zu sehen, was wahrscheinlich ein Merkmal eines bestimmten Typus des deutschen Intellektuellen war (1956, S. 311).⁶⁴

Sullivan vermied es auch weitgehend, Begriffe wie Psychopathologie, Psychose oder Neurose zu verwenden, weil er meinte, es sei genauer und effektiver, den Blick auf problematische interpersonale Prozesse zu richten statt klinische Krankheitsbilder zu beschreiben. Für die Gesamtheit psychischer Störungen (mental disorders) verwendete er in den 30er Jahren alternativ auch den Begriff „Dynamismen von Schwierigkeiten“ (dynamisms of difficulty), den er später aufgab. Stattdessen sprach er von

„Mustern unangemessener oder unzulänglicher interpersonaler Beziehungen, die gemeinhin als psychische Störungen ... bezeichnet werden.“ Diese reichten für ihn „vom geringfügigen Missgeschick – wie dem, dass man den Namen eines wichtigen Menschen vergisst, wenn man gerade im Begriffe ist, ihn um einen großen Gefallen zu bitten – bis hin zu chronischer Psychose mit Hospitalisierung“ (1953/1980, S. 351).

Aus dieser Definition geht deutlich hervor, dass für ihn der sehr weit gefasste Begriff „seelische Störungen“ sowohl Fehlleistungen der sogenannten Normalen als auch schwere seelische Erkrankungen umfasst und dass diese insgesamt auf zwischen-

⁶⁴ „Even if Kraepelin has been one of our greatest headaches, he also was a very, very able man. ... I believe that Kraepelin was unfortunately driven by a certain obsessional necessity for completeness that made naming things and juggling with nosological entities one of the most superior forms of human activity, which was perhaps an attribute of a certain type of German intellectual.”

menschliche Konflikte und mehr oder weniger schwere Ängste zurückzuführen sind, nicht auf biologische Faktoren.

Angst entsteht für Sullivan stets durch gestörten Kontakt des Menschen mit seinen Mitmenschen und muss in der Therapie dort aufgespürt und verstanden werden. Bei Menschen mit schwereren psychischen Störungen kann man feststellen, dass sie relativ wenige Erfahrungen mit der „guten Mutter“ gemacht haben und daher nur ein schwaches „gutes Ich“, aufbauen konnten, während ein umfangreiches „böses Ich“ sowie ein großer Bereich des „Nicht-Ich“ entstanden sind. Hier sind Bedürfnisse und Strebungen verborgen, die Ängste auslösen, wenn sie ins Bewusstsein drängen. Dadurch wird das Ich so erheblich geschwächt, dass der Patient in parataktische Wahrnehmungsweisen zurückfällt, die seinen Realitätssinn vollständig verwirren können.

Psychosekranken haben nach Sullivan aufgrund ihrer frühen Erfahrungen nicht gelernt, ihre allgemein-menschlichen Bedürfnisse nach Zärtlichkeit, menschlicher Nähe, Sexualität, Anerkennung und Sicherheit im zwischenmenschlichen Kontakt in angemessener Weise zu befriedigen. Daher haben sie eine verstärkte Angst und Distanz zu den Menschen entwickelt, welche sie – auch wegen ihres ungeschickten Verhaltens – daran hindert, positive Erfahrungen und Entwicklungsfortschritte zu machen.

Die erhöhte Lebensangst wird durch neurotische oder psychotische Symptome als Sicherheitsmanöver, als pathologische Form der Selbsterhaltung niedergehalten. Auch ein Wahnsystem, z.B. in einer Schizophrenie oder Paranoia, kann bei einem extrem ängstlichen Menschen als ein Sicherheitsmanöver verstanden werden, welches ihn vor der Auseinandersetzung mit den bedrohlich erlebten Mitmenschen schützt. Ausgelöst wird eine solch gravierende Störung zumeist, wenn der Betreffende in eine schwere Lebenskrise gerät, häufig in der Zeit der Pubertät oder Adoleszenz.

Zwangsneurose. – Der Zwangsneurotiker schützt sich vor seiner Angst vor den Mitmenschen und vor den Lebensaufgaben durch „zwanghafte Ersatzprozesse“ (1953/1980, S. 356), d.h. Rituale und Zwangshandlungen, hinter denen sich seine Gefühlsarmut und seine Feindseligkeitserwartungen verbergen. Sie zeigen sich aber in Intoleranz, Unduldsamkeit und Hass gegenüber anderen. Er verwendet die Sprache, um andere auf Distanz zu halten, indem er unverständliche Worte und Sätze spricht, die der autistischen Sprache der frühen Kindheit entsprechen. Dies stellt nach Sullivan noch keine umfassende, sondern nur eine teilweise Regression dar, weil es für den Zwangskranken nur darauf ankommt, „durch die Magie dieser Präokkupation eine Immunisierung gegen soziale Bedrohungen zu erreichen“ (1956, S. 29).

Aufgrund seiner Erfahrungen mit Schizophrenen und Zwangsneurotikern sieht Sullivan beide Krankheitsbilder in engem Zusammenhang. Bei den vielfältigen

Ersatzprozessen in unserem Kulturkreis „handelt es sich durchgängig um Anzeichen schwerer Dissoziationen“ (1953/1980, S. 356). Mit Hilfe der Zwangssymptome werden bedrohliche Ängste und Persönlichkeitsanteile völlig aus dem Bewusstsein ferngehalten, so dass sie nicht in die Bewusstheit durchbrechen können. Wenn diese Dissoziation aber versagt, kann es bei besonderen Belastungen zu einem Durchbruch von Nicht-Ich-Anteilen und somit zu schizophrenen Reaktionen kommen.

Im Jahre 1943 verwies Sullivan darauf, dass Adolf Meyer etwa zwanzig Jahre davor lehrte, eine Neurose schütze den Menschen vor einer schwereren psychischen Störung; so sei eine Zwangsneurose niemals einer Schizophrenie vorausgegangen. Sullivan meinte, Meyers Feststellung sei wahrscheinlich damals zutreffend gewesen, dass sich aber die kulturellen Probleme der Menschen seither geändert hätten, so dass eine Zwangsneurose inzwischen in vielen Fällen keinen ausreichenden Schutz mehr darstelle. Zehn Jahre lang habe er zwangsgestörte Patienten behandelt, die unter Belastungen mehrmals in schizophrene Episoden geraten sind und die in den Zustand der Zwangsneurose zurückgekehrt sind, wenn die Belastung gewichen ist, entweder durch die Wirkung der Therapie oder wegen günstiger äußerer Umstände (vgl. 1956, S. 35).

Psychotische Erkrankungen. – Genau wie Alfred Adler machte Sullivan keinen prinzipiellen, sondern nur graduellen Unterschied zwischen Neurosen und Psychosen. Während der Neurotiker mit seinen ihm Sicherheit gebenden Symptomen mit der Umwelt noch zurecht kommt und sein Selbstwertgefühl einigermaßen aufrecht erhalten kann, bricht in der Psychose das Sicherheitssystem zusammen, und der Mensch wird von Angst in Form von abschreckenden Begierden (abhorrent cravings) und unheimlichen Gefühlen wie Grauen, Ekel und Ehrfurcht überflutet – ein Zustand, den man als Panik bezeichnen kann. Eine noch gravierendere Veränderung der Persönlichkeit ist der hypnagoge Zustand (fugue) mit schwersten Bewusstseinsstörungen.

In der Regel treten solche Katastrophen im Alter zwischen 14 und 17 Jahren auf, also in der Zeit der Pubertät und Adoleszenz, wenn sich der Mensch von den auf ihn zukommenden Aufgaben überfordert fühlt. Vorausgegangen sind stets sehr belastende, verunsichernde Kindheitserfahrungen, wie sie von Sullivan in seiner Entwicklungstheorie genauer beschrieben wurden. Die „schizophrene Lebensweise“ ist nach Sullivan als ein Rückgriff auf Erlebnisweisen und Gedanken der unglückseligen Kindheit zu verstehen.

Der Ausbruch von Panik, welcher eine völlige Desintegration bedeutet, bewirkt zunächst eine Lähmung der Handlungsfähigkeit und geht dann meistens in blindwütige Aktivität über, die mit Auto- und Fremdaggression verbunden sein kann (1953/1980, S.

365). Der Mensch fühlt sich von unbestimmten Gefahren bedroht, nimmt eine Angriffshaltung ein und erlebt sowohl Schwäche als auch Stärke. Der Panikzustand hält nicht lange an und geht dann über in das zweite Stadium der Schizophrenie, in dem die unerträgliche Angst dadurch abgewehrt wird, dass der Kranke – weil sein Selbstschutz-System zusammengebrochen ist – regrediert auf parataktische und prototaktische Erfahrungsweisen. Er zieht sich weitgehend aus der zwischenmenschlichen Kommunikation zurück, wird autistisch im Verhalten und in seiner Sprache. Er lebt wie in einem Albtraum, erlebt Halluzinationen und produziert einen Wahn (delusion). Sullivan schreibt:

The self-system has lost control of awareness, so that it cannot exclude these earlier processes and restrict awareness to late, highly refined types of thought. ... The schizophrenic process is of a piece with the referential operations of very early life (1956, S. 24 u. 13).⁶⁵

Die hebephrene Form der Schizophrenie ist bei Menschen zu finden, die in der Vorpubertät keine gleichgeschlechtliche Zweierbeziehung erlebt haben; sie verlieren sehr rasch soziale Verhaltensweisen, die sie in den späteren Phasen erworben haben, und leben vorwiegend auf einer biologischen Ebene vor sich hin. Wer günstige Erfahrungen in der Vorpubertät gemacht hat und schizophren wird, dekompenziert langsamer und hat die Symptome der Katatonie. Dieses ist nach Sullivan die Hauptvariante der Schizophrenie, welche als hochgradiger Erregungszustand oder als krampfartige Unbeweglichkeit (Stupor) in Erscheinung tritt.

Paranoia. – Das in der Katatonie vorherrschende Gefühl des Bedrohtseins, welches oft von Größenwahn begleitet ist, kann gemildert werden, wenn der Patient in eine Paranoia gerät, weil er in seinem Verfolgungswahn seine diffuse Angst und Verzweiflung verliert, indem er überirdische Mächte oder andere Menschen für seine Notlage verantwortlich macht. Sie werden für ihn zum Sündenbock, auf den er eigene untolerierbare Persönlichkeitsanteile von Schuld und Vorwürfen abwälzt und sich selbst dabei aufwertet (Sullivan 1956, S. 335). Unausgesprochen lebt er nach der Devise: „Ich bin eine ganz besondere Person, gegen die eine destruktive Verschwörung durch mehr oder weniger teuflische Leute stattfindet“ (ebd., S. 149). Sullivan spricht bei dieser Art von Projektion von einer paranoiden Transformation der Persönlichkeit, bei der Nicht-Ich-Anteile, die dissoziiert werden mussten, zu Personifikationen des Nicht-Ich, des spezifisch Bösen gemacht werden (1953/1980, S. 401).

⁶⁵ „Das Selbstsystem hat die Kontrolle über das Bewusstsein verloren, so dass es diese früheren Prozesse nicht unterdrücken und das Bewusstsein auf spätere, hoch entwickelte Formen des Denkens beschränken kann. ... Der schizophrene Prozess ähnelt den Denkprozessen der sehr frühen Kindheit.“

Sullivan unterscheidet zwischen einer häufig vorkommenden paranoiden Lebenseinstellung (*paranoid slant on life*) und einem paranoiden Zustand (*paranoid state*). Erstere ist gekennzeichnet durch (1.) ein Bewusstsein von eigener Minderwertigkeit irgendwelcher Art, welches (2.) es für den Betreffenden erforderlich macht, die Schuld dafür auf andere zu übertragen. Beim regelrechten paranoiden Zustand kommt als Drittes hinzu, dass er Ereignisse in der Weise fehlinterpretiert, dass er eine ziemlich abstruse Erklärung für seine Notlage findet (1956, S. 145).

Besonders anfällig für paranoide Vorstellungen sind Menschen, die im Elternhaus gelernt haben, andere Menschen durch Abwertung herabzusetzen, und jene, deren Selbstwertgefühl von Eltern oder Lehrern schwer geschädigt wurde, welche sie mit Schuldvorwürfen überhäuft haben, um eigene Unfähigkeiten zu verbergen (ebd., S. 345). Die Suche nach Sündenböcken zur Entlastung von eigenen Mängeln und Verfehlungen ist nach Sullivan ein wesentliches Element unserer Kultur (ebd., S. 342). In allen Gesellschaftsschichten sind Fremdenhass, Rassismus, Vorurteile, Chauvinismus, politische und religiöse Ideologien mehr oder weniger stark verbreitet (1953/1980, S. 339).

Der Beginn einer paranoiden Schizophrenie liegt nach Sullivan manchmal in der Zeit der Pubertät (*early adolescence*), meistens aber in der darauf folgenden Phase (*mid-adolescence*), d.h. etwa im Alter von 16 bis 18 Jahren. Psychiatrische Statistiken besagen allerdings, dass der Beginn zwischen dem 25. und 26. Jahr am häufigsten vorkommt. Dies erklärt Sullivan damit, dass die Entwicklungsstufen nicht chronologisch festgelegt werden dürfen. Entwicklungsmäßig wird die mittlere Adoleszenz erst erreicht, wenn der Mensch ein angemessenes Sexualverhalten erworben hat, woran paranoide Patienten gewöhnlich gescheitert sind (vgl. 1956, S. 154).

Die schwierige Therapie einer Paranoia erfordert nach Sullivans Erfahrungen, dass diese zunächst in eine Schizophrenie zurückverwandelt wird. Dazu muss der Therapeut die paranoiden Wahnideen, die das schwache Ich des Patienten stützen, konfrontativ infrage stellen, um verdrängte, sehr beunruhigende Ängste wieder hervorzurufen; dadurch wird der Patient für zwischenmenschlichen Kontakt mit dem Therapeuten und dem Pflegepersonal wieder zugänglicher (ebd., S. 350 f.).

4.5 Psychotherapie

In der Psychotherapie kommt es für Sullivan darauf an, die angstmindernde Funktion der Symptomatik des Patienten zu verstehen und nicht hauptsächlich die Symptombeseitigung anzustreben, sondern die Minimierung der Angst. Ihm gelang es durch sein großes Einfühlungsvermögen und emotionale Zuwendung, die kaum verständliche schizophrene Kommunikationsweise seiner Patienten als nonverbale Symbolsprache zu entschlüsseln und in eine allgemein verständliche, syntaktische Kommunikation zu verwandeln.

Sullivan lehrte, dass ein emotionaler Zugang auch zu Schizophrenen möglich sei, weil er erfahren hatte, dass diese durchaus übertragungsfähig sind und nicht – wie Freud meinte – unbehandelbar, da sie zur Übertragung nicht fähig seien. Wie auch später Frieda Fromm-Reichmann meinte Sullivan, an den psychotisch Erkrankten sei „alles Übertragung“, also auch und gerade ihr unverständlich erscheinendes Verhalten. Die Übertragung kann darin bestehen, dass der Patient mit unsozialem Verhalten versucht, den Therapeuten herauszufordern und seine Beziehungsfähigkeit zu testen, oder dass er sich emotional eng an ihn anschließt wie ein Kleinkind an seine Mutter.

Aus dem Postulat, dass der psychotisch Erkrankte von der frühen Kindheit an wegen einer gestörten Mutter-Kind-Beziehung kein Urvertrauen (Erik H. Erikson) aufbauen konnte, zogen Sullivan und seine Mitarbeiter in der von ihm begründeten Washington School of Psychiatry den Schluss, dass man sich den Patienten in mütterlicher Weise zuwenden und ein stabiles Vertrauensverhältnis mit ihnen aufbauen sollte. Man muss stets mit ihrer übermäßigen Ängstlichkeit und Schüchternheit rechnen und versuchen, ihre individuelle Weltsicht besser zu verstehen als sie selbst. Als Therapeut muss man sich in den Patienten einfühlen und sich mit ihm identifizieren können, um zum richtigen Zeitpunkt in angemessener Weise zu handeln oder die richtigen Worte zu sprechen. Dies kann nur gelingen, wenn der Therapeut sich als Person ganz in die Situation hineinbegibt, nicht innerlich distanziert bleibt, sondern sich als teilnehmender Beobachter (*participant observer*) versteht, der sich mit dem Patienten in „eine enge emotionale Beziehung einlässt. „Sein Hauptinstrument der Beobachtung ist sein Selbst – seine Persönlichkeit, *er* als Mensch“ (1954/1976, S. 1).⁶⁶

Er sollte aber das richtige Maß zwischen Nähe und Distanz finden und ein reifer, relativ angstfreier Mensch sein, um nicht der Gefahr zu erliegen, in die seelischen

⁶⁶ „The psychiatrist cannot stand off to one side and apply his sense organs, however they may be refined by the use of apparatus, to noticing what someone else does, without becoming personally implicated in the operation. His principal instrument of observation is his self – his personality, *him* as a person” (1954, S. 3)

Irritationen des Patienten hineingezogen zu werden. Auf dessen Zurückweisungen oder Anschuldigungen darf er nicht empfindlich reagieren und muss auf Eitelkeit verzichten. Denn er erlebt am eigenen Leibe, welche Kommunikationsstörungen und Wahrnehmungsverzerrungen (parataxic distortions) im Patienten vorliegen. Die Gegenübertragungsgefühle wie Ärger, Verunsicherung oder Angst sind Hinweise darauf, was im Patienten vorgeht und worin seine zwischenmenschlichen Schwierigkeiten bestehen. Parataktische Verzerrungen können auch „ein versteckter Versuch sein, etwas mitzuteilen, was der Therapeut – und schließlich vielleicht auch der Analysand – wirklich begreifen soll“ (Sullivan 1954/1976, S. 24). Wenn der Patient die Entstehung und Funktion seiner irrümlichen Verwechslungen verstanden hat, beginnt nach Sullivan der eigentliche Heilungsprozess.

Die Lebensschwierigkeiten des Analysanden sind nicht nur direkt in der Zweiersituation zu erleben, sondern auch im geduldigen Gespräch über seine gegenwärtige Lebensführung und über seine Kindheit und Jugend zu erforschen. Dabei ist dem Analysanden größtmöglicher Respekt entgegenzubringen und auf sein Sicherheitsbedürfnis zu achten, indem man auf vorschnelle, beunruhigende Deutungen verzichtet und ihn nicht auf ein bestimmtes Krankheitsbild festlegt. Durch Verständnis und Sympathie sollte die Angst gemildert und sein Selbstwertgefühl angehoben werden. Im günstigen Falle kommt es durch die Psychotherapie zu einer „Expansion des Selbst“, so dass der Analysand aus dem kooperativen Zusammenleben mit seinen Mitmenschen Sicherheit und Befriedigung gewinnt. Sullivan spricht von „sozialer Heilung“ (social cure), die durch zusätzliche Erfahrungen im praktischen Leben, Nacherziehung und Bildung erreicht wird (vgl. 1940, S. 237).

Sullivan macht einen deutlichen Unterschied zwischen dieser „sozialen Heilung“ und der „sozialen Genesung“ (social recovery) von hospitalisierten Patienten. Diese können entlassen werden, wenn sie (1.) eine gewisse Krankheitseinsicht zeigen und sie (2.) keine manifesten Symptome ihrer Störung mehr haben. Sie leiden eventuell dennoch unter psychischen Störungen, können jedoch so damit umgehen, dass sie mit den meisten Mitmenschen normal verkehren (vgl. 1940, S. 237). Außerdem verwendete Sullivan den Begriff „institutional recovery“ für Patienten, die trotz ihrer Symptome in einer Klinik angemessen leben können, weil sie mit Hilfe der Therapie gelernt haben, zwischen ihrer Fantasie und der Realität ihrer Umgebung zu unterscheiden (vgl. 1962, S. 222 f.).

Sullivan lehrte, dass in jedem Menschen eine Lebenskraft (power motive, power drive) sowie ein gewaltiges Streben zu den Mitmenschen und zur seelischen Gesundheit – „the powerful drive toward mental health“ (1956, S. 57) – vorhanden, wenn auch oft verborgen ist. Dieses muss der Therapeut in seinen Patienten aufspüren und anregen,

um dadurch eine allmähliche Heilung zu ermöglichen. Aufgrund seiner Erfahrung in der Therapie schwer gestörter Patienten kam er zu der Überzeugung:

Es gibt keine Ausnahme von der Regel, dass Patienten – sobald sie auch nur einen schwachen Schimmer von Hoffnung bekommen – auch danach streben, gesund zu werden (1956, S. 265).⁶⁷

Wer als Analysand zu einem Therapeuten geht, kommt mit der Erwartung, dass er mit dessen Hilfe etwas lernt, was ihm Nutzen verspricht, d.h. er möchte von seinen Symptomen befreit werden oder lernen, seine Lebensprobleme besser zu bewältigen. Diese Hoffnung darf der Therapeut nicht enttäuschen; vielmehr soll er dem Patienten von Anfang an vermitteln, dass er nicht nur erfahren will, „*wie* seine Schwierigkeiten aussehen, sondern auch *wer* er selbst ist und *mit wem* er Schwierigkeiten hat“ (1954/1976, S. 13 – kursiv im Original). Der Therapeut sollte sich seiner Rolle als „Fachmann für zwischenmenschliche Beziehungen“ bewusst sein, die Sullivan folgendermaßen definiert:

The psychiatric expert is expected to have an unusual grasp on the field of interpersonal relations ... He is supposed to be at least somewhat familiar with practically everything that people do one with another, and to know more than his client does about the interpersonal relations in any field of interest that may be discussed. He is supposed to have such an unusual grasp on the technique of participant observation that when he talks with another person, he learns more than could be expected of any reasonably intelligent ordinary mortal. He catches on to more; he is more informed about what goes on in his relations with others than are even really talented, but not expertly trained, people. And he is expected to show his expertness in the management of his relation with the patient – an expectation in which many patients are woefully disappointed now and then (1954, S. 27).⁶⁸

⁶⁷ „They are no exception to the rule that patients, once they get the faintest glimmer of hope, are principally engaged in trying to get well.“

⁶⁸ „Vom psychiatrischen Fachmann wird erwartet, dass er den Bereich der zwischenmenschlichen Beziehungen ungewöhnlich gut versteht ... Man nimmt von ihm an, dass er praktisch mit allen Dingen vertraut ist, die im zwischenmenschlichen Bereich vorkommen, und dass er diesbezüglich auf jedem Gebiet, das besprochen werden könnte, mehr weiß als sein Analysand. Man erwartet von ihm, dass er die Technik der teilhabenden Beobachtung so besonders gut beherrscht, dass er im Gespräch mit einem anderen Menschen mehr in Erfahrung bringt, als man bei einem einigermaßen intelligenten normalen Menschen erwarten würde. Er erfasst mehr; über alles, was in seinen menschlichen Beziehungen vorgeht, ist er besser informiert als andere durchaus begabte aber nicht fachmännisch geschulte Leute. Und es wird erwartet, dass er diese Geschicklichkeit in der Gestaltung seiner Beziehung zum Patienten anwendet – eine Erwartung, die bei vielen Patienten gelegentlich schmerzlich enttäuscht wird.“

5 Kritische Würdigung und Ausblick

5.1 Sullivans Authentizität

Unter Authentizität werden gewöhnlich Eigenschaften wie Echtheit, Glaubwürdigkeit und Zuverlässigkeit verstanden, die sich sowohl auf Informationen als auch auf Personen beziehen können. Inwiefern dieser Begriff auf Harry Stack Sullivan in besonderer Weise zutrifft, soll im Folgenden unter mehreren Aspekten erläutert werden.

(1) Sein Leben und sein Werk können als eine Einheit gesehen und verstanden werden; beide sind nicht voneinander zu trennen. Die von ihm geschaffene interpersonale Theorie ist ein unmittelbares Ergebnis seiner Lebenserfahrungen, und sein Leben kann mit Hilfe seiner Theorie genauer verstanden werden.

Das entscheidende Ergebnis seiner Lebenserfahrungen ist Sullivans Entwicklung seiner interpersonalen Theorie sowie sein Engagement für eine neue psychotherapeutische Behandlung von psychotisch Erkrankten. Evans sieht hier eine Parallele zu der Entwicklung Erik H. Eriksons, der über eine Jugendkrise zur Psychoanalyse kam:

Episodes of severe failure and disgrace are quite rare in the histories of many of the other makers of modern psychotherapy, with perhaps the exception of Erik Homburger Erikson. Sullivan's ability to survive, and later to make great use of, these failures was quite central in his development of interpersonal theory (Evans 1996, S. 30).⁶⁹

(2) Eine enge Übereinstimmung zwischen Sullivans Leben und seiner Lehre besteht auch hinsichtlich seiner Erfahrung, Außenseiter zu sein als Angehöriger der irisch-katholischen Minderheit in einer protestantischen Umgebung und als körperlich schwach entwickelter, intellektuell erfolgreicher Junge in einer ländlichen Umwelt, die stark vom traditionellen Männlichkeitsideal geprägt war. Später hat er sich intensiv mit Vorurteilsdenken, Diskriminierung, Feindseligkeit und Rassismus beschäftigt und neue Ideen zum Verstehen dieser verbreiteten Verirrungen beigetragen.

(3) Die Tatsache, dass er seine eigenen Schwierigkeiten und Persönlichkeitsmängel nicht verborgen, sondern sich zu ihnen bekannt hat, ist in die Grundhypothese seiner Lehre eingegangen, die besagt, dass alle Menschen, ob gesund oder krank, sich nicht wesentlich unterscheiden, also auch Arzt und Patient auf gleicher Stufe stehen. Um

⁶⁹ „Episoden des Scheiterns und der Demütigung finden sich ziemlich selten in den Biografien der Schöpfer der modernen Psychotherapie, mit vielleicht einer Ausnahme: Erik Homburger Erikson. Sullivans Fähigkeit, diese Fehlschläge zu überwinden und später Nutzen daraus zu ziehen, war entscheidend für seine Entwicklung der interpersonalen Theorie.“

seinen Ruf und seine Lehre nicht zu diskreditieren, hat er sich nicht öffentlich weder zu seiner vorübergehender psychischen Störung noch zu seiner Homosexualität bekannt. Aber auf beides finden sich in seinen Texten zahlreiche Hinweise, die für den aufmerksamen Leser als autobiografisch zu erkennen sind. Zudem war allgemein bekannt, dass er keine intime Beziehung zu einer Frau eingegangen ist, sondern ab 1927 mit einem jüngeren Mann zusammengelebt hat. Er vertrat die damals unkonventionelle Einstellung, dass Homosexualität „ein Entwicklungsfehler ist, der von unserer Gesellschaft als Ersatzverhalten diktiert wird“, wenn Menschen keine intime Beziehung zum anderen Geschlecht eingehen können (1954, S. 225).

(4) Als weiterer Aspekt seiner Authentizität sei sein offenes Bekenntnis zu den Quellen, die er verarbeitet hat, um seine Lehre zu entwickeln. Insbesondere bezieht er sich auf Freuds Pionierleistungen sowie die Schriften Alfred Adlers, Carl Gustav Jungs und Georg Groddeck. Auch würdigt er die Leistungen von Eugen Bleuler, Smith Ely Jelliffe und Edward Kempf auf dem Gebiet der Psychotherapie. Häufig beruft er sich auf seine Lehrer Adolf Meyer und William Alanson White sowie Ross McClure Chapman.

(5) Als authentisch ist auch sein Sprachstil zu charakterisieren, der seiner Lebensweise entspricht; er erscheint oft etwas maniert und ist durch teilweise eigenwillige Wortschöpfungen gekennzeichnet. Auch bekannte er sich dazu, dass es ihm schwer fiel, seine Gedanken schriftlich festzuhalten. Bis auf seine Aufsätze in Fachzeitschriften beruhen alle Veröffentlichungen Sullivans, die zumeist posthum erschienen sind, auf Tonbandaufnahmen, die von seinen Vorträgen und Lehrveranstaltungen gemacht wurden.

5.2 Sullivans Verankerung in der Zwischen- und Mitmenschlichkeit

Mit seiner interpersonalen Theorie hat Sullivan eine neue Sichtweise auf den Menschen, auf seine gesunde Entwicklung, seine psychischen Störungen und Verirrungen sowie die zwischenmenschlichen, gesellschaftlichen und internationalen Konflikte geschaffen. Er lehrte aufgrund seiner persönlichen und beruflichen Erfahrungen, dass jeder Mensch vom Beginn seines Lebens an auf mitmenschliche Zuwendung angewiesen und grundsätzlich zum solidarischen Zusammenleben mit anderen Menschen befähigt ist. Seine Lebensprobleme, psychischen Erkrankungen und Konflikte entstehen aus einem Mangel an positiven und einem Übermaß an schädlichen zwischenmenschlichen Erfahrungen.

Sullivans positives Menschenbild entspricht dem Alfred Adlers, der davon ausging, dass der Mensch ein Zoon politikon (Aristoteles), ein Gemeinschaftswesen ist und von Geburt an eine Disposition zum Gemeinschaftsgefühl besitzt. Beide sehen den Menschen nicht wie Freud als hauptsächlich vom Sexualtrieb gesteuertes Wesen mit einem angeborenen Aggressionstrieb. Wie Freud betont auch Sullivan die biologische Verankerung des Menschen, hebt aber mit Adolf Meyer hervor, dass die Biologie die Basis auch für seine psychische und soziale Entwicklung ist und das Psychische auch auf die körperliche Verfassung einwirkt. Insofern ist der Mensch nach Sullivan ganzheitlich als ein bio-psycho-soziales Lebewesen zu verstehen, bei dem alles unter dem Aspekt der Zwischenmenschlichkeit gesehen werden muss: seine lebenslange Entwicklung einschließlich der Erziehung, seine individuellen und kollektiven Lebensschwierigkeiten, seine körperlichen und seelischen Erkrankungen sowie deren Behandlung und Heilungsmöglichkeiten.

Praktische Auswirkungen hatte sein interpersonaler Ansatz hauptsächlich in der von ihm entwickelten neuen psychotherapeutischen Behandlung von schizophren Erkrankten im Sheppard Pratt Hospital in Towson, Maryland. Dort gelangen ihm beachtliche Heilungserfolge, weil er in seiner Spezialabteilung ein mitmenschliches, angstfreies Milieu geschaffen und seine Mitarbeiter so geschult hat, dass sie sich den Patienten respektvoll, freundschaftlich und mit Empathie zuwandten, so dass sie ihre Verschlossenheit allmählich aufgeben konnten. Dieselbe Einfühlsamkeit, die er den psychotisch Erkrankten gegenüber anwandte und die er seinen Mitarbeitern vermittelte, zeigte er auch in seinen ambulanten Therapiegesprächen mit neurotischen Patienten. Seine diesbezüglichen Erfahrungen hat er sehr eindrücklich und anschaulich in zwei 1944 und 1945 gehaltenen Vortragsserien geschildert, die 1954 in seinem meistgelesenen Buch *The Psychiatric Interview* veröffentlicht wurden. Dieses enthält viele praktische Hinweise und bietet einen sehr günstigen Zugang zu seiner interpersonalen Theorie sowie der unmittelbar daraus erwachsenen Kunst der therapeutischen Gesprächsgestaltung.

Sullivan wird als brillanter Therapeut geschildert, der durch sein hervorragendes Einfühlungsvermögen, seine optimistische Grundeinstellung und seinen tiefen Respekt auch schwer gestörten Patienten gegenüber in den meisten Fällen eine hilfreiche Beziehung zu ihnen aufbauen konnte. Clara Thompson nannte ihn „sanft, warmherzig und freundlich“ und sagte über ihn: „Wer ihn je gesehen hat, wenn er mit einem verwirrten Katatoniker sprach, der hat den wahren Harry gesehen, ohne Maske und ohne Abwehr. Seine Zärtlichkeit hatte nichts Rührseliges an sich; sie vermittelte vielmehr das Gefühl tiefen Verstehens“ (zit. in Chrzanowski 1977/1982, S. 347).

Sullivan fand auch stets einen guten Zugang zu seinen Lehrkandidaten und Zuhörern bei Ausbildungskursen der Washington School of Psychiatry und in der Klinik Chestnut Lodge, die wegen der hauptsächlich durch ihn angeregten Neuerungen zu Weltruhm gelangte. Dort beeinflusste er durch seine innovativen Ideen und durch die Wirkung seiner Persönlichkeit zahlreiche Kollegen und Schüler, die später berühmt wurden, z.B. Frieda Fromm-Reichmann, Edith Weigert, Mabel Blake Cohen, Otto A. Will, David und Margaret Rioch, Leon Salzman, Robert Kvarnes und Don D. Jackson (1920–68).

5.3 Sullivans Interdisziplinarität

Sullivan hat während seines beruflichen Wirkens versucht, sehr unterschiedliche wissenschaftliche Traditionen aufzunehmen und durch interdisziplinäre Zusammenarbeit zu verknüpfen. Durch solche gegenseitige Befruchtung, die von dem Schriftsteller Arthur Koestler als Bisoziation beschrieben wurde, entstehen oft weiterführende Ideen und Handlungskonzepte. Schon die Verbindung von Medizin und Psychoanalyse und die von Adolf Meyer vermittelte Psychobiologie können als Vorläufer seines interdisziplinären Denkens betrachtet werden. Dessen eigentlicher Beginn war 1926, als er den Kulturanthropologen Edward Sapir kennen lernte, welcher ihn mit den Forschern der Chicago School of Sociology bekannt machte.

Sullivans Konzept des Selbst ist stark beeinflusst von George H. Mead (1863–1931), der die Entstehung der Identität eines Menschen aus Kommunikationsprozessen erklärte und der die Grundlage für eine anthropologische Kulturtheorie schuf. Mit der Chicagoer Kulturanthropologin Ruth Benedict (1887–1948), die auch zu den Mitarbeitern der Washington School zählte, verband ihn eine lebenslange Freundschaft. Auch die Forschungen des Ethnologen B. Malinowski (1884–1942) wurden von Sullivan in sein Werk integriert.

Er beschäftigte sich sowohl mit der Entstehung und Überwindung von Vorurteilen und Antisemitismus (1964, S. 76–84) als auch ganz konkret mit der drängenden Problem des Rassismus, als er 1938 in den Südstaaten die Persönlichkeitsentwicklung junger Farbiger untersuchte. Der diese Arbeit begleitende und mit ihm befreundete Soziologe Charles S. Johnson würdigte dieses Engagement nach Sullivans Tod und meinte, für ihn sei es die Aufgabe der Psychologie, das Leben und Zusammenleben zu verstehen mit dem Ziel, es zu erleichtern und zu verbessern.

Erfüllt von der Sorge um den Weltfrieden, beteiligte sich Sullivan 1948 mit seine Ideen an der internationalen UNESCO-Konferenz zum Abbau von Spannungen und an einem internationalen Seminar zur Entwicklung einer weltweiten Kindererziehung zur Weltoffenheit und Vorurteilsfreiheit. Dies war eines der Ziele dieser 1945 gegründeten

Weltorganisation, in deren Präambel es heißt: „Da Kriege im Geist der Menschen entstehen, muss auch der Frieden im Geist der Menschen verankert werden.“

Mit der Absicht, die seelische und soziale Not der Menschen in der Nachkriegszeit zu lindern, arbeitete Sullivan ab 1945 mit dem kanadischen Arzt Brock Chisholm (1896–1971) zusammen an der Vorbereitung des International Congress on Mental Health 1948 in London und setzte damit die Arbeit Adolf Meyers fort, der den Begriff „mental hygiene“ geprägt und mit Clifford Beers und William James Anfang des 20. Jahrhunderts die Mental-Health-Bewegung begründet hatte. Der internationale Kongress von 1948 führte im selben Jahr zur Gründung der Welt-Gesundheits-Organisation WHO, deren erster Leiter der mit Sullivan befreundete Brock Chisholm wurde.

5.4 Rezeption

Harry Stack Sullivans Stellung innerhalb der psychodynamischen Theorie und Psychotherapie ist einzigartig und widersprüchlich. Einerseits wurde seine interpersonale Theorie von vielen psychoanalytischen Autoren als oberflächlich und inkorrekt angesehen, weil er angeblich die Bedeutung von innerpsychischen Prozessen vernachlässigt habe. Diesbezüglich sind besonders Edith Jacobson (1955) und Otto Kernberg (1976) hervorgetreten.

Andererseits wird von neueren Autoren hervorgehoben, dass Sullivans radikale Abkehr von der Triebtheorie und der orthodoxen Behandlungstechnik als wichtige Denkrichtung innerhalb der psychoanalytischen Theorie anzusehen ist. So betonen Greenberg und Mitchell (1983, S. 81), dass Sullivans Lehre der zwischenmenschlichen Beziehungen zu den wichtigsten Modellen der heutigen Theorie der Objektbeziehungen gehört und dass seine Ideen in jüngster Zeit von den bekanntesten psychoanalytischen Autoren als neue Erkenntnisse veröffentlicht werden – oft in kaum veränderter Form –, ohne dass Sullivan als Urheber dieser Ansätze gewürdigt wird.

Dass Sullivan in vielerlei Hinsicht seiner Zeit voraus war und Anstöße für zahlreiche neue Elemente der Psychotherapie gegeben hat, wird von einigen Autoren ausdrücklich hervorgehoben. Leon Salzman erwähnt, dass seine Arbeiten über Zwangsneurotiker die modernen Theorien über Persönlichkeitsstörungen beeinflusst haben. G. Klermann hat mit seinen Kollegen eine wirksame interpersonale Therapie von Depression entwickelt, die ebenso auf Sullivans Konzepten beruht wie die heutige Kurzzeittherapie (brief psychotherapy). So haben auch Strupp & Binder auf Stellen in seinem *Psychiatric Interview* (1954, S. 32 u. 76, dt. S. 30 u. 74) verwiesen, wo er die Fokussierung auf ein Problem und die Vermeidung von Zeitverlust empfiehlt.

Sullivans Neuerungen in der stationären Psychosentherapie können als das erste bedeutende Projekt auf dem Gebiet der Milieuthérapie in Amerika gelten, wie David Rioch und Alfred H. Stanton 1953 feststellten. Sein Einfluss auf diesem Gebiet verstärkte sich durch die auf seinen Ideen beruhenden Behandlungsmethoden in der von Dexter M. Bullard und Frieda Fromm-Reichmann geführten Klinik Chestnut Lodge sowie durch die von dieser Klinik und der Washington School of Psychiatry geförderte erste größere sozialwissenschaftlichen Studie über Nervenkliniken von A. H. Stanton und Morris S. Schwartz (1954). Die progressive Arbeit in Chestnut Lodge wurde weltbekannt durch Hannah Greens autobiografischen Roman *Ich hab dir nie einen Rosengarten versprochen* (1964) sowie durch den holländischen Psychiater Jan Foudraïne, der seine dortigen vierjährigen Erfahrungen in seinem bekannten Buch *Wer ist aus Holz?* 1971 veröffentlicht hat und darin mehrfach auf Sullivan und Frieda Fromm-Reichmann verweist.

Einen sehr wichtigen Einfluss hatte Sullivans interpersonale Theorie auch auf die Entwicklung der Gruppentherapie, wie Yalom in *The Theory and Practice of Group Psychotherapy* (1975, S. 22) schreibt. Wenig bekannt ist, dass die frühe bahnbrechende Untersuchung über Gruppentherapie von Florence Powdermaker, Jerome Frank und Morris Parloff schon 1947 im Rahmen der Washington School of Psychiatry entstanden ist (Evans 1996, S. 5).

Die moderne Säuglingsforschung, die sich in den 1970er Jahren entwickelte, führt die Arbeiten von René Spitz (ab 1945) und Sullivan fort, dessen Erkenntnisse über die zwischenmenschliche Bezogenheit Menschen schon im Säuglingsalter nicht nur durch Winnicott, Bowlby und Fairbairn bestätigt wurden, sondern auch von dem Psychoanalytiker Daniel Stern (Jg. 1934) ausdrücklich gewürdigt werden. Dies drückt sich auch in dem Titel seines 1985 erschienen Buches *The Interpersonal Birth of the Infant* aus. Die von Stern eingeführten Begriffe wie Intersubjektivität, *attunement*, *shared attention* und *social referencing* erinnern sehr an Sullivans interpersonale Theorie.⁷⁰

Einen nicht unbedeutenden Einfluss hatte Sullivans Versuch, seine Lehre auf die Politik und besonders auf internationale Konflikte anzuwenden. Ein Ergebnis seiner Zusammenarbeit mit dem Politologen Harold Lasswell (1902–1978) war dessen Buch *Psychopathology and Politics* (1930), womit er zum Vater der politischen Psychologie wurde. Sullivan hat sich auch selbst zu politisch relevanten Fragen geäußert, z.B. 1940 über *Propaganda and Censorship*, 1941 über *Psychiatry and National Defense* und

⁷⁰ Hierzu sei hingewiesen auf das von dem deutschen Soziologen Martin Dornes veröffentlichte Buch *Der kompetente Säugling – Die präverbale Entwicklung des Menschen*, Frankfurt a. M. 1993.

1942 zum Thema *Leadership, Mobilization and Postwar Change* (erschieden in *The Fusion of Psychiatry and Social Science*, 1964).

5.5 Grenzen und Ausblicke

Trotz Sullivans Offenheit für verschiedene Nachbarwissenschaften sowie seiner großen geistigen und praktischen Produktivität soll doch auf einige Grenzen und Mängel seines Wirkens hingewiesen werden. So sind seine Überlegungen zu einer Anwendung seiner Theorie auf die Politik und zur Schaffung einer der Friedenssicherung dienenden Völkerpsychologie (*psychiatry of peoples*) nicht genügend ausgearbeitet worden. Auch seine Anregungen zu einer entwicklungsfördernden Kindererziehung, die Weltoffenheit und Vorurteilsfreiheit vermittelt, hat er nicht zu einer pädagogischen Psychologie entwickelt, die auf den Grundideen seiner interpersonalen Theorie aufbaut.

Weiterhin fehlt eine Erörterung der sexuellen Abweichungen, wie sie z.B. Medard Boss vorgelegt hat, obwohl Intimität und Sexualität in seiner Lehre eine zentrale Rolle spielen. Auch seine Auseinandersetzung mit der Triebtheorie Freuds hätte noch klarer und systematischer formuliert werden können. Da er selbst der christlichen Religion verbunden geblieben ist, hat er keine umfassende Religionskritik formuliert, wie sie Freud und Adler ausgearbeitet haben. Er kritisierte lediglich religiöse Intoleranz gegenüber Andersgläubigen und die eine gesunde Entwicklung verhindernde strenge Sexualmoral der Kirchen.

Sullivan benennt zwar die Verpflichtung des reifen Menschen, an der Verbesserung der Verhältnisse mitzuwirken, übt aber keine grundsätzliche Gesellschaftskritik. So bleibt er trotz seiner revolutionären Iden auf dem Gebiet der Psychiatrie und Psychotherapie ein Vertreter des amerikanischen Mainstream. Denn in den Vereinigten Staaten spielt die Religion im Leben der Mehrheit bis heute eine viel größere Rolle als in Europa, und da die Sozialisten dort seit den 1940er Jahren fast bedeutungslos geworden sind, ist es auch unter Intellektuellen nicht üblich, die Religion oder die von großer Ungleichheit geprägte Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung infrage zu stellen.

Sullivan hat eine eigene tiefenpsychologische und sozialpsychologische Theorie entwickelt, die weitgehend ohne spekulative Ideen auskommt, da er fest im angelsächsischen Pragmatismus verankert war und sich der Sozialforschung zugehörig fühlte. Was er kaum assimiliert hat, ist die Philosophie des 19. und 20. Jahrhunderts, wie sie von Freud, Adler, Jung und Fromm in ihre Lehren eingearbeitet worden ist. Dies gilt auch für Autoren wie Rollo May (1909–1994), Ronald D. Laing (1927–1989) und Josef Rattner (Jg. 1928), die sich außer mit Nietzsche unter anderem mit der Existenzphilosophie, der Phänomenologie und den Lehren von Max Scheler (1874–1928) und Nicolai Hartmann (1882–1950) auseinander gesetzt haben. Die Letzteren heben als das

Besondere am Menschen dessen geistige Dimension hervor, die bei Sullivan etwas zu kurz kommt.

Sullivans Werk blieb wegen seines frühen Todes mit 57 Jahren unvollendet. Warum er so früh verstarb, ist weiter oben (am Ende des biografischen Teils) ausführlicher erörtert worden. Möglicherweise haben nicht nur seine schwache Konstitution und seine Krankheit zum Tode geführt, sondern auch seine Resignation angesichts der desolaten Weltlage und der gewaltigen Aufgaben, an denen er mitarbeiten wollte. Um hiergegen standzuhalten, bedarf es eines langfristigen Denkens und einer Verankerung in der geistigen Welt der Philosophie oder anderer Geisteswissenschaften, die bei Sullivan eventuell zu schwach war. Des Weiteren hat er wahrscheinlich zu wenig Psychohygiene und gesundheitliche Fürsorge für sich selbst betrieben. Sonst hätte er es nach Kriegsende vermieden, trotz seiner schwachen Gesundheit so anstrengende Arbeitstagungen und weite Reisen auf sich zu nehmen.

Sullivans Lehre hat zwar in vielfältiger Weise auf die gegenwärtigen Entwicklungen der Psychiatrie, Psychotherapie und der Sozialwissenschaften eingewirkt. Seine Ideen könnten jedoch in Zukunft noch mehr Verbreitung finden und fruchtbar angewandt werden unter anderem

- in der psychosomatischen Medizin, die von ihm nur am Rande erwähnt wird,
- in der Therapie und Prophylaxe von Drogenabhängigkeit und Alkoholismus,
- in der Pädagogik und Erwachsenenbildung,
- bei der Erforschung und Überwindung von Vorurteilen und Diskriminierung,
- bei der Linderung der sozialen und ökonomischen Ungleichheit sowohl im Inland als auch international, und
- zum Abbau hierarchischer, inhumaner Strukturen in Kliniken, Unternehmen, Behörden, Schulen und Haftanstalten.

Literaturverzeichnis

- Adler, Alfred: (1907) Studie über Minderwertigkeit von Organen, Frankfurt a. M. 1977 (Fischer)
- Adler, A.: (1908) Das Zärtlichkeitsbedürfnis des Kindes, in: Adler, A. / Furtmüller, C.: Heilen und Bilden (1914), Frankfurt a. M. 1973 (Fischer)
- Adler, A.: (1927) Menschenkenntnis, Frankfurt a. M. 1993 (Fischer)
- Adler, A.: (1928) Über den nervösen Charakter – Grundzüge einer vergleichenden Individualpsychologie und Psychotherapie, Frankfurt a. M. 1977 (Fischer)
- Adler, A.: (1929) Neurosen – Zur Diagnose und Behandlung, Frankfurt a. M. 1981 (Fischer)
- Adler, A.: (1930) Kindererziehung, Frankfurt a. M. 1976 (Fischer)
- Adler, A.: (1934) Körperliche Auswirkungen seelischer Störungen, in: Psychotherapie und Erziehung – Ausgewählte Aufsätze Bd. III, Frankfurt a. M. 1983 (Fischer)
- Ansbacher, Heinz / Ansbacher, Rowena: (1972) Die Individualpsychologie Alfred Adlers, München (E. Reinhardt Verlag)
- Bandura, Albert: (1976) Lernen am Modell, Stuttgart (Klett)
- Bandura, Albert: (1979) Sozialkognitive Lerntheorie, Stuttgart 1979 (Klett) [Social Learning Theory, Englewood Cliffs, N.Y. 1977, Prentice-Hall]
- Bandura, Albert: (1977) Social Learning Theory, Englewood Cliffs, N.J. (Prentice-Hall)
- Bateson, Gregory: (1972) Ökologie des Geistes – Anthropologische, psychologische, biologische und epistemologische Perspektiven, Frankfurt a. M. 1985 (Suhrkamp)
- Bateson, Gregory / Jackson, Donald D. et al.: (1969) Schizophrenie und Familie, Frankfurt a. M. 1996 (Suhrkamp)
- Beck, Aaron T. et al.: (1979) Kognitive Therapie der Depression, Weinheim 1992 (Psychologie Verlags Union)
- Beck, Aaron T. et al.: (1990) Kognitive Therapie der Persönlichkeitsstörungen, 3. Aufl. Weinheim 1995 (Psychologie Verlags Union)
- Benesch, Hellmuth: (1987) DTV-Atlas Psychologie Bd. 1, 2. Aufl. München 2002
- Blitsten, Dorothy R.: (1953) The Social Theories of Harry Stack Sullivan – The Significance of His Concepts of Socialization and Acculturation, Digested from His Various Papers and Integrated as a Selection for Social Scientists, New York (The William-Frederick Press)
- Bowlby, John (1973) Attachment and Loss, Vol. 2: Anxiety and Anger, New York (Basic Books)
- Bruch, Hilde: (1980) Der goldene Käfig – Das Rätsel der Magersucht, Frankfurt a. M. 1982 (Fischer)
- Bruch, Hilde: (1990) Das verhungerte Selbst – Gespräche mit Magersüchtigen, Frankfurt a. M. (Fischer)
- Buber, Martin: (1923) Ich und Du, Stuttgart 1995 (Reclam)
- Buber, Martin: (1951) Urdistanz und Beziehung, Heidelberg 1960 (Lambert Schneider)
- Burnham, John, C.: (1983) Jelliffe – American Psychoanalyst and Physician & His Correspondence with Sigmund Freud and C. G. Jung, hrsg. von William McGuire, Chicago (University of Chicago Press)
- Cassirer, Ernst: (1923-1929) Die Philosophie der symbolischen Formen, Bände I-III, Darmstadt 1997 (Wiss. Buchgesellschaft)
- Chapman, A. H.: (1976) Harry Stack Sullivan – His Life and His Work, New York (Putnam's Sons)
- Chrzanowski, Gerard: (1977) Das psychoanalytische Werk von Karen Horney, Harry Stack Sullivan und Erich Fromm. In: Eicke, Dieter (Hg.): Tiefenpsychologie Band 3: Die Nachfolger Freuds, Weinheim u. Basel 1982, S. 346–380 (Beltz)

- Clark, Ronald W.: (1980) Freud – The Man and the Cause, London (Weidenfeld & Nicolson)
- Cohen-Solal, Annie: (1988) Sartre – 1905–1980, Frankfurt a. M. (Büchergilde Gutenberg)
- Conci, Marco: (1995) H. S. Sullivan und die Spaltungen in der amerikanischen psychoanalytischen Gemeinschaft der vierziger Jahre. In: Luzifer-Amor – Zeitschrift zur Geschichte der Psychoanalyse, 8. Jg, Heft 16, Tübingen 1995, S. 32–55
- Conci, Marco: (2005) Sullivan neu entdecken – Leben und Werk Harry Stack Sullivans und seine Bedeutung für die Psychiatrie Psychotherapie und Psychoanalyse, Gießen (Psychosozial-Verlag)
- Dahmer, Helmut: (1976) Sándor Ferenczi – Sein Beitrag zur Psychoanalyse. In: Eicke, Dieter (Hg.): Tiefenpsychologie Band 1: Sigmund Freud – Leben und Werk, Weinheim u. Basel 1982, S. 161–190 (Beltz)
- Danzer, Gerhard / Rattner, Josef: (1999) Der Mensch zwischen Gesundheit und Krankheit – Tiefenpsychologische Theorien menschlicher Funktionen, Darmstadt (Wiss. Buchges.)
- Ellenberger, Henry F.: (1970) Die Entdeckung des Unbewussten – Geschichte und Entwicklung der dynamischen Psychiatrie von den Anfängen bis zu Janet, Freud, Adler und Jung (1973), Zürich 1985 (Diogenes)
- Erikson, Erik H.: (1971) Kindheit und Gesellschaft, Stuttgart 1999 (Klett-Cotta) [Childhood and Society, New York 1950/1989 (Norton)]
- Erikson, Erik H.: (1959) Identität und Lebenszyklus, Stuttgart [Identity and the Life Cycle, New York 1981 (Norton)]
- Evans III, F. Barton: (1996) Harry Stack Sullivan – Interpersonal theory and psychotherapy, London u. New York (Routledge)
- Fages, Jean-Baptiste: (1981) Geschichte der Psychoanalyse nach Freud, Frankfurt a. M./ Berlin/ Wien (Ullstein) [Histoire de la Psychoanalyse après Freud, Toulouse 1976]
- Fairbairn, W. Ronald D.: (1952) Das Selbst und die inneren Objektbeziehungen, Gießen 2001 [An Object Relations Theory of the Personality, New York 1952]
- Ferenczi, Sándor: (1933) Bausteine zur Psychoanalyse, Band III, Bern 1964 (Hans Huber)
- Flick, Uwe: (1995) Qualitative Forschung – Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften, Reinbek b. Hamburg 1996 (Rowohlt)
- Foudraine, Jan: (1971) Wer ist aus Holz? Neue Wege der Psychiatrie, München 1976 (dtv)
- Freud, Sigmund: (1894a) Die Abwehr-Neuropsychose, G.W. Bd. I (1952), Frankfurt a. M. 1999 (Fischer)
- Freud, S.: (1894b) Über die Berechtigung, von der Neurasthenie einen bestimmten Symptomenkomplex als „Angstneurose“ abzutrennen, G.W. Bd. I (1952)
- Freud, S.: (1896) Weitere Bemerkungen über die Abwehr-Neuropsychose, G.W. Bd. I (1952)
- Freud, S.: (1904) Über Psychotherapie, G.W. Bd. V (1942)
- Freud, S.: (1909) Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben, G.W. Bd. VII (1941)
- Freud, S.: (1911) Psychoanalytische Bemerkungen über einen autobiographisch beschriebenen Fall von Paranoia, G.W. Bd. VIII (1943)
- Freud, S.: (1914) Zur Einführung des Narzissmus, G.W. Bd. X (1946),
- Freud, S.: (1917) Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse, G.W. Bd. XI (1940)
- Freud, S.: (1917) Die Übertragung, G.W. Bd. XI (1940)
- Freud, S.: (1919) Das Unheimliche, G.W. Bd. XII (1949)
- Freud, S.: (1920) Jenseits des Lustprinzips, G.W. Bd. XIII (1940)
- Freud, S.: (1926) Hemmung, Symptom und Angst, G.W. Bd. XIV (1948)
- Freud, S.: (1933) Angst und Triebleben, G.W. Bd. XV (1940)
- Fromm, Erich: (1941) Die Furcht vor der Freiheit, Frankfurt a. M. u. Berlin 1983 (Ullstein)

- Fromm, Erich: (1989) Anatomie der menschlichen Destruktivität, G.A. Bd. VII Aggressionstheorie, München (dtv)
- Fromm-Reichmann, Frieda: (1959) Intensive Psychotherapie – Grundzüge und Technik, Stuttgart (Klett-Cotta) [Principle of Intensive Psychotherapy, Univ. of Chicago Press 1950]
- Fromm-Reichmann, Frieda: (1978) Psychoanalyse und Psychotherapie – eine Auswahl aus ihren Schriften, Stuttgart (Klett-Cotta) [Psychoanalysis and Psychotherapy, University of Chicago Press 1959]
- Funk, Rainer: (1983) Erich Fromm mit Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, Reinbek b. Hamburg 1991 (Rowohlt)
- Gay, Peter: (1987) Freud – Eine Biographie für unsere Zeit, Frankfurt a. M. 1989 (Fischer)
- Goldstein, Kurt: (1934) Der Aufbau des Organismus – Einführung in die Biologie unter besonderer Berücksichtigung der Erfahrungen am kranken Menschen, Den Haag (Nijhoff)
- Green, Hannah: (1973) Ich hab dir nie einen Rosengarten versprochen, Reinbek b. Hamburg 2000 (Rowohlt) [I Never Promised You a Rose Garden, New York 1964]
- Green, Maurice R. (Hg.): (1964) Interpersonal Psychoanalysis – The Selected Papers of Clara M. Thompson, New York, Basic Books, URL: www.webster.edu/~woolflm/thompson.
- Greenspan, S. I.: (1983) Clinical Infant Reports, No. 3: Infants in Multi-Risk Families, New York (International Universities Press)
- Hoffmann, Klaus: (1995) Frieda Fromm-Reichmann – Brückenschlag zwischen Psychiatrie und Psychoanalyse. In: Luzifer-Amor – Zeitschrift zur Geschichte der Psychoanalyse, 8. Jg. Heft 16, Tübingen 1995, S. 22-31
- Hoffmann, Klaus: (1995) Psychoanalyse und Psychiatrie 1994 – Eindrücke aus Chestnut Lodge. In: Luzifer-Amor 16, Tübingen 1995, S. 161–165
- Hoffmeister, Johannes: (1954) Wörterbuch der philosophischen Begriffe, Hamburg 1955 (Meiner)
- Hornstein, Gail A.: (2000) To Redeem One Person Is to Redeem the World – The Life of Frieda Fromm-Reichmann, New York (The Free Press)
- Horney, Karen: (1952) Neurose und menschliches Wachstum, München 1975 (Kindler)
- Hunter, M. (Hg.): (1990) The Sexually abused Male, Lexington, M.A. (Lexington Books)
- James, William: (1901/02) Die Vielfalt religiöser Erfahrung – Eine Studie über die menschliche Natur, Frankfurt a. M. u. Leipzig, 1997 (Insel)
- Jones, Edward E., Kanouse, D. et al. (1971) Attribution Theory, Morristown, N.J. (General Learning Press)
- Kierkegaard, Sören: (1844) Der Begriff Angst, Wiesbaden 2005 (Marix Verlag)
- Köhler, Wolfgang: (1921) Intelligenzprüfungen an Anthropoiden, Berlin (Springer)
- König, René (Hg.): (1958) Soziologie – Das Fischer Lexikon, Frankfurt a. M. 1960 (Fischer)
- Laing, Ronald D.: (1960) Das geteilte Selbst – Eine existentielle Studie über geistige Gesundheit und Wahnsinn, Reinbek b. Hamburg 1976 (Rowohlt)
- Lasswell, Harold: (1930) Psychopathology and Politics, Chicago (University of Chicago Press)
- Lasswell, Harold: (1938) What Psychiatrists and Political Scientists Can Learn from One Another, in: Psychiatry Vol. 1(1) & 64 (3), 2001, S. 184–191
- Levinson, Daniel J.: (1978) The Seasons of a Man's Life, New York (A.A. Knopf)
- Levinson, Daniel J.: (1996) The Seasons of a Woman's Life, New York (A.A. Knopf)
- Lévy, Alfred: (2002) Erich Fromm – Humanist zwischen Tradition und Utopie, Würzburg (Königshausen & Neumann)
- Lidz, Theodore: (1987) Vorwort zu: Hilde Bruch: Das verhungerte Selbst, Frankfurt a. M. (Fischer)
- Mahler, Margaret S: (1968) Symbiose und Individuation, Stuttgart 1998 (Klett-Cotta)

- Maslow, Abraham H.: (1968) *Psychologie des Seins – Ein Entwurf*, München 1973 (Kindler)
- May, Rollo: (1969) *Der verdrängte Eros*, Hamburg 1970 (Christian Wegner Verlag)
- May, Rollo (1980) *Nietzsches Beiträge zur Psychologie*. In: Rattner, J. (Hg.): *Jahrbuch für verstehende Tiefenpsychologie und Kulturanalyse*, Bd. 1, Berlin 1981, S. 11–22
- Meyer, Adolf: (1906) *Fundamental Conceptions of Dementia Praecox*. In: *British Medical Journal*, II, 1906, S. 757–760
- Meyer, Adolf (1957) *Psychobiology – A Science of Man*, Hg. Eunice E. Winters / Anna Mae Bowers, Springfield, Ill. (Charles C. Thomas)
- Millon, Theodore & Everly, G. S.: (1985) *Personality and Its Disorders – A Biosocial Learning Approach*. New York (John Wiley & Sons)
- Mitchell, Stephen A.: (2003) *Bindung und Beziehung – Auf dem Weg zu einer relationalen Psychoanalyse*, Gießen (Psychosozial-Verlag) [Relationality - From Attachment to Intersubjectivity, Hillsdale, New Jersey, 2000 (The Atlantic Press)]
- Mullahy, Patrick (Hg.): (1949) *A Study of Interpersonal Relations – New Contributions to Psychiatry*, New York (Grove Press, Inc.)
- Mullahy, Patrick (1952) *The Contributions of Harry Stack Sullivan*, Northvale, New Jersey 1995 (Jason Aronson Inc.)
- Mullahy, Patrick (1970) *Psychoanalysis and Interpersonal Psychiatry – The Contributions of Harry Stack Sullivan*, New York (Science House)
- Müller, H.: (1987) *Ist Chestnut Lodge Salz in der wunden Stelle des psychoanalytischen Beitrags zur Behandlung der Schizophrenie?* In: *Psychiatrische Praxis* 14, 1987, Stuttgart/New York, S. 22–26
- Musil, Robert: (1906) *Die Verwirrungen des Zöglings Törless*, Reinbek b. Hamburg 1987 (Rowohlt)
- Noble, Douglas / Burnham, Donald: (1989) *A History of the Washington Psychoanalytic Society*, in: Silver A.-L. (Hg.): *Psychoanalysis and Psychosis*, Madison URL: www.washpa.org/society/history.htm, Washington D.C. 2000
- Ozarin, Lucy D.: (1999) *William A. White, M.D.: A Distinguished Achiever*. In: *Psychiatric News*, 01/1999
- Perry, Helen Swick: (1982) *Psychiatrist of America – The Life of Harry Stack Sullivan*, Cambridge, Massachusetts/ London, England (Belknap Press of Harvard University Press)
- Peters, Uwe Henrik (Hg.): (1980) *Kindlers Psychologie des 20. Jahrhunderts*, *Psychiatrie* Bd. 1 und 2, Weinheim/Basel 1983 (Beltz)
- Peters, Uwe Henrik: (1992) *Psychiatrie im Exil – Die Emigration der Dynamischen Psychiatrie aus Deutschland 1933–1939*, Düsseldorf (Kupka Verlag)
- Peters, Uwe Henrik: (1999) *Lexikon Psychiatrie - Psychotherapie - medizinische Psychologie*, 5. Aufl., München/ Jena (Urban & Fischer)
- Rank, Otto: (1924) *Das Trauma der Geburt und seine Bedeutung für die Psychoanalyse*, Wien (Intern. Psychoanalytischer Verlag)
- Rattner, Josef: (1969) *Psychologie der zwischenmenschlichen Beziehungen – Entwicklungspsychologie, Psychopathologie, Psychotherapie, Sozialpsychologie*, Augsburg 1999 (Bechtermünz)
- Rattner, Josef: (1970 a) *Aggression und menschliche Natur – Individual- und Sozialpsychologie der Feindseligkeit und Destruktivität des Menschen*, Frankfurt a. M. 1972 (Fischer)
- Rattner, Josef: (1970 b) *Tiefenpsychologie und Politik*, Freiburg i. Br. (Verlag Rombach)
- Rattner, Josef: (1971) *Psychologie des Vorurteils – Eine tiefenpsychologische Untersuchung über das voreingenommene Denken und die autoritäre Persönlichkeit*, Zürich (W. Classen)
- Rattner, Josef: (1976 a) *Wirklichkeit und Wahn – Das Wesen der schizophrenen Reaktion*, Frankfurt a. M. (Fischer)

- Rattner, Josef: (1976 b) Vorwort zu: Harry S. Sullivan: Das psychotherapeutische Gespräch, Frankfurt a. M. (Fischer)
- Rattner, Josef: (1977) Heilung durch das Gespräch – Tiefenpsychologie und Sprache, Berlin
- Rattner, Josef: (1990) Klassiker der Tiefenpsychologie, München (Psychologie Verlags Union)
- Rattner, Josef: (1993) Krankheit, Gesundheit und der Arzt, München (Quintessenz)
- Rattner, Josef: (1996) Charakterstudien – Jahrbuch für Verstehende Tiefenpsychologie und Kulturanalyse Band 18/19, Berlin (Verlag für Tiefenpsychologie)
- Rattner, Josef / Danzer, Gerhard: (1997) Medizinische Anthropologie – Ansätze einer personalen Heilkunde, Frankfurt a. M. (Fischer)
- Rattner, Josef / Danzer, Gerhard: (2000) Grundbegriffe der Tiefenpsychologie und Psychotherapie, Darmstadt (Wiss. Buchgesellschaft)
- Rattner, Josef / Danzer, Gerhard: (2001) Liebe und Ehe – Zur Psychologie der Zweierbeziehung, Darmstadt (Wiss. Buchgesellschaft)
- Rattner, Josef / Danzer, Gerhard: (2004) Homo insipiens oder der dumme Mensch – Ein Beitrag zur psychologischen Anthropologie und Kulturkritik, Berlin (Verlag für Tiefenpsychologie)
- Riemann, Fritz (1961): Grundformen der Angst – Eine tiefenpsychologische Studie, 32. Aufl. München/ Basel 1999 (E. Reinhardt Verlag)
- Riesman, David et al.: (1950) Die einsame Masse – Eine Untersuchung der Wandlungen des amerikanischen Charakters, Reinbek b. Hamburg 1965 (Rowohlt)
- Rioch, Margaret. J.: (1986) Fifty Years at the Washington School on Psychiatry. In: Psychiatry 46, 1986, S. 33–44
- Roazen, Paul: (1976) Sigmund Freud und sein Kreis – Eine biographische Geschichte der Psychoanalyse, Gießen 1997 (Psychosozial-Verlag)
- Rubins, Jack L.: (1980) Karen Horney – Sanfte Rebellin der Psychoanalyse – Biographie, München (Kindler)
- Safranski, Rüdiger: (1944) Ein Meister aus Deutschland – Heidegger und seine Zeit, München/ Wien (Hanser)
- Sartre, Jean-Paul: (1943) Das Sein und das Nichts – Versuch einer phänomenologischen Ontologie, Reinbek b. Hamburg 1991 (Rowohlt)
- Sartre, Jean-Paul: (1946) Der Existentialismus ist ein Humanismus. In: Der Existentialismus ist ein Humanismus und andere philosophische Essays 1943–1948, 5. Aufl. Reinbek b. Hamburg 2000 (Rowohlt)
- Searle, John R.: (1971) Sprechakte – Ein sprachphilosophischer Essay, Frankfurt a. M. (Suhrkamp)
- Schultz-Hencke, Harald: (1940) Der gehemmte Mensch – Entwurf eines Lehrbuches der Neo-Psychoanalyse, 4. Aufl. Stuttgart 1978 (Thieme)
- Shapiro, David: (1965) Neurotic Styles, New York (Basic Books)
- Shapiro, David: (1981) Autonomy and Rigid Character, New York (Basic Books)
- Shulman, H. Bernhard: (1968) Individualpsychologische Schizophreniebehandlung, München/ Basel 1980 (E. Reinhardt Verlag)
- Singer, Jerome L.: (1990) Repressive personality style – Theoretical and methodological implications for health and pathology. In: J. L. Singer (Hg.): Repression and Dissociation, Chicago (University of Chicago Press), S. 435–470
- Spitz, René: (1946) Die Entstehung der ersten Objektbeziehungen, Stuttgart 1957 (Klett)
- Spitz, René: (1969) Vom Säugling zum Kleinkind – Naturgeschichte der Mutter-Kind-Beziehungen im ersten Lebensjahr, Stuttgart (Klett) [The First Year of Life – A Psychoanalytic Study of Normal and Deviant Development of Object Relations, New York 1965 (International Universities Press)]

- Stern, Daniel: (1977) Mutter und Kind – Die erste Beziehung Stuttgart 1979 (Klett)
- Stierlin, Helm: (1975) Von der Psychoanalyse zur Familientherapie, Stuttgart (Klett)
- Stierlin, Helm: (1980) Vorwort zu: Hilde Bruch: Der goldene Käfig, Frankfurt a. M. (Fischer)
- Suhr, Martin: (1994) John Dewey zur Einführung, Hamburg 1994 (Junius)
- Sullivan, Harry Stack: (1940) Conceptions of Modern Psychiatry – The First William Alanson White Memorial Lectures, 2nd Edition, New York 1953 (Norton)
- Sullivan, Harry Stack: (1953) Die interpersonale Theorie der Psychiatrie, Frankfurt a. M. 1980 (Fischer) [The Interpersonal Theory of Psychiatry, New York 1953 (Norton)]
- Sullivan, Harry Stack: (1954) The Psychiatric Interview, New York 1970 (Norton)
- Sullivan, Harry Stack: (1956) Clinical Studies in Psychiatry, New York (Norton)
- Sullivan, Harry Stack: (1962) Schizophrenia as a Human Process, New York (Norton)
- Sullivan, Harry Stack: (1964) The Fusion of Psychiatry and Social Science, New York (Norton)
- Sullivan, Harry Stack (1972) Personal Psychopathology, New York (Norton)
- Sullivan, Harry Stack: (1976) Das psychotherapeutische Gespräch – Beitrag zur modernen Psychoanalyse und Psychotherapie, Frankfurt a. M. (Fischer)
- Szasz, Thomas: (1975) Geisteskrankheit – Ein moderner Mythos? Grundzüge einer Theorie des persönlichen Verhaltens, München (Kindler)
- Thompson, Clara: (1949 a) The Role of Women in this Culture. In: Mullahy, Patrick (Hg.): A Study of Interpersonal Relations – New Contributions to Psychiatry, New York (Grove Press, Inc.), S. 147–161
- Thompson, Clara: (1949 b) Harry Stack Sullivan, the Man. In: Psychiatry 12, S. 435–437
- Thompson, Clara: (1950) Psychoanalysis – Evolution and Development, New York (Nelson)
- Thompson, Clara: (1952) Die Psychoanalyse – Ihre Entstehung und Entwicklung, Zürich (Pan)
- Thompson, Clara: (1953) Towards a Psychology of Women. In: Pastoral Psychology, 4 (34), S. 29–38
- Watzlawick, Paul / Beavin, J. H./ Jackson, D. D.: (1969) Menschliche Kommunikation – Formen, Störungen, Paradoxien, Bern 2000 (Hueber) [Pragmatics of Human Communication – A Study of Interactional Patterns, Pathologies and Paradoxes, New York (Norton)]
- Watzlawick, Paul: (1983) Anleitung zum Unglücklichsein, München 1993 (dtv)
- Watzlawick, Paul: (1976) Wie wirklich ist die Wirklichkeit? Wahn, Täuschung, Verstehen, München 1982 (Piper)
- White, William A.: (1907) Outlines of Psychiatry, New York 1970 (Johnson Reprint)
- White, W. A.: (1933) Crime and Criminals, New York (Farrar and Rinehart)
- White, W. A.: (1938) William Alanson White – The Autobiography of a Purpose, Garden City, New York, (Doubleday, Doran)
- Yalom, Irvin D.: (1975) The Practice of Group Psychotherapy, New York (Basic Books)
- Yalom, Irvin D.: (1999) Theorie und Praxis der Gruppenpsychotherapie, Stuttgart (Klett-Cotta)
- Youniss, James: (1980) Parents and Peers in Social Development – A Sullivan-Piaget Perspective, Chicago (Chicago University Press)

Ehrenwörtliche Erklärung

Ich erkläre ehrenwörtlich, dass ich die vorliegende wissenschaftliche Arbeit selbstständig angefertigt und die mit ihr unmittelbar verbundenen Tätigkeiten selbst erbracht habe. Ich erkläre weiterhin, dass ich keine anderen als die angegebenen Hilfsmittel benutzt habe. Alle ausgedruckten, ungedruckten oder dem Internet im Wortlaut oder im wesentlichen Inhalt übernommenen Formulierungen und Konzepte sind gemäß den Regeln für wissenschaftliche Arbeiten zitiert und durch Fußnoten bzw. durch andere genaue Quellenangaben gekennzeichnet.

Die während des Arbeitsvorganges gewährte Unterstützung einschließlich signifikanter Betreuungshinweise ist vollständig angegeben.

Die wissenschaftliche Arbeit ist noch keiner anderen Prüfungsbehörde vorgelegt worden. Diese Arbeit wurde in gedruckter und elektronischer Form abgegeben. Ich bestätige, dass der Inhalt der digitalen Version vollständig mit dem der gedruckten Version übereinstimmt.

Ich bin mir bewusst, dass eine falsche Erklärung rechtliche Folgen haben wird.

H. Siebentiner
.....

Berlin, 17. März 2007